Asc. 5562 w-2

10-27-22-07 100,-

27-477

In Rhetorica praemium e libro scholar
obtinuit insignia Adolescens Donatus
Ardennatten. Brigae 8. Sept. 1906

<366404244600 14

<366404244600 14

Bayer. Staatsbibliothek

Schauet zu und denket nach,
ihr Wucherer! 27. Jesch.

Schmon del. Schön sc.

Ein
rechtschaffenes

Exempelbuch

für unstudirte Leute,
welche
bey müßigen Stunden eine unschuldige
und nützliche Ergötzung suchen.

Verfasset
von
einem katholischen Geistlichen in Schwaben,
am Argenfluße,

Joseph Reebmann,
K. z. R.

Zweyter Theil.

Begnehmigt vom hochwürdigsten Ordinariat.

Augsburg, 1797.
In der Joseph = Wolffischen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

07/10/99

Vorrede.

Sey abermal gegrüßet, unstudirter, aber nichts desto minder schätzbarer Leser, der du bey müßigen Stunden eine unschuldige und nützliche Ergötzung suchest!

Wenn du mir eine Gefälligkeit erweisen willst, so nimm den ersten Theil meines Exempelbuches noch einmal zu Handen, und suche nur ein wenig nach, ob nicht von der Zeit her, da er im Drucke erschienen, manche nützliche, darinn enthaltene Sittenlehren durch ganz neue, dir wohlbekannte Geschichten sehr nachdrücklich erkläret, und bestättiget worden.

Vorrede.

Wie wäre der fürchterliche, in dieser Zwischenzeit entstandene Krieg zu verhüten gewesen? Es hätten in einem benachbarten Königreiche alle Unterthanen jenen christlichen Lehrsatz reiflich erwegen, und befolgen sollen, welcher in dem Exempelbuche, bey dem Gespräche über die dreyzehnte Geschichte, mit folgenden Worten aufgezeichnet steht: **Wenn es eine so böse Obrigkeit gäbe, welche den Unterthanen augenscheinliches Unrecht thäte, und diese mit Gewalt um ihre Rechte und Freyheiten, um ihr eigenthümliches Geld und Gut brächte, sollte es den Bedrängten nicht erlaubt seyn, die Waffen zu ergreifen, und sich zur Gegenwehre zu setzen? — Höret zwey höchst wichtige Ursachen, wegen welchen ich euch antworte, solche Unterthanen dörfen zwar in der Absicht, das Unrecht von sich abzuwenden, an gehörigen Orten ihre Klagen vorbringen, dringende Vorstellungen machen, bitten und flehen: aber wenn hiemit nichts ausgerichtet wäre, müßten sie sich mit Gelassenheit und Geduld in ihr har-**

tes

tes Schicksal ergeben. Erstens ist ein solches Betragen der Lehre und dem Beyspiele des göttlichen Stifters der christlichen Religion allerdings gleichförmig. In dem Sendschreiben des heiligen Paulus an die Römer heißt es überhaupt, und ohne Ausnahme, wer seiner rechtmäßigen Obrigkeit widerstehe, der widerstrebe der Anordnung Gottes, und ziehe sich die Verdammung über den Hals. Zweytens lehret die vielfältige Erfahrung, und eine Menge von alten und neuen Geschichten, daß solches Betragen auch in natürlichem Betrachte besser sey; weil insgemein weit mehrere und größere zeitliche Uebel aus gewaltsamer Widersetzung, als aus nachgiebiger Unterwerfung der Unterthanen zu entstehen pflegen.

Warum hat der Krieg so lang gedauert, und sich von einem Jahre zum andern, mehr und mehr ausgebreitet? Der allgemeinen Sage nach, wäre dieses nicht geschehen, wenn Jedermann die vierzehnte

Vorrede.

Geschichte von dem treulosen Stallmeister, der sich durch fremdes Geld zum Schaden seines Kaisers Sigmund bestechen lassen, ernstlich bedenket, und die beygesetzte Drohung gefürchtet hätte: Heimliche Untreue verdienet öffentliche Schand und Strafe.

Warum sind in manchen Ländern, auch in unserm friedfertigen Schwabenlande, neben den gewöhnlichen Bedrückungen, so entsetzliche Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten von den feindlichen Kriegsheeren verübet worden? Einige Heersführer, und der größte Theil ihrer Untergebenen wußten nichts, oder wollten nichts wissen von dem schönen Beyspiele ihres Landsmannes, des edlen Ritters von Bayard, und von den Pflichten des Soldatenstandes, welche bey der fünfzehenten Geschichte empfohlen werden.

Was hätten die Unglücklichen, welche um ihr Hab und Gut, um Haus und Hof gekommen, am meisten beherzigen sollen,

wirst du diesesmal nicht auf das genaueste erfüllet finden. Ich hatte versprochen, bey jeder Geschichte einen oder mehrere Schriftsteller als Zeugen anzuführen: aber in diesem zweyten Theile sind einige Geschichten enthalten, welche bis jetzt, so viel mir bekannt, von keinem Schriftsteller zum Drucke befördert worden. Da solltest du mich selbsten für einen unverdächtigen Zeugen halten; so oft der Pfarrer sagt, er habe seine Erzählung aus dem Munde dieses oder jenes glaubwürdigen Mannes vernommen, solltest du gedenken, der Verfasser dieses Buches seye eigentlich derjenige, der den bemeldten mündlichen Bericht erhalten habe, und denselben ohne Verfälschung seinen Lesern mittheile. Ein solches Zutrauen hoffe ich von dir desto ehender, weil du es manchen andern ehrlichen Leuten schenkest, wenn sie dir etwas erzählen, das sie in keinem Buche gelesen, sondern nur aus dem Munde eines glaubwürdigen Zeugen gehöret haben.

Verzeichniß
der
Geschichten.

XXI. Geschichte. Von der Sanftmuth. Seite 1.

XXII. — Von dem Zorn. = = 25.

XXIII. — Von Ehrenstellen und Reichthümern. = = 39.

XXIV. — Von den freventlichen Urtheilen. = = = = 70.

XXV. — Von den Dienstbothen. 93.

XXVI. — Von dem Geitz. = = 117.

XXVII. — Von dem Wucher. = 137.

XXVIII. — Von dem bösen Gewissen. = = = = 161

XXIX. — Von dem Aberglauben. 181.

XXX.

Seite

XXX. — Von der Heiligung der Sonntäge. = = = 205

XXXI. — Von den Geisterercheinungen. = = = = 233.

XXXII. — Von eben dieser Materie. 245.

XXXIII. — Von Heurathen. = = 261.

XXXIV. — Von der Spielsucht. = 283.

XXXV. — Von dem Misbrauche des natürlichen Witzes. 302.

XXXVI. — Von eben dieser Materie. 325.

XXXVII. — Von den Scherzreden. 348.

XXXVIII. — Eine Klugheitsregel bey Versuchungen. = 368.

XXXIX. — Eine Klugheitsregel in Betreff der Lebensbesserung. = = = 388.

XL. — Von den Klagen über die Beschwerlichkeiten seines Standes. = = 408.

Druck=

Druckfehler.

Seite	Zeile	anstatt	lies.
19	11	erschienen	erscheinen.
60	22	eine Kunst	seine Kunst
60	23	gan	ganz
133	22	schneeweisen	schneeweissen.
147	7	seinem	seinen
150	2.3	die = er	dieser
169	2	Demuth	Armuth
210	4	Sonntags	Sonntäge
226	20	ihren	ihrer
321	9	durchreißen	durchreisen.

Ein

Ein und zwanzigste Geschichte.

Von der christlichen Sanftmuth und Friedfertigkeit. — Wenn wir einen Christen sehen, der mit allen Nebenmenschen sanftmüthig und friedsam handelt, auch sogar jene, die einander hassen und verfolgen, zu besänftigen und zu befriedigen trachtet, dürfen wir ihn wohl selig nennen; weil der göttliche Lehrmeister selbst gesprochen: Selig sind die Sanftmüthigen, selig sind die Friedfertigen.

Was ich euch diesesmal erzählen werde, hat sich zu Eugubio, einer Stadt des italiänischen Herzogthums Urbino, so zum Kirchenstaat, oder zur päpstlichen Herrschaft gehöret, vor beyläufig sechshundert Jahren zuge-

tragen. Der Bischof dieses Orts und einer kleinen umliegenden Landschaft war mit dem Tode abgegangen, da eben unter den Bürgern schwere Unruhen, Zwistigkeiten und Feindschaften herrschten. Desto mehr mußte der damalige Papst, Honorius der zweyte, besorgt seyn, einen rechtschaffenen neuen Bischof zu ernennen. Ihr wisset wohl, daß ein Bischof so viel ist, als ein zu höhern und weitschichtigern Geschäften in der christlichen Kirchenregierung bestimmter und eingeweihter Seelenhirt, welchem hauptsächlich obliegt, einen bestimmten Theil der christlichen Gemeinde, der sein Bischofthum oder Bischthum genennet wird, in allen zum Gottesdienste und Seelenheile gehörigen Dingen zu besorgen; die übrigen darinn befindliche geistliche Personen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten; und wenn es vonnöthen, neue taugliche Priester zu weihen, und zur Seelsorge anzustellen. Ihr könnet euch auch wohl einbilden, welche Bischöfe wir für die würdigsten und schätzbarsten halten sollen. Nach dem Innhalt der drey schönen Sendschreiben des Weltapostels Paulus an die Bischöfe Timotheus und Titus, sind nur jene die allerwürdigsten und schätzbarsten, die sich am meisten

sten bestreben, ihr wichtiges Amt recht zu versehen, und ihren heilsamen Befehlen und Verordnungen durch treffliche Tugendbeyspiele den gehörigen Nachdruck zu geben.

Einen solchen Bischof bekamen zu ihrem Glücke die Einwohner der Stadt, und die übrigen Angehörige des Bischthums Eugubio. Sie hatten ihn schon vorher wegen dem auferbaulichen Lebenswandel hochgeschätzet, den er in einem von ihm selbst errichteten geistlichen Ordenshause geführt: jetzt schätzten sie ihn noch höher, weil er aus wahrer Demuth sich des bischöflichen Amtes unwürdig und unfähig geachtet, dasselbe ernstlich von sich abzulehnen gesucht, und nur auf dringendes Anhalten der Gemeinde, und auf ausdrücklichen Befehl des Papstes angenommen.

Freylich mußte es ihn auch aus dieser Ursache hart ankommen, weil er vorsah, wie viel es brauchen würde, um den Frieden, die Einigkeit, die christliche Liebe unter unfriedlichen, uneinigen, gegen einander verbitterten und feindseligen Einwohnern der Stadt Eugubio einzuführen. Seine Hirtenstimme allein wollte nicht erflecken; seine ernsthafte und eifrige Kanzelreden sowohl als seine besondere Unterredungen

und freundliche Versöhnungsvorschläge waren zwar ein guter, aber auf harte Felsen fallender Saamen: die Zuhörer gestunden ihm, er habe Recht; es sey nur gar zu wahr, ihre Zwistigkeiten und Anfeindungen widerstreben der Lehre und dem Beyspiele des göttlichen Stifters der christlichen Religion, und stören auch ihre zeitliche Ruhe und Vergnügenheit. Aber keine der feindseligen Parteyen wollte anfangen sich nachgiebig zu erzeigen, und den Grund zu einer aufrichtigen Versöhnung zu legen; eine jede forderte von den andern Abbitte, Entschädigungen, Genugthuungen. Was schweres Herzenleid für einen so liebreichen Seelsorger! wie trostlos würde er gewesen seyn, wenn ihn nicht das Gebeth und die Hoffnung einer besondern göttlichen Hilfe gestärket hätte!

Es war um dieselbe Zeit die Stadt mit einer schlechten, uralten, an einigen Orten ganz zerfallenen Mauer umgeben: darum entschloß sich die weltliche Obrigkeit, eine ganz neue, starke, ansehnliche Mauer um die ganze Stadt herum aufführen zu lassen. Die Anordnung und Aufsicht ward mit unumschränkter Vollmacht einem sehr verständigen Bau- oder Werkmeister übergeben,

geben, welcher auch versprochen, er werde sich diesen Bau allerdings angelegen seyn lassen.

Aber er begieng bald einen wichtigen Fehler. Es war zweifels ohne die Meynung der Obrigkeit, seine Anstalten sollten Niemanden schädlich seyn, und keinen Anlaß zu gegründeten Klagen geben: er aber war nur besorgt, eine recht ansehnliche Mauer mit schicklicher eingetheilten Thoren herzustellen, und glaubte dabey, es müsse jeder Einwohner ohne weiters izufrieden seyn, wenn mit seinem Schaden der Nutzen und die Bequemlichkeit der ganzen Gemeinde befördert werde: folglich trug er kein Bedenken, die Mauer nicht überall nach der vorigen Grundlage, sondern in einer gewissen Gegend weiter hinaus, bis in einen Weinberg, der dem Bischofe gehörte, führen zu lassen: nach seinen fernern Absichten sollte eben da ein neues Stadtthor angebracht werden, wo vorher keines befindlich gewesen. Hierüber bezeigten manche ehrliche Leute ihr Misfallen; einige hielten es für eine Pflicht ihrem lieben Bischofe ungesäumte Nachricht zu geben. Was heftigen Unwillen pflegt man bey Anhörung einer solchen Nachricht zu äußern? Aber er hörte sie ganz gelas-

sen an, und bedauerte nur, daß ihm nicht erlaubt wäre, das Verfahren des Werkmeisters als gleichgültig anzusehen, und dabey stillzuschweigen. Seine übrige bischöfliche Einkünften würden ihn ohne den Ertrag des Weinbergs begnügt haben, weil er sich gewöhnt hatte alle Unmäßigkeit in Speis und Trank, allen eiteln Kleiderpracht und alle unnütze Ausgaben zu vermeiden. Aber er erinnerte sich, was es für eine Beschaffenheit mit den liegenden oder unbeweglichen Gütern habe, welche zur Versorgung der Kirche und der geistlichen Kirchendiener von milden Stiftern hergegeben worden. Die Bischöfe sowohl als andere Seelsorger sind nicht Eigenthümer, sondern nur Nutznießer und Verwalter solcher Güter, und haben die Obliegenheit, dieselben unversehrt und in gutem Stande zu erhalten. Solchemnach fand sich der rechtschaffene Bischof genöthigt, die Beschädigung des bischöflichen Weinbergs nach Möglichkeit zu verhindern.

Er entschließt sich, nach dem Mittagessen einen Spatziergang dahin zu machen, und selbst den Augenschein einzunehmen. Ein Theil des Weinbergs war schon von den Maurergesellen einge-

eingenommen, und hin und wider übel zugerichtet. Sie arbeiteten da nach der Anweisung des Werkmeisters. Zu diesem dann wendet sich der Bischof, und fragt ihn nach einem freundlichen Gruße, ob er auch wisse, wem dieser Weinberg gehöre. Das kümmert mich wenig, antwortet der befragte, sehr empfindliche und hitzige Mann: gehöre er, wem er wolle. Herr Bischof! ich verrichte meine Schuldigkeit, und lasse mir von Niemanden etwas einreden. —

Ihr verrichtet eure Schuldigkeit; aber ist es nicht auch eine Schuldigkeit, daß man fremdes Gut unbeschädiget lasse? — Ja, so lang nicht die Noth etwas anders erfodert. Die Noth hat kein Gesetz, wenn ich auf diesem Plaze kein Thor anbrächte, würde meine Arbeit nicht so vortheilhaft ausfallen, als es die Obrigkeit wünschet. —

So lasset dann mir zu Liebe mit der Arbeit nur so lang inne halten, bis ich meine gerechten Vorstellungen bey der Obrigkeit werde gemacht haben. —

Das kann nicht seyn, ich darf meine Arbeiter nicht müßig gehen lassen. Die Geistlichen haben gut reden, sie können sich selbst Rasttäge machen, so oft sie wollen: aber bey mir und den Meinigen muß die Arbeit immerdar fortgehen. —

Was wird aber eure Arbeit nutzen, wenn die Obrigkeit mich erhöret, und diesen Theil der Mauer wieder einreißen läßt. —

Oho! wieder einreißen! Fort mit solchen Drohungen!

Hiemit giebt der Mann, vom Zorne übernommen, dem guten Bischofe einen so gewaltigen Stoß, daß dieser in die Grube, welche nächst bey seinen Füßen mit frisch angemachtem Letten oder Maurerleime angefüllet war, hineinfallen mußte. Es kostete ihn einige Mühe sich wieder aufzurichten, und herauszukriechen: sein Angesicht, Hände und Kleider waren von der unsaubern Materie beschmiert. Der grobe Werkmeister, dem der Zorn noch nicht verrauchet war, stund unbeweglich da, und sagte endlich mit trotziger Stimme: Verzeihen Sie, Herr! Sie sind selbst schuldig. Die Arbeiter,

ter, die sich in der Nähe befanden, entsetzten sich, und erwarteten ganz erschrocken, was der mishandelte Bischof thun oder sagen werde. Er sagte gar nichts; gab nicht das mindeste Zeichen eines Unwillens; gieng in seinem schmuzigen Aufzuge geraden Wegs nach seiner Behausung zurück.

Aber sobald die Nachricht von dieser Begebenheit in der Stadt ausgebreitet worden, ließen alle ehrliche Leute ihren Unwillen ausbrechen; alle stimmten zusammen, es müsse ihrem Hochwürdigen, so gröblich beleidigten Seelenhirten vollkommene Genugthuung verschafft werden. Einige Bürger eilten dem Hause zu, in welches sich der Missethäter wegen dem fürchterlich entstandenen Lärmen geflüchtet hatte, und bewachten ihn da auf das genaueste: Andere verfügten sich zur Obrigkeit, und verlangten, der Schuldige solle unverweilt des Bürgerrechts und seiner liegenden Güter verlurstig erkläret, und aus der Stadt und dem ganzen Gebiethe hinausgeschaffet werden. Bey solchen Gährungen einer aufgebrachten Gemeinde muß eine weise Obrigkeit zu erst auf ein taugliches Mittel bedacht seyn, um Zeit zu gewinnen, und so lang

als möglich, die erhitzten Unterthanen von gewaltthätigen Unternehmungen abzuhalten. Mit vieler Klugheit gab der oberste Gerichtsherr den Klägern zur Antwort, ihre Ereiferung seye sehr billig und löblich; er selbst halte es mit ihnen; und werde nicht ruhen, bis dem entehrten geistlichen Oberhaupte gänzliche Genugthuung geleistet worden. Jedoch scheine nöthig zu seyn, daß man zuvor den Beleidigten selbst befragen lasse, ob er mit der vorgeschlagenen Bestrafung des Baumeisters zufrieden seye, oder ob er noch etwas mehrers verlange. Ganz recht, sprachen die Kläger, mit dem Bescheide wohl zufrieden; wir wollen gleich hingehen, um diese Anfrage bey dem Bischofe zu machen; und seine Antwort zu vernehmen.

Sie wurden von ihm auf das freundlichste empfangen und angehöret: mit rührenden Worten erklärte er ihnen seine Dankbarkeit für eine so große Zuneigung und Liebe. Wenn ich so frey seyn darf, setzte er nach einem kurzen Besinnen hinzu: bitte ich euch, und lasse auch die hochverehrliche Obrigkeit bitten, man solle mir für diesesmal die völlige Gewalt überlassen, den Schuldigen nach mei-

meinem Belieben zu strafen. — Sie sahen einander an, und schienen einen großen Anstand zu haben. Hochwürdiger Herr! sprach einer, der bisher im Namen der Uebrigen das Wort geführet hatte: wir können in dieses Begehren nicht anders einwilligen, als unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Strafe, die Sie Ihnen vorbehalten, nicht in einer bloßen Abbitte bestehe, sondern noch etwas mehrers enthalte, das nicht nur dem Missethäter recht empfindlich fallen, sondern auch Ihnen die verletzte Ehre vollkommen ersetzen müßte. — Dieß versteht sich von selbsten, war seine Antwort: ich versichere euch, der Werkmeister soll neben der Abbitte noch eine Strafe ausstehen, und diese Strafe soll nicht nur der bischöflichen Würde ganz angemessen seyn, sondern auch dem Schuldigen sehr empfindlich fallen, so empfindlich, daß es vielleicht einige Zeit brauchen wird, bis er sich dazu bequemet. Durch dieses Versprechen waren die Kläger ziemlich beruhiget: auch die Obrigkeit und die andern Mit-

bür-

bürger billigten den ganzen mit dem Bischofe eingegangenen Vertrag.

Unterdessen hatte der Uebelthäter seinen Fehler erkennet, und herzlich bereuet: bey Anhörung der Nachricht, was wegen seiner Bestrafung verabredet worden, betheuerte er sogar mit einem Eidschwure, er wolle sich dem Urtheile des beleidigten Kirchenvorstehers unterwerfen, wenn auch dieser das Todesurtheil über ihn aussprechen würde.

Am folgenden Tage nach vollendetem Gottesdienste führten ihn seine Wächter unter Begleitung des meisten Theils der Bürgerschaft, und einer großen Menge Volkes vor den Bischof, bey dem er kniefällig abbitten, und hernach verurtheilet werden sollte. Sie trafen den außerordentlichen Richter in dem Verhörzimmer auf einem etwas erhöhten Sessel sitzend an, und erwarteten mit Begierde, wie sein Urtheil lauten werde. Bist du gesinnet mir die Genugthuung zu leisten, die ich von dir fodern will, fraget er den auf den Knieen liegenden Werkmeister; und nachdem dieser mit einem demüthigen Ja geantwortet, auch zugleich bey allen Anwesenden die größte

Stille

Stille und Aufmerksamkeit erfolget, giebt er mit ernsthaftem Angesichte und lauter Stimme folgenden Ausspruch: Ich verlange und befehle dir im Namen Gottes des barmherzigen Vaters aller Menschen, und im Namen Jesu Christi unsers gutthätigen Erlösers und Lehrmeisters, du sollest dich mit mir von Herzen versöhnen, und zum Zeichen der herzlichen Versöhnung, mir in Gegenwart deiner Mitbürger, als Zeugen, einen freundlichen Friedenskuß geben.

Jetzt sind die Augen aller Gegenwärtigen auf den Verurtheilten gerichtet: er befindt sich durch dieses ihm und der ganzen Versammlung unerwartete Urtheil so betroffen, und in Verwirrung gesetzt, daß er auf den Knieen liegen bleibt, als wenn er es nicht verstanden; oder nicht Muth genug, oder nicht genug guten Willen hätte, dasselbe zu vollziehen. — Habe ich es nicht vorgesagt? spricht der Bischof lächelnd zu den herumstehenden Bürgern: habe ich es nicht vorgesagt, mein Urtheil werde dem Angeklagten recht empfindlich fallen, und vielleicht werde einige Zeit verstreichen,

bis

bis er es vollziehe? — Hierauf erhebt er sich von seinem Sessel, geht gerade auf den Mann zu, und ermuntert ihn mit sanften Worten: Steh auf, mein Sohn! und erfreue mich mit einem freundlichen Friedenskuße. Gott wolle dir und mir verzeihen, wie wir einander verzeihen. Sobald der Büßer aufgestanden, umarmet er denselben, und empfängt von ihm, was er verlanget, einen ehrerbiethigen, freundlichen, mit hervorbrechenden Thränen begleiteten Kuß.

Mehrern Zuschauern lockte diese schöne Handlung ebenfalls die Zähren aus den Augen. Nur einige wenige stutzten darüber, und ließen sich verlauten, das seye keine erkleckliche Strafe; man hätte doch nicht das Urtheil dem gar zu nachgiebigen Herrn überlassen sollen. Aber die Meisten waren im Herzen heftig gerührt, und sagten im Fortgehen: So kräftig und eindringlich hat unser Seelenhirt noch niemal gelehret und geprediget! Wir sind nicht zu entschuldigen, wenn wir unsern Uneinigkeiten und Feindschaften kein Ende machen.

Es zeigte sich auch bald eine gute Wirkung, eine aufrichtige Versöhnung bey vielen bisher entzweyten Bürgern und ganzen Familien. Doch wollten sich nicht alle dazu verstehen. Sonderbar blieben in einer gewissen Gegend der Stadt die Bewohner in zwo Parteyen getheilt, und so sehr auf einander verbittert, daß es öfters auf einem öffentlichen geräumigen Platze zum Zanken und Schimpfen, ja auch zum Raufen und Schlagen gekommen. — Eines Tags entstund an besagtem Orte wegen einem geringen Anlaß nur zwischen zween Bürgersöhnen ein Streithandel: aber bald rotteten sich auf beyden Seiten mehrere und mehrere zusammen; das Schreyen und Lärmen ward immerdar heftiger; von den Worten kam es zu Thätlichkeiten; einige fielen ihren Gegnern in die Haare, warfen sie nieder, und wälzten sich mit denselben auf der Erde herum: Andere giengen auf einander mit Stecken und Prügeln los: die Wildesten waren im Begriffe mit Steinen zu zu werfen, und mit stechenden und hauenden Mordgewehren vorzudringen.

Sobald der friedliebende Bischof hievon benachrichtiget worden, lauft er eilends dem

Kampf-

Kampfplatze zu, und ruft, so laut er rufen kann: Haltet ein, liebe Söhne! haltet ein! nehmet mich um Christi willen zum Schiedrichter an! ich will allen Recht verschaffen. Aber seine väterliche Stimme wird nicht gehöret, oder nicht geachtet. Er geht herzhaft auf die Kämpfenden zu: sie hüten sich ihren geschätzten Bischof zu verletzen; lassen aber von ihrem hitzigen Kampfe nicht ab: endlich dringt er mitten in einen Haufen Streiter hinein, wo es mit Raufen, Schlagen und Steinwerfen am hitzigsten zugeht. Das ist entsetzlich viel gewagt! Er fällt plötzlich zu Boden, und liegt gleich einem tödtlich Verwundeten oder Getödteten da. — Ein erbärmliches Geschrey erhebt sich unter den von weitem zuschauenden Weibern und Kindern: Er ist todt! ach Gott! unser liebe Bischof ist todt! — Wehe euch! rufen Einige aus vollem Halse, ihr abscheuliche Mörder unsers Seelenhirten! wehe euch! Dieses Geschrey und der Anblick des zu Boden liegenden Bischofs machen auf beyde feindliche Parteyen einen solchen Eindruck, daß alle den Muth und die Waffen sinken lassen. Ein jeder fürchtet, man möchte ihn

für

für einen Mitschuldigen halten, und auf der Stelle ergreifen. Die meisten machen sich, einer da, der andere dort hinaus, vom Kampfplatze hinweg: einige Beherztere wollen zuerst sicher wissen, ob es mit dem Leben ihres Bischofs geschehen seye. Sie werfen sich zu ihm auf die Erde nieder, um den genauesten Augenschein einzunehmen; können aber kein Blut, keine Wunde, keine Verletzung an ihm bemerken. Der vermeynte Todte richtet sich langsam von der Erde auf, und steht frisch und gesund vor ihnen da. Nun verändert sich die Angst und Traurigkeit in Zufriedenheit und Freude. Eine Menge Volks läuft von allen Seiten frohlockend herbey, und wünschet dem lieben Seelsorger tausendmal Glück. Aber er schweigt mit traurigem Angesichte und niedergeschlagenen Augen. Das will den guten Leuten nicht gefallen. Es muß ihm etwas fehlen, murmelt einer gegen dem andern. Hochwürdiger Herr! fragt endlich ein Bürger, und zwar derjenige, der den meisten Anlaß zum leidigen Kampfe gegeben hatte, sagen Sie uns doch, fehlt Ihnen etwas? ist Ihnen ein Leid widerfahren? — Freylich ist mir ein Leid wider-

fahren, antwortet der Bischof mit einem tief-geholten Seufzer: ein großes unbeschreibliches Leid! mein Leib ist zwar unverletzt geblieben; aber mein Herz tödtlich verwundet worden, weil ich habe sehen müssen, daß meine liebe Schäflein einander also anfeinden, als wären sie in grausame Tieger verwandelt. Gern würde ich mein Blut und Leben hingegeben haben, wenn ich nur diesen unmenschlichen Kampf hätte verhindern können.

Diese Worte drangen dem bemeldten Bürger so sehr zu Herzen, daß er auf der Stelle versprochen, nicht nur seinen Feinden zu verzeihen, sondern auch die friedfertigen Gesinnungen, welche er im Herzen empfinde, allen seinen Freunden nachdrücklich beyzubringen. — Der gute Seelenhirt reichte ihm die Hand, sprechend: Ich nehme euch bey euerm Worte; haltet es Gott, und der ganzen Gemeinde, und mir zu Liebe; so könnte meine Herzenswunde wieder geheilet werden. — Denselben Augenblick höret er, daß man einen Wundarzt suche, welcher mehrere in dem Kampfe verwun-

wundete, und in das nächste Haus gebrachte Bürger besorgen sollte. Mit großen Schritten eilet er dahin, und brauchet diese gute Gelegenheit, ihnen mit sanften, aber eindringlichen Worten die Abscheulich- und Schädlichkeit der bürgerlichen Mishälligkeiten, und das schröckliche ewige Unheil vorzustellen, in welches ein jeder aus ihnen gerathen wäre, wenn er auf dem Kampfplatze das Leben eingebüßet; und seine in wirklicher Feindschaft und Rachsucht abgeschiedene Seele vor dem göttlichen Richterstuhle hätte erscheinen müssen. Nach diesen Zusprüchen ersuchet er den Wundarzten um eine eilfertige Nachricht, wenn wider alles Vermuthen bey einem der Verwundten eine nahe Todesgefahr sich einfinden würde; und nimmt dann seinen Weg der Kirche zu, um allda, seiner Gewohnheit nach, jene himmlische Gnadenhilfe für seine Untergebene zu erbitten, ohne welche sonst alle Bemühungen eines Seelsorgers fruchtlos sind.

Jetzt ward endlich sein anhaltendes Gebeth, und alle bisherige Mühewaltung mit dem gewünschten Erfolge gekrönet. Heilsame Friedensgesinnungen verbreiteten sich durch die ganze

Stadt; auch die feindseligsten und hartnäckigsten Einwohner nahmen die Vermittlung ihres liebvollen Bischofs an; die Versöhnung war aufrichtig, allgemein, und dauerhaft. — Von derselben Zeit an hat man ihm einen schönen Beynamen geschöpfet; er ward der wundersame Friedensstifter genannt, und unter diesem Namen wird er noch heut zu Tage, sonderbar in der Stadt und dem Bischthume Eugubio mit dankbarem Angedenken verehret.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Wie hat er sonst mit seinem ordinari Namen geheißen?

Pfar. Sein eigentlicher Namen war Ubaldus, oder Ubald.

Handw. Ubald? wenn ich mich recht besinne, steht auch ein heiliger Ubald im Kalender; ist es vielleicht dieser?

Pfar. Eben dieser ist es. Sein Kirchenfest findt man in den älteren Kalendern auf den sechszehnten Tag des Maymonats; in den neueren auf den siebenzehnten angesetzet. Was ich

von

von ihm erzählet, und sein ganzer Lebenslauf ist von seinem Nachfolger in der bischöflichen Würde, der sich Tebald nannte, schriftlich verfasset worden, und kann in der berühmten Sammlung der Geschichte der Heiligen, welche die Bollandische oder Antwerpische benamset wird, nachgelesen werden.

Handw. Es werden da auch einige Mirakel aufgezeichnet seyn, die der heilige Ubald vor oder nach seinem Tode gewirket?

Pfar. Ja, aber die wahre Heiligkeit besteht nicht in Wirkung der Mirakel, sondern in Ausübung der christlichen Tugenden: darum sollen wir weit mehr Aufmerksamkeit auf diese, als auf jene wenden, da wir die Lebensgeschichten der Heiligen betrachten.

Handw. Dieser Meynung bin ich auch, obwohl mir beydes wohlgefallt. Ich habe einstens an dem Festtage eines großen Heiligen die Lobrede angehöret, da erzählte der Prediger eine Menge Wundersachen; wie dieser auserwählte Diener Gottes himmlische Erscheinungen gehabt, und zukünftige Dinge vorgesagt, und Kranke geheilet, u. s. w., zuletzt ermahnte er uns denselben hochzuschätzen und zu verehren, und um

seine Fürbitte bey Gott anzurufen. Nun habe ich gedenket: du meynest es wohl gut, mein lieber Prediger! aber du hättest uns auch etwas von seinen Tugenden sagen sollen, in denen wir ihm nachfolgen könnten. Im Mirakelwirken können wir ihm nicht nachfolgen. Er wird doch auch recht tugendhaft gewesen seyn; sonst hätte ihn Gott mit keinen so übernatürlichen Gaben und Gnaden belohnet. Das waren meine Gedanken. — Herr Bruder! ist es eine Sünde, wenn unser einer bey sich selbsten den Prediger so kritisirt, wie ich diesesmal gethan?

Pfar. Ich halte es für keine Sünde, aber wenn einer, sollte es auch ein Halb- oder Ganzstudirter seyn, sich unterstehen wollte, ohne rechtmäßigen Beruf oder Auftrage bekannte, in wirklicher Seelsorge stehende Prediger mit öffentlichen Reden oder Schriften zu tadeln, durch die Hechel zu ziehen, bey den Zuhörern verächtlich zu machen, würde mir eine solche Anmaßung sehr sündhaft vorkommen.

Landw. Noch etwas vom heiligen Bischof Ubald. Es ist mir ein unehrenbietiger Zweifel ein-

eingefallen, den ich mir selbst nicht recht auflö-
sen kann. Er hat sich, so viel ich verstanden,
bey dem gefährlichen Raufhandel der Bürger vor-
sätzlich auf den Boden niedergeworfen, und ob-
gleich ihm nichts Leids widerfahren, doch der-
gleichen gethan, als wäre er schwerlich blessirt,
oder gar maustodt. Ist dieses kein Fehler wi-
der die christliche Redlichkeit? sieht es nicht ein
wenig einem Betruge, oder einer Falschheit
gleich?

Pfar. Wenn ein Mensch zu Boden fallt,
so folget nicht gleich daraus, daß er verwundet
oder getödtet worden. Ein solcher Fall kann sich
aus zerschiedenen anderen Ursachen ereignen. Der
Bischof wäre zufrieden gewesen, wenn die Käm-
pfenden, da sie ihn fallen gesehen, nur einen
Zweifel gefasset, und um sich zu erkundigen,
ihren Streit unterbrochen hätten; diejenigen, die
ihn gleich für verwundet oder todt hielten, ha-
ben aus Uebereilung ein falsches Urtheil geschö-
pfet, und sind aus eigener Schuld betrogen wor-
den: er hat diesen Betrug zugelassen, aber nicht
unvermeidlich verursachet. Daß man aber mit
gutem Gewissen und ohne Verletzung der christ-
lichen Einfalt und Redlichkeit einen nicht nur ganz

unschädlichen, sondern auch nutzbringenden Irrthum des Nebenmenschen auf solche Art zulassen dürfe, wird der heilige Mann ohne allen Zweifel für richtig und sicher gehalten haben.

Handw. War es aber nicht zu viel gewaget, daß er mit Leib- und Lebensgefahr mitten in den tobenden Haufen hineingelaufen? Ich weiß wohl, daß die Seelsorger bisweilen verpflichtet sind, auch mit eigener Lebensgefahr ihren Untergebenen geistliche Hilfe zu leisten, wenn diese sich nicht selbsten helfen können, und seine Hilfsmittel wünschen und begehren, zum Exempel die heiligen Sakramente zur Zeit einer grassirenden pestilenzischen Sucht: aber ich glaube nicht, daß einer sein Leben in Gefahr setzen müsse, wenn die Leute sich selbsten helfen können, und doch nicht wollen, und so gar die angebothene Hilfe ausschlagen, wie es die starrköpfigen Eugubiner auf dem Kampfplatze gemacht.

Pfar. Eben dieses gereichet dem wundersamen Friedensstifter zur größten Ehre, daß er für das Heil seiner Untergebenen mehr gethan, als er schuldig gewesen. Seine Handlung hatte die reinste Liebe Gottes und des Nebenmenschen zum

 Grun-

Grunde; es war eine christliche Heldenthat, eine treffliche Nachahmung des kostbaren Beyspiels unsers göttlichen Erlösers, des obersten Seelenhirten, der freywillig sein zeitliches Leben dargegeben, um die Menschen von dem ewigen Tode zu erretten.

Zwey und zwanzigste Geschichte.

Von dem Zorne. — Ein zornmüthiger Mensch, der seinen Zorn nicht bändiget, gleichet einem Reiter, der seinem muthigen Pferde keinen Zaum anlegt. Beyden kann man ganz wahrscheinlich vorsagen, sie werden sich selbsten, und vielleicht auch mehrere andere Menschen unglücklich machen. —

Der Pfarrer.

In der französischen Landschaft Beauce oder Boß mußte ein gewisser Bauersmann, dessen ganzes Vermögen in einem schlechten Hause, und einem kleinen Stücklein Feldes bestund, meisten-

theils mit Taglöhnerarbeiten den nothwendigen Unterhalt für sich und seine Familie verdienen. Er hatte einstens zur Sommerzeit seine Dienste in den Feldarbeiten einem wohlbemittelten Nachbarn zugesagt. An einem sehr heißen Tage, da er nebst andern Mitarbeitern die Garben binden und aufladen half, war der Wasserkrug, den er gewöhnlicher Maaßen zum Durstlöschen hergebracht hatte, gar zu bald ausgeleeret: darum befahl er seinem in der Nähe stehenden, und müßig zuschauenden, sieben- oder achtjährigen Söhnlein mit dem Kruge zum nächsten Brunnen zu eilen, und frisches Wasser herzuholen. Der junge Knab gehorchte zwar, aber nicht mit aller möglichen Geschwindigkeit; die Durstigen mußten längere Zeit auf einen frischen Trunk warten, als ihnen lieb war. Vermuthlich hatte der kleine Wasserträger einen Kameraden angetroffen, und mit diesem eine Zeitlang geplaudert; oder bey dem Brunnen, oder auf dem Rückwege sich ein oder andersmal niedergesetzet, um ein wenig auszuraften.

Unterdessen fieng sein Vater, der Taglöhner an, einen großen Unwillen und Verdruß mit

Murren und Brummeln zu bezeigen. Die Mitarbeiter, welche wohl wußten, wie sehr er zum Zorne geneigt seye, hätten ihn aus christlicher Liebe besänftigen und erinnern sollen, es seye ja an dem längern Ausbleiben des Knabens nicht viel gelegen; man müsse jungen Leute die Fehler nicht so scharf anrechnen, welche nur aus einer ihrem Alter so eigenthümlichen Unbesonnenheit herrühren; jene allein verdienen eine schwere Ahndung, die von ihnen nach öfteren Warnungen, wohlbedacht, mit vorsätzlicher Widerspänstigkeit begangen werden. Aber ich zweifle, ob einer seiner Mitarbeiter ihm dergleichen vernünftige Vorstellungen gemachet; wahrscheinlicher kommt mir vor, sie haben im Widerspiele seinen Zorn gereizet, wenigst mit einigen beißenden Spottreden, welche in solchen Fällen unter gemeinen Leuten üblich sind: sein junger Sohn verstehe sich wohl auf die Schneckenpost; wenn er einem Kranken den Tod holen müßte, so würde der Kranke noch Zeit genug haben, sein Testament zu machen.

Endlich kam der unbekümmerte Knab mit dem gefüllten Wasserkruge zum Vorscheine; nur

noch

noch etliche Schritte war er von den Arbeitern entfernt, als er einen drohenden Zuruf seines erzörnten Vaters vernahm: Komm nur, du verfluchter Bub! ich will dich zahlen. Die Erfahrung hatte ihn gelehret, was solche Drohungen bedeuten, sonderbar, wenn der Vater, wie eben jetzt, seine Hand in eine Faust zusammenziehe. Vor Schrecken und Angst fällt ihm kein anderer Rath ein, als den Krug auf die Erde niederzustellen, sich umzudrehen, und davon zu laufen. Aber hiedurch wird der ungehaltene Taglöhner in eine noch größere Wuth gebracht: mit funkenden Augen suchet, und erblikt er in der Nähe einen Stein; ergreift und wirft denselben sammt einem neuen Fluche dem Fliehenden nach. — Ach unglückseliger Wurf! der Knab ist am Kopfe getroffen, sinkt zu Boden, und steht nicht mehr auf. Einer aus den Arbeitern springt eilends hinzu, und sieht ihn nach einigen Zückungen den Geist aufgeben. Das arme Kind ist todt, ruft er den übrigen zu. Sie kommen auch herbey, und betrauern diesen leidigen Todfall. Nach einer kleinen Berathschlagung ward beschlossen, es solle einer den Leichnam in das nächste beßte Haus tragen, nur nicht

in

in das Haus der Mutter, als welcher der unvermuthete Anblick ihres getödten Söhnleins gar zu empfindlich und gefährlich seyn würde; die Uebrigen wollen in Gottes Namen, weil doch nicht mehr zu helfen, ihre Arbeit fortsetzen. —

Bey dieser Unterredung war der Thäter nicht zugegen; er hatte sich schon mit ringenden Händen und wankenden Füßen von dem Felde hinweg begeben. Wer will seine damalige Gemüthsbeschaffenheit mit Worten beschreiben? wie verwünschet er die unvernünftige Zornhitze, welche ihn zu einer so gräulichen Mordthat verleitet! wie schmerzet es ihn, daß jetzt das Uebel, so von ihm in einer augenblicklichen Raserey gestiftet worden, sich nicht mehr gut machen lasse! Wo soll er einen Trost suchen? seiner finstern Einbildung nach, wird ihn jedermann als einen Unmenschen verabscheuen und fliehen; die Obrigkeit aber als einen Kindesmörder durch die Hand des Scharfrichters peinigen und tödten lassen.

Nach einiger Zeit fand sich der Arbeiter, welcher das todte Kind fortgetragen hatte, wieder bey den übrigen auf dem Felde Beschäftigten ein.

Sie

Sie sagten ihm, er könnte wohl noch einen Gang aus christlicher Barmherzigkeit vornehmen, dem unglücklichen in äußerster Verwirrung entwichenen Taglöhner nachspüren, und denselben, so viel in diesen Umständen möglich, trösten und aufmuntern. Sie seyen gesinnet, ihren Fleiß zu verdoppeln, und hoffen ohne seine Beyhilf mit aller Arbeit bis auf den Abend fertig zu werden. Dieser Auftrag war ihm nicht unangenehm: er trat ungesäumt einen schmalen Fußweg an, auf dem sie den bestürzten Taglöhner fortgehen gesehen hatten. — Aber das Gott erbarme! was erblicket er in einer nahst am Wege gelegenen Scheuer! eben den Menschen, den er sucht, sieht er mit einem Stricke um den Hals ohne Lebenszeichen an einem Balken hangen. Voll Schrecken und Schauder wendet er seine Augen ab, und entfernet sich. Es kommt ihm nicht zu Sinne, oder er hat nicht Muth genug, durch Abschneidung des Strickes den Körper auf den Boden sinken zu lassen, und nachzusehen, ob gar kein Lebenszeichen mehr vorhanden, ob keine Rettung zu hoffen wäre, wenn ein Wundarzt oder ein anderer verständiger Mann auf das eiligste herbeygeholet wurde. Aber

noch

noch weit größer und schädlicher war der Feh-
ler, den der Unbesonnene bald darauf begangen.
Er nahm seinen Weg dem Hause des Taglöh-
ners zu, blieb unter der offenen Hausthüre ste-
hen, und gab dem Weibe mit kurzen und trock-
nen Worten die traurige Nachricht, ihr Mann
habe aus Zorn das junge Söhnlein mit einem
Steine zu todt geworfen, und hernach aus Ver-
zweiflung sich selbst in der nächstgelegenen Scheu-
re erhenket. — O du dummer Tölpel über alle
Tölpel! hast du dann niemal gehöret, man solle
eine dergleichen ganz unerwartete und höchsttrau-
rige Begebenheit demjenigen, den sie am meisten
angeht, sonderbar den so empfindlichen Weibs-
personen, nicht ohne große Behutsamkeit ankün-
den? Bisweilen erfordern die Umstände, daß
die ganze Sache eine Zeit lang verschwiegen;
bisweilen, daß sie ihnen nicht ganz auf einmal,
sondern Theilweise, nach und nach zu verstehen
gegeben werde? so wohl vor, als nachher müsse
man mit schicklichen Trostreden den gewaltsa-
men Eindruck, den die schmerzliche Nachricht
auf ihre Gemüther machen könnte, zu vermin-
dern trachten?

Die arme Weibsperson hatte zu eben derselben Zeit ihr zweytes nur etliche Monate altes Kind mitten auf den Kuchelherde gesetzet, und schon angefangen bey einem kleinen Feuer das gewöhnliche Nachtessen zu kochen. Bey Anhörung der schrecklichen Nachricht steht sie einige Augenblicke unbeweglich und wie versteinert da: die Lebensgeister wollen ihr entweichen, und die Füße brechen: doch erholet sie sich wieder, laßt alles im Stiche, und lauft, so viel sie kann, unter erbärmlichen Heulen der bemeldten Scheure zu. — Bildet euch selbsten ein, wenn ihr könnet, wie es ihr beym Anblicke ihres verschiedenen, und auf solche Art verschiedenen Mannes um das Herz seye, da sie zugleich der Ursache nachdenket, warum er in Verzweiflung gerathen; der Mordthat nachdenket, die er an seinem eigenen Söhnlein verübet. Soll sie jetzt dieses unschuldige Schlachtopfer des väterlichen Zornes aufsuchen? oder soll sie zum andern Kinde, ihrem noch einzig übrigen Troste, heim eilen? — dieses scheint ihr nothwendiger: aber es ist, leider! zu spat. Das Feuer auf dem Herde hatte schon die Lumpen, in denen das Kind eingewickelt war, ergriffen, und dasselbe, weil es sich

nicht

nicht helfen konnte, so übel zugerichtet, daß es unter großen Schmerzen den Geist aufgeben müssen. Dieses dritte Unglück ist für das mütterliche Herz das allerschmerzhafteste und unerträglichste, sie erwehret sich nicht wider die gewaltsame Anfälle von Kleinmuth und Verzweiflung; lauft dem nächstgelegenen Wasserteiche zu; springt hinein, und ertränket sich darinn. — Vielleicht hätte man ihr noch leichter, als ihrem Manne, das Leben fristen können, wenn man sie bald aus dem Wasser herausgezogen, und gewisse durch die Erfahrung bewährte Mittel angewendet hätte. Aber aus Unwissenheit oder Sorglosigkeit der Nachbarn geschah es nicht, und hiemit war wegen dem unmäßigen Zorn eines einzigen Menschen eine ganze Haushaltung, die Aeltern sammt den Kindern, auf die kläglichste Art ausgestorben. — Der Geschichtschreiber, Georg Philipp Harsdörfer, setzet in seinem sogenannten Geschichtenspiegel, beym Ende dieser Erzählung noch hinzu, zufolge der damaligen sehr scharfen Gerichtsordnung seyen zwar die Leiber der zwey Kinder in geweihter Erde begraben; aber die Todtenkörper der Aeltern an den Galgen geknüpfet worden.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Ich wünschte, daß diesesmal ein gewisser junger Ehemann zugegen wäre, der wegen seinen vielfältigen Raufhändeln, und der unbarmherzigen Traktirung seines Weibs und seiner Dienstbothen schon öfters von der Obrigkeit abgestraft worden, und jetzt gar wenige Freunde mehr findt, die mit ihm etwas zu thun haben wollen. Sie, Herr Bruder! könnten ihm besser, als unser einer, auf seine Entschuldigungen antworten. Er legt die ganze Schuld auf seine gallsüchtige Natur; es gehe ihm, sagt er, wie einem Kranken, der das Fieber hat, und den gewaltigen Ausbrüchen der innerlichen Hitze, die der Doktor Paruxismes nennt, unmöglich widerstehen kann. In dem Augenblicke, da er von einem gählingen Zorne überrumpelt werde, verschwinden alle gute Gedanken von der Tugend, von der Ehre, von den schädlichen Folgen; anstatt der Vernunft regiere ein unsichtbarer Poltergeist seinen Arm, und rufe immerfort: schlag zu! schlag zu!

Pfar. Ich würde diesem Menschen zur Antwort geben: Was hat ein Kranker zu beobachten, wenn er ernstlich verlanget, daß der leidige Fieberparoxismus nach und nach schwächer werde, und endlich gar ausbleibe? er muß bey Zeiten, und schon vor den wirklichen Ausbrüchen der Hitze, mit Hilf des Doktors taugliche Gegenmittel anwenden. Eben also muß der Gallsüchtige schon früher, bevor er vom Zorne überrumpelt wird, gute Anstalten machen, damit ihn dieser Poltergeist nicht bemeistern könne.

Handw. Das verstehe ich noch nicht recht.

Pfar. Er sollte oft bey ruhigem Gemüthe die schändliche und schädliche Folgen des Zorns betrachten, und sich ernstlich vornehmen dieselben zu vermeiden, je öfter und ernstlicher er diese Betrachtung und diesen Vorsatz erneuern würde, desto weniger könnten sie bey einem gählingen Anfalle des Zorns gänzlich aus seinem Herzen verschwinden; wenigst von gewaltigen Ausbrüchen würden sie ihn abhalten. Das haben sogar heydnische Weltweisen erfahren. Einer derselben, von seinem boshaften Knechte zum Zorn gereizet, hatte schon den Stecken ergriffen: aber

er legte diesen, ohne einen Streich zu thun, gleich wieder hinweg, und sprach: ich würde dich abprügeln, wenn ich nicht eben jezt zornig wäre. Ein anderer, dem ein schlechter Mensch aus purem Muthwillen in Gegenwart vieler Leute in das Angesicht gespien, säuberte stillschweigend sein Angesicht, und blieb noch eine gute Weile stehen, ohne ein Wort zu reden: als man ihn endlich fragte, was er gedenke, gab er zur Antwort: ich besinne mich, ob ich mich erzörnen soll.

Landw. Noch eine Entschuldigung fallt mir ein, die ich aus dem Munde des vorgemeldten jungen Ehemanns gehöret. Es wäre seiner Gesundheit schädlich, wenn er alles, was man ihm Leids thue, geduldig einschlucken müßte, und seine Zornhitze niemal abkühlen dörfte. Er empfinde jedesmal eine gewisse Erleichterung und Zufriedenheit, nachdem er recht gepoltert, gewüthet, und bestialisch handthieret habe.

Pfar. Ich wollte ihm, wenn er gegenwärtig wäre, etwas aus diesem Buche da vorlesen. Der Titel ist: Gesundheitskatechismus für das Landvolk und den gemeinen Mann

von A. A. Senfft, der Arzneykunst Leh-
rer 2c. zu Würzburg 2c. Ein Arzt und ein
Bauer reden miteinander. Jener versichert die-
sen, der unmäßige Zorn schade auch der Gesund-
heit, wie alle andere ungezäumte Leidenschaften;
er verursache auch leibliche Krankheiten, Gallen-
fieber, Darmgicht, Colik, Beklemmung der
Brust und so weiter; sogar bey jenen, denen er
nicht viel zu schaden scheine, pflege er eine be-
sondere Nervenschwäche, und langsame Verder-
bung der Eingeweide hervorzubringen. — Hier-
auf spricht der Bauer: Ich habe so was selb-
sten schon bey uns gesehen. Wir haben
eine sehr zornige Frau bey uns, die, wenn
man sie nur scheel ansieht, schon wie eine
alte Hexe auffahrt, und alle zum Galgen
jagen will; sie ist eben nicht krank, aber
sie zehrt aus und vertrocknet, wie eine al-
te Haut. Vor zwey Jahren aber verloh-
ren wir einen braven Bürger, der sonst
keinem Menschen was zu Leid that; die-
ser wurde von einem boshaften Nachbarn
falsch angeklagt; sie kamen bey Gericht in
einen heftigen Wortwechsel; der Mann

gieng nach Hause, bekam ein hiziges Gallenfieber, wurde verrückt, und starb.

Handw. Das muß ein artiges Buch seyn.

Pfar. Nicht nur ein artiges, sondern auch ein sehr nützliches Buch; weil es den trefflichsten Unterricht giebt, wie der gemeine Mann, sonderbar auf dem Lande, zur Zeit der Gesundheit sich verhalten müsse, damit er nicht krank werde; und was er zur Zeit der Krankheit zu beobachten habe, damit er wieder gesund werde.

Handw. Steht auch etwas darinn von jenen Mitteln, mit welchen man, wie Sie gemeldet, dem erwürgten Taglöhner, und seinem ertrunkenen Weibe vielleicht das Leben gefristet hätte?

Pfar. Von diesen Mitteln handeln andere, große und kleine Bücher. Unser hiesige Wundarzt wird euch wohl eines leihen, oder mündlichen Unterricht geben wollen, wenn ihr ihn darum ersuchet.

Drey und zwanzigste Geschichte.

Von der Hochschätzung jener Leute aus dem gemeinen Volksstande, welche sich über andere ihres Gleichen erhoben, und ansehnliche Ehrenstellen und Reichthümer erworben haben. — Ist man ihnen eine große, oder nur eine geringe Hochschätzung schuldig? — Frage zu erst, wie sie solche Ehrenstellen und Reichthümer erlanget haben; und wie sie sich im wirklichen Besitze derselben verhalten.

Der Pfarrer.

In Asien, einem jener vier großen Landesstrichen, welche sich auf der Oberfläche unserer Erdkugel befinden, ist eine gewisse weitschichtige Landschaft, Syrien oder Soria mit Namen; die berühmteste Stadt darinn heißt Damasko oder Damas; eine lange Reihe von hohen Gebirgen und Felsen erstrecket sich mehrere Stunden weit durch das Land, doch ohne die Fruchtbarkeit der Erde zu verhindern, welche von den Rei-

sebeschreibern sonderbar wegen den vielen und schönen Viehweyden gerühmet wird. — Ein junger Mensch, dem ich den Namen Corydon gebe, stund in dieser Gegend bey einem reichen Landmanne in Diensten, und war verpflichtet, um einen ehrlichen Lohn das Vieh zu bestimmten Zeiten auf die Weyde zu führen, allda zu hüten, dann wieder heimzutreiben, und in dem Stalle zu besorgen. Was ihm bisweilen sein Hirtenamt sehr beschwerlich machte, war die heftige Sonnenhitze, bey welcher er zwar sich mit seiner Heerde hin und wieder an dem Fuße eines Gebirges in den Schatten begeben, und also den brennenden Sonnenstralen ausweichen konnte; aber aus Abgang eines nahen Brunnen gewaltigen Durst leiden mußte. Sein treuer Hund, den er allzeit mit sich führte, befand sich in gleicher Verlegenheit: doch glückte es diesem an einem heißen Sommertage, sich aus seiner Noth herauszuhelfen. Er hatte sich, wider seine Gewohnheit, etwas weiter von der Heerde entfernet, und blieb länger, als sonsten aus; kam aber endlich zurück, nicht mehr so abgemattet, schmachtend und lechzend, als er fortgegangen; sondern munter, abgekühlet, und dem

An=

Anscheine nach, in einem frischen Wasser gebadet, das ihm noch von seinen zottigten Haaren herabtröpfelte. Du bringst mir eine gute Zeitung, gedachte der frohe Hirt: es giebt gewiß in dieser Gegend ein Mittel wider den Durst, ein gutes Wasser. Morgen will ich mit dir halten, und du mußt mein Führer seyn. Seiner Erwartung gemäß, machet sich der Hund den folgenden Nachmittag wieder von der Heerde hinweg, um eine Labung zu suchen: Corydon läßt ihn nicht aus den Augen, und eilet ihm so lang nach, bis beyde fast zu gleicher Zeit bey dem Fuße eines felsigten Gebirges angekommen. Wo wird jetzt der Wegweiser hinaus wollen? er schlieft in eine am untersten Theile des Felsens befindliche Oeffnung, und verschwindt aus den Augen seines Herrn. Wie gern wäre ihm dieser nachgefolget! aber der Eingang war für seinen Körper viel zu eng: er konnte nichts anders thun, als mit Geduld die Zurückkunft des Hundes erwarten, welcher dann auch nach einer Weile wohl getränkt und erfrischet aus dem Felsen herauskroch, und mit freudigem Schmeicheln seinem Herrn eine gleiche Erquickung zu wünschen

schien. Es war auch schon der kräftige Willen des Hirten, wenn es immer möglich, sich dieses Vergnügen zu verschaffen. So bald er einige erforderliche Werkzeuge, Hammer, Stemmeisen, Feile und dergleichen heimlich gekaufet oder entlehnet, und unbemerkt in dieselbe Gegend gebracht hatte, fieng er an sein Vorhaben in das Werk zu setzen. Die Arbeit gieng mehrere Wochen sehr langsam vonstatten, weil er sich täglich nur eine kurze Zeit von seiner Heerde entfernen durfte; auch war sie ungemein mühesam, denn er mußte mit Gewalt nicht nur den Eingang in den Felsen, sondern auch die innere Höhlung erweitern, und sich also den gehörigen Raum zum durchschliefen verschaffen. Endlich glückte es ihm, bis an das Ort vorzudringen, wo sich das so sehnlich gewünschte Trinkwasser in einer ausgehöhlten Grube, wie in einem großen Wassertroge, oder in einer von der Natur gestalteten Wasserstube befand. Er sah zwar nichts, weil das Tagelicht keinen Zugang hatte; aber mit Hilf des Gehörs konnte er aus einem gewissen Geräusche abnehmen, daß nicht nur von oben, und von den Seitenwänden öftere Wassertropfen auf ein untenliegendes Was-

ser

ser herabfallen, sondern auch ein gar zartes Bächlein aus irgend einem Spalte, oder einer Ritze des Felsen hineinfließe. Nun hatte er nichts mehr anders zu thun, als die Tiefe des Wassers behutsam zu erforschen: es reichte ihm an dem Rande, wo er zuerst einen Fuß hineingestellet, nicht über das Knie hinauf; folglich konnte er ohne Gefahr auch mit dem andern Fuß hineintreten, und mit Anwendung der hohlen Hand, die ihm als ein Trinkgeschirr diente, seinen Durst löschen. Man kann sich einbilden, wie gut ihm dieser erste Trunk geschmecket; wie fröhlich er zu seiner Heerde zurückgekehret; wie begierig er in folgender Zeit, so oft ihn ein Durst ankam, durch den bekannten, wiewohl unbequemen Schlupfwinkel seine liebe Trinkstube besuchet.

Bey öfterm Genuße solcher Vergnügenheit entstund bey ihm unter allerley Gedanken ein zweyfacher Zweifel, woher eigentlich und ursprünglich dieses viele Wasser komme; und ob es nirgends keinen Ablauf oder Ausgang aus dem Felsen habe. Den ersten Zweifel konnte er sich nicht zu Genügen auflösen; aber aus dem

andern zu kommen, entschloß er sich mit allmöglicher Behutsamkeit langsam an den Wänden der felsigten Wasserstube herumzugehen, und die Beschaffenheit derselben von unten bis oben, durch das Gefühl seiner ausgestreckten, und unablaßlich auf- und abfahrenden Hände zu entdecken. Der Versuch schlug nach seinem Wunsche aus; er fand an zwey zerschiedenen, ziemlich weit von einander entfernten Orten zwey Löcher oder Oeffnungen, und bemerkte zugleich, daß durch beyde, wie durch zwey Kanäle, das Wasser, gleichsam in zweyerley Bächlein getheilet, ganz sanft fortstreiche, und wahrscheinlicherweise noch durch mehrere Höhlungen des grossen Gebirges, oder durch das sandigte Erdreich weiter fließen, endlich aber doch, seye es wo es wolle, auf das freye Feld kommen, und da seinen Lauf fortsetzen müsse. — Etliche Tage nach dieser Entdeckung bekam er Lust noch weiter nachzuforschen, was dann geschehen würde, wenn er eine dieser beyden Oeffnungen verstopfte, und hiemit dem Wasser allda allen fernern Auslauf verwehrte. Es schien ihm der Mühe werth zu seyn; er brachte nach und nach taugliche Steine, Sand und Letten herbey, setzte alles gehörig

hörig an, und verfertigte also eine Gattung von Wasserwehre, daß an besagtem Orte kein Tropfen mehr durchkommen konnte. Aber was für eine Wirkung folgte nach vollendeter Arbeit? Corydon verspürte keine andere, als die er sich vorher hätte einbilden können. Das Wasser stieg anfangs in der Wasserstube etwas höher, und floß hernach etwas geschwinder und heftiger zu dem andern noch offen gelassenen Kanal hinaus.

Ihr werdet wohl gedenken, lieber Bruder! was ich euch bisher erzählet, seye von geringer Wichtigkeit, und verdiene fast nicht gemeldet zu werden: aber vernehmet weiter, was für merkwürdige Folgen daraus entstanden. Nach Verlauf einiger Monate fanden sich unvermuthet drey fremde Männer in der Landschaft Syrien ein, welche, ihrer Aussage nach, aus einem weitentlegenen, damals zum Persischen Königreich gehörigen Gebiethe daher gereiset, um in einem wichtigen Anliegen Hülfe zu suchen. Auf ihr inständiges Anhalten ward von allen Obrigkeiten in Syrien öffentlich verkündet, es habe seit undenklichen Zeiten ein schiffreicher Fluß,

wel-

welchen man den Abaluer zu nennen pflege, nienial aufgehöret das besagte Gebieth zum größten Nutzen der Einwohner zu durchströmen: aber erst vor wenigen Monaten seye sein Gewässer mehr und mehr gesunken, und jetzt fast gänzlich verschwunden. Man wisse die Ursache nicht; weil aber einer alten und gemeinen Sage nach, dieser Fluß aus den Gebirgen der Landschaft Syrien ursprünglich herkomme, so bitten die drey Gesandten, wenn jemand hievon etwas wüßte, ihnen gefällige Nachricht zu geben, und wenn es möglich, ein Mittel vorzuschlagen, durch welches der gewöhnliche Lauf des Flußes befördert werden könnte. Sie seyen bevollmächtiget und erbiethig, eine große Summe Gelds demjenigen auszuzahlen, der ihren Wunsch auf was immer für eine Weise erfüllen würde.

Diese Bothschaft kam auch dem Hirten Corydon zu Ohren. Er hatte Verstand und Witz genug, um die Möglichkeit einzusehen, daß das Wasser, um welches die fremde Leute sich so sehr bekümmerten, eben dasjenige seyn könnte, welchem er in seiner felsigten Trinkstube durch Ver-

stopfung

stopfung des Kanals den Ausgang verwehret. Gar bald ließ er sich durch jenes gemeine Sprüchwort, wer nichts waget, gewinnt nichts, zu einer sehr kecken Unternehmung verleiten. Die ganze Stadt Damasko ward in Verwunderung gesetzt, als sich die Nachricht verbreitete, es seye ein armer Hirt, mit Namen Corydon, vom Lande hereingekommen, und habe der hohen Obrigkeit ernstlich und muthvoll versprochen, das Gewässer des Abaluers in Zeit einiger Monate wieder in den vorigen Lauf zu bringen, wenn man ihm die ganze von den fremden Gesandten angebothene Belohnung würde ausfolgen lassen. Man fragt ihn da und dort: Wie wolltest du dann die Sache angehen? und er antwortet: das ist ein Geheimniß, welches ich um kein Geld verkaufe. Den fremden Bothschaftern wird nichts an der Art und Weise gelegen seyn: sie haben die Belohnung unbedingt demjenigen versprochen, der ihren Wunsch auf was immer für eine Weise erfüllen würde. — Aber wer soll dir, als einem unbekannten, auf dem Lande erzogenen, unstudirten Menschen trauen? — Ich verlan-

ge nicht, daß man mir traue, bevor ich mein Versprechen wirklich erfüllet habe. Auf eine ganz gleichlautende Art biethet Corydon den öfters gemeldten Bothschaftern seine Dienste an, und erhält ohne Anstand ihre Einwilligung. Sie hinterlegen ihr mitgebrachtes Geld bey der Obrigkeit zu Damasko mit einer schriftlich- und mündlichen Erklärung, welche beyläufig also lautet: Wir reisen in unser Vaterland ab, um unsere Landsleute wenigst mit einer guten Hoffnung zu trösten. Wenn wir nach sechs Monaten nicht mehr zurückkommen, so soll es ein Zeichen seyn, der Fluß ströme wieder, wie zuvor, durch unsere Gegenden, und folglich soll alles von uns hinterlegte Geld dem Hirten Corydon treulich überliefert werden; im widrigen Falle aber werden wir besagtes Geld wieder abholen, und die Obrigkeit bitten, bemeldten Menschen als einen Betrüger nach ihrem Gutachten abzustrafen.

Jetzt war jedermann äußerst begierig zu sehen oder zu vernehmen, was für Anstalten der

Hirt

Hirt machen, was für Mittel er anwenden werde, um das gegebene Versprechen ins Werk zu setzen. Aber es ward nichts davon bekannt. Corydon blieb bey seiner angewöhnten Lebensart; verrichtete seinen Dienst wie vorher; besorgte unermüdet sein Vieh auf der Weyde und in dem Stalle; und hütete sich sonderbar, die bekannte Wasserhöhle zu besuchen, so lang noch ein wenig zu fürchten war, er möchte von irgend einem Menschen in der Nähe oder in der Ferne beobachtet werden. Als aber endlich nach etlichen Wochen allen auch vorwitzigsten Ausspähern die Lust vergangen, auf sein Betragen noch längere Zeit Acht zu geben, brachte er ganz unbemerkt und glücklich sein wichtiges Vorhaben zu Stande, das ist, er gab in dem Felsen dem verstopften Kanale durch Hinwegräumung der aufgeworfenen Wehre die vorige Oeffnung, und verschaffte dem Wasser aufs neue freyen Auslauf.

Ihr könnet schon errathen, was hierauf erfolget. Eben dieses Wasser nahm in seinem Fortlaufen zerschiedene von mehreren Seiten einfließende Bächlein zu sich, ward immerdar brei-

ter und tiefer, und kam endlich als ein groſser Fluß in dem Lande an, deſſen Einwohner seit einigen Monaten so begierig darnach geseufzet hatten. Voll Vergnügen, und zugleich ihres Verſprechens ingedenk, ſchicken ſie zwar keinen beſondern Geſandten nach Damaſko; geben aber einem in Geſchäfften dahinreiſenden Handelsmanne ein Schreiben mit, worinn die freudige Nachricht, und eine inſtändige Bitte enthalten, es möchte die hohe Obrigkeit ohne Verzug dem wohlverdienten Hirten Corydon nicht nur die bewuſste Geldſumme als ſein Eigenthum einliefern, ſondern auch durch ein öffentliches Zeugniß den Ehrentitel eines groſsen Künſtlers beylegen. Was groſses Glück für dieſen Menſchen! was häufiger Anlaß zu verſchiedenen Meynungen und Urtheilen ſeiner Nebenmenſchen! Es wird, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, ſo wohl viele Beneider gegeben haben, die ihn für einen Schwarzkünſtler und vertrauten Freund der böſen Geiſter ausgerufen, als auch viele Gönner, welche zu ſeiner Ehre behauptet, ſeine geheime Wiſſenſchaft könne ganz natürlich, und durch unermüdetes Nachſinnen und Nachforſchen erworben ſeyn.

Aber von Rechtswegen hätten alle sagen sollen: Wir wissen noch nicht, ob dem beglückten Hirten eine besondere Hochschätzung gebühre, oder nicht gebühre, weil wir nicht wissen, ob er das Geld und den Titel durch eigene wahre Verdienste, oder nur durch einen gählingen Zufall, oder durch ein unanständiges, unerlaubtes Mittel erhalten. Geld und Titel allein können den innern Werth des Menschen weder vermehren noch vermindern, weil sie außer dem Menschen sind: wenn doch Corydon eine vorzügliche Hochschätzung von uns verlanget, muß er sie erst durch gute Anwendung seines Gelds, und durch Vermeidung des Stolzes und der Ausgelassenheit verdienen.

Er hatte jetzt Mittel genug, um ein eigenes Haus zu kaufen, und sich zu verehlichen. Es blieb ihm noch so viel Geld übrig, daß er sich auf einen einträglichen Handel mit Seiden und Baumwolle verlegen konnte. Seine Lebensart übertraf alle gute Erwartung. Er erröthete bey Anhörung seines Lobs, und verbath sich nach

Möglichkeit alle Ehrentitel. Man sah ihn immerdar friedlich und gefällig in seinem Umgange mit dem Nebenmenschen; ehrlich und redlich in seiner Handelschaft; weder geizig noch verschwenderisch im Genuße seiner Glücksgüter.

Hieraus entstund allgemeine Hochschätzung seiner Person; Manche hielten ihn für einen der glückseligsten Menschen. — Aber es giebt auf dieser Erde keine standhafte und vollkommene Glückseligkeit. Erstlich ward dieser wackere Mann durch den frühzeitigen Tod seiner geliebten Ehefrau in schmerzliche Trauer versetzet; und hierauf verursachte ihm der junge Sohn, den sie ihm hinterlassen, unaufhörlichen Verdruß und Kummer. Weil die Mutter diesen Purschen von Kindheit an gar zu zärtlich geliebet, und sich niemal getrauet, dessen erste freywillige Fehler und Ausbrüche der unordentlichen Leidenschaften, bey vielfältiger Abwesenheit des Vaters, ernstlich zu ahnden und zu bestrafen, wollte er sich bey zunehmenden Alter nichts mehr einreden, nichts mehr wehren lassen. Seine schlimmen Kameraden hatten ihm schon öfters zugesprochen, er seye nicht schuldig, dem Vater in den mühe-

samen

samen Handelsgeschäfften Hülf zu leisten; weil ohnehin schon genug Geld und Gut vorhanden. Es wäre eine Thorheit, wenn er nicht wenigst einen Theil desselben zum Genuße jugendlicher Freuden und Ergötzungen anwenden wollte. Dem gar zu sparsamen Vater dörfe er wohl, als einziger Erb, da und dort einige Kaufmannswaaren heimlich entwenden, und zu Geld machen. So ließ sich der bösartige Jüngling zur Verachtung der väterlichen Ermahnungen und Verweise, zum Müßiggange, und zu allen sinnlichen Ausschweifungen verleiten, die bey der Jugend manchesmal aus dem Müßiggange zu entstehen pflegen.

Was hätte dem guten Vater ein größeres Herzensleid verursachen können, als dieses Betragen seines einzigen Sohnes? er gerieth nach und nach in eine tiefe Melancholie oder Schwermüthigkeit, auf welche bald eine auszehrende Krankheit folgte. Mein Lebensende nähert sich, sprach er eines Tags zu dem ungerathenen Sohne: bald werde ich keine zeitliche Geschäffte mehr besorgen können. Du hast bisher meine Güte misbrauchet, und

dich fernerer Gutthaten unwürdig gemachet: aber die väterliche Liebe, und die Hoffnung, du werdest dich doch einmal bessern, bewegen mich, dir noch eine Gutthat zu erweisen, eine größere Gutthat, als du dir einbilden kannst. Bisher habe ich keinem Menschen auf Erden das Geheimniß eröffnet, welches mich aus einem armen Hirten zu einem begüterten Handelsmanne gemacht. Du allein sollst es von mir erfahren, wenn du mir vorher ernstlich und treulich versprechen willst, erstens die Güter, die ich dir zusammengesparet, nicht mehr so lüderlich zu verschwenden, sondern zur Beförderung deines zeitlichen Glücks vernünftig zu benutzen; zweytens, von meinem wichtigen Geheimnisse gar keinen Gebrauch zu machen, einen einzigen Fall ausgenommen, wenn du unvermuthet ohne deine eigene Schuld in die äußerste Armuth und Noth gerathen solltest.

So redete der gutherzige Vater, und ließ sich noch weiter durch die häufige Danksagungen,

gen, Schmeichelreden und eidlichen Verspre=chen des schlauen Purschen einen umständli=chen Bericht ablocken, wie und auf was Weise er den großen Fluß abgeleitet, und wieder in den vorigen Lauf gebracht habe. Endlich ver=sprach er gar, ungeachtet seiner kränklichen Um=stände, demselben heimlich den Weg in die Fel=senhöhle zu zeigen, und allda eine vollkommene handgreifliche Unterweisung zu geben. Kaum war dieses Versprechen erfüllet, so nahm die Krankheit überhand, und brachte den guten Mann nach etlichen Tägen ins Grab.

Niemand hätte mehr trauern sollen, als sein Sohn: aber dieser gab sich nicht einmal die Mü=he, seine innerliche Freude und Vergnügenheit vor den Leuten zu verbergen. Anstatt seinem Versprechen gemäß, die ererbten Güter mit an=ständiger Sparsamkeit zu gebrauchen, verschleu=derte er dieselben nach seiner angewöhnten Art in bösen Gesellschaften. Es kam so weit, daß er nach etlichen Jahren bemüssiget worden Schul=den zu machen. Die ersten, die ihm alle Un=terstützung und Rettung versagten, waren seine ehemaligen Freunde und Verehrer, oder besser zu reden, die ehemaligen Freunde und Verehrer seines

wohlgespickten Geldbeutels, und seiner herrlichen Gastmahle. Aber bey allem dem konnte man dem Verschwender nichts von Sorge und Kummer ansehen. Er hatte schon wirklich, um wieder Geld zu gewinnen, die vom Vater erlernte Kunst zu Hülfe genommen, und erwartete hoffnungsvoll, was sich zu seinem Vortheile in etlichen Monaten ereignen werde, nachdem die bewußte Wasserquelle mit allem Fleiße von ihm verstopfet worden.

Und sehet! gählings erscheinen wieder, wie zu Zeiten seines Vaters, fremde Bothschafter aus dem Persischen Gebiethe in der Stadt Damasko; erzählen wehemüthig, ihr Fluß seye zum zweytenmal ausgetrocknet und verschwunden; halten bey der Obrigkeit um neue Hülfleistung an. Man rathet ihnen, sich an den jungen Corydon zu wenden, als welcher wahrscheinlich von seinem verstorbenen Vater die geheimen Wasserkünsten erlernet. Sie folgen freudig diesem guten Rathe; aber die stolze Art, mit welcher sie von dem unartigen Menschen in seiner Behausung empfangen werden, will ihnen nicht gefallen. Er rühmet mit pralerischen

Wor-

Worten seine unvergleichliche, keinem andern Menschenkinde bekannte Wissenschaft an, und verspricht ihnen endlich unfehlbare Hülfe, wenn sie ihm dafür eben so viel Geld auszahlen wollten, als ehemals sein Vater für einen gleichen Dienst empfangen. Wir müssen uns hierüber ein wenig bedenken, antworten sie, und werden morgen wieder kommen, um die Sache in Richtigkeit zu bringen.

Jetzt schien dem jungen Corydon sein Glück gemacht zu seyn: aber den folgenden Tag gieng ihm nicht alles nach seinem Wunsche. Die Gesandten hatten unterdessen durch fleißiges Nachforschen den sichern Bericht erhalten, dieser Mensch habe seine ganze Erbschaft verschwendet, und befinde sich in großer Dürftigkeit; nach seinem bisher geführten müßigen und wohllüstigen Lebenswandel werde er sich schwerlich mehr zum Arbeiten oder zum Dienen entschließen wollen: folglich dürfte man wohl mit Vorzeigung einer großen Geldsumme etwas weit mehr und wichtigers von ihm verlangen und ausdingen, als er zu leisten versprochen. Sie besuchen ihn dann zum zweytenmal, und einer redet ihn im Na-

men aller auf folgende Weise an: Wir bringen Euch baares Geld, hochweiser Herr! und sind bereitet, Euerer ganzen, obwohl starken Forderung ein völliges Genügen zu leisten; aber, verstehet uns wohl! nicht anders als unter der Bedingung, daß Ihr uns Euer Geheimniß aufrichtig entdecket, und die Kunst erkläret, durch welche wir selbsten inskünftig das Gewässer des Abaluers in beständigem Laufe erhalten könnten. — Was? wie? antwortet er unter sichtbaren Zeichen seiner innerlichen Verwirrung und Angst: wer heißt euch etwas solches begehren, das für mich schändlich und schädlich wäre? Nein! es wird nicht geschehen. — Sie erbiethen sich, ihm eine Bedenkzeit zu gestatten: er wiederholet seine abschlägige Antwort, und läßt sie unverrichteter Dinge fortgehen.

Aber nach einer kleinen Weile nahm seine Verwirrung und Angst noch mehr zu, weil man ihm die Nachricht brachte, die fremden Bothschafter packen wirklich zusammen, und wollen unverzüglich heimreisen. Einige seiner ehemali-

maligen vermeynten Freunde säumten nicht, ihm ernstlich zuzusprechen, er solle doch, so viel möglich, nachgeben, und den Wunsch dieser guten Leute erfüllen; wenn er diese Gelegenheit, wieder reich zu werden, nicht gebrauche, werde er mit seiner ganzen verborgenen Wissenschaft verhungern müssen. Ihr Zuspruch gieng dem bedrängten Corydon zu Herzen, obwohl er sich leicht einbilden konnte, sie haben nicht nur seinen, sondern auch ihren eigenen Nutzen zur Absicht, und machen sich Hoffnung, wenn der Vogel neue Federn bekäme, ihn wieder rupfen zu können. Weil ihn endlich die Obrigkeit selbst ersuchen ließ, er möchte die Bothschafter nicht unzufrieden und misvergnügt fortreisen lassen, so änderte er seine erste Gesinnung, und entschloß sich sein Geheimniß heraus zu geben, und dafür die angebothene Geldsumme einzunehmen.

Es ist nicht nöthig, daß ich euch umständlich erzähle, wie es bey der Entdeckung seines Geheimnisses zugegangen. Die Gesandten waren nicht zufrieden mit der mündlichen Erklärung aller Kunstgriffe, durch welche er, nach der Lehre und dem Beyspiele seines Vaters, den Fluß

abge-

abgeleitet hatte, und jetzt wieder herstellen wollte. Sie giengen mit ihm zum felsigten Gebirge: einer gab sich die Mühe, ihm durch die enge Höhlung nachzuschliefen: diesem mußte er die ganze Beschaffenheit der Wasserstube; die angelegte Wasserwehre; und nach ziemlich mühsamer Hinwegräumung derselben den freyen Auslauf des bisher gehemmten Wassers mit Händen fühlen lassen. — So ist dann sein gegebenes Versprechen ehrlich und redlich erfüllet. Hingegen hofft er auch, noch denselben Tag der verheißenen Vergeltung habhaft zu werden. — Aber was muß er zu seiner größten Bestürzung hören? Die Gesandten danken ihm zwar für den geleisteten Dienst; aber ganz kaltsinnig: eine Belohnung, sagen sie, solle er sicher erhalten, sobald der Fluß wieder anfangen werde durch ihr Land zu laufen; aber auf die ganze gar zu große Geldsumme, die er unverschämt gefodert, und die sie ihm unbehutsam versprochen, dörfe er sich keine Rechnung machen. Warum nicht? weil sowohl eine Kunst, als seine gehabte Mühe kaum etliche Thaler werth seyen. Diese gan unerwartete Rede bringt den stolzen und geldgierigen Menschen aus aller Fassung. Weil

sein

sein Wüthen und Toben, Fluchen und Schwören, Schimpfen und Schmähen nichts helfen will, so drohet er seinen Widersachern mit einer gerichtlichen Anklage bey der Obrigkeit, welche dann nicht ermangeln werde, solche Betrüger in den Kerker zu stossen, und darinn schmachten zu lassen, bis sie ihrer Schuldigkeit ein Genügen geleistet. — Nur nicht so hitzig! geben sie zur Antwort: die Obrigkeit wird kein Urtheil fällen, ohne uns angehöret zu haben. Wir nehmen dich bey deinem Worte: du sollst mir uns vor Gericht erscheinen. Da wollen wir eine viel wichtigere Klage wider dich vorbringen, als die deinige wider uns ist. Anstatt Geld zu bekommen, wirst du eines zur Genugthuung, und zur Strafe erlegen müssen, weil du uns durch unerlaubte und ungerechte Ableitung unsers Flusses einen ungeheuern Schaden verursachet hast. Dein Vater hat es das erstemal unwissend und unschuldiger Weise gethan, aber du hast es das zweytemal mit Wissen und vorsetzlicher Bosheit gewaget.

Also entstund wirklich ein seltsamer Gerichtshandel, welcher doch in Bälde von der Obrigkeit auf folgende Weise geschlichtet worden. Die fremden Bothschafter, hieß es in dem Urtheile, müssen sich gefallen lassen, die ganze versprochene Geldsumme zwar nicht dem Corydon, aber seiner Obrigkeit einzuliefern: hingegen verspreche und verpflichte sich die Obrigkeit, das Geld zur Erreichung eines zweyfachen, für beyde Partheyen erwünschlichen Absehens anzuwenden: erstens, daß der bedürftige Corydon ein ehrlicheres Handwerk, als das Wasserableiten erlerne, und sich hernach selbst ohne Beschädigung des Nebenmenschen mit seiner Arbeit ernähren könne. Zweytens, daß die felsigte, von ihm angezeigte Brunnenstube gänzlich geschlossen, der Zugang versperret, und durch immerwährende obrigkeitliche Aufsicht die Hemmung und Ableitung des Flusses auf ewige Zeiten unmöglich gemachet werde.

Diesem Urtheile leisteten die Bothschafter gutwillige Folge: Corydon konnte es nicht anders machen. Er hatte schon vorher seine Hochschätzung bey ehrlichen Leuten verlohren, weil

sie

sie ihn sein zeitliches Hab und Gut so lüderlich verschwenden gesehen; jetzt ward er noch geringer ~~geschätzet~~, weil man gewiß wußte, daß er den angemaßten Ehrentitel eines Künstlers niemal verdienet, sondern nur durch unanständige Mittel zu erhalten getrachtet habe. — Hiermit werdet ihr, lieber Bruder! die merkwürdige Lehre wohl verstehen, welche ich euch durch die heutige Erzählung beybringen wollen: Reichthümer und Ehrentitel geben dem Menschen kein Recht, eine besondere vorzügliche Hochschätzung von seinen Nebenmenschen zu fodern, wenn ihm gute Sitten und wahre Verdienste mangeln.

Die ganze Erzählung ist entnommen aus einem Berichte von der Provinz und Stadt Damasko in Syrien, welcher alldort von einigen Europäischen Priestern schriftlich verfasset, an ihre Freunde überschicket, und hierauf in der deutschen, unter dem Namen des Stöcklinischen Weltborhens bekannten Sammlung merkwürdiger Sendschreiben, im dreyzehnten Theile zum Drucke befördert worden.

Ein

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Ihre Lehre ist mir recht erwünschet; denn Sie müssen wissen, daß ich von meinen Vernunftsjahren an, diese Gattung der Leute, wie sie von Ihnen beschrieben worden, innerlich in meinem Herzen niemal sonderlich hochgeschätzet habe, und wenn ich auch wollte, nicht sonderlich hochschätzen könnte. Aber was vermeynen Sie? ist man nicht ebenbesagten Leuten wenigst äußerliche, sichtbare Ehrenbezeigungen mit Hutabziehen, Fußescharren, aus dem Wege weichen, und dergleichen schuldig? Ich habe einmal eine Geschichte aus der heiligen Schrift von einem stolzen Herrn erzählen hören, der einen armen Mann an den Galgen bringen wollte, weil ihm dieser nicht genug Ehre erwiesen, und zu wenig Komplimente gemacht. So könnte auch unser einer übel anlaufen, wenn er sich nicht besser in Acht nähme.

Pfar. Es sind mehrere Schriftausleger, welche den armen von euch gemeldten Mann, Mardochäus oder Mardochai, entschuldigen, und versichern, er habe eine besondere sehr

wich-

wichtige Ursache gehabt, unehrenbiethig zu seyn, und allzeit sitzen zu bleiben, so oft der stolze Hofherr bey ihm vorübergieng. Aber sonst, überhaupt zu reden, wäre ein solches Betragen, wie ihr selbst weislich bemerket, gar nicht rathsam. Um den Frieden zu erhalten, und manche verdrüßliche Folgen zu vermeiden, müssen wir jedem auch übelgesitteten Menschen nach Maaße seiner Reichthümer und Titel jene äußerliche Ehrenbezeigungen zukommen lassen, welche durch einen allgemeinen Landesbrauch eingeführt sind. Wenn einer diese zwar gangbare, aber nur bleyerne Münze für eine silberne ansieht, ich will sagen, wenn er sich einbildet, wir tragen auch im Herzen eine vorzügliche Hochschätzung für seine Person, so betrügt er sich selbst, und machet sich durch solche blinde Eigenliebe bey nachdenkenden Menschen lächerlich.

Landw. Wollen Sie mir meinen Vorwitz verzeihen, wenn ich Ihnen noch eine Frage vorbringe, die sich vielleicht für einen gemeinen Mann nicht allerdings schicket?

Pfar. Bringet sie nur vor; alsdann will ich euch meine Meynung sagen.

Handw. Es ist eben jene Frage, welcher der Hirt Corydon, wie Sie gemeldet, in der Wasserstube vergeblich nachgegrübelt hat. Woher, sagte er zu sich selbsten: woher kommt eigentlich und ursprünglich so vieles Wasser da herein? So habe ich auch schon öfters gedenket, da ich hörte, die grösten Flüsse laufen anfänglich als kleine Bächlein aus hohen Felsen und Gebirgen hervor. Wie ist dieses möglich? woher bekommen die Felsen und Gebirge so vieles Wasser, welches ohne Aufhören von ihnen herauslauft, und immerdar von einem nachfolgenden ersetzet wird? man hat mir zwar einmal geantwortet, die Flüsse ergießen sich in das Meer, und kommen von dannen wieder zurücke, damit sie abermal fließen; diese Antwort soll in der heiligen Schrift stehen. Aber wie können die Flüsse aus dem Meere zurückkommen? das Meer liegt ja tiefer, als die Gebirge und Felsen, und das Wasser richtet natürlicher Weise seinen Lauf nicht aufwärts, sondern abwärts? — Verstehen Sie mich, Herr Bruder?

Pfar. Ich muß euern Zweifel wenigst als einen vernünftigen Zweifel loben. So gar gelehr-

lehrte Physiker oder Naturforscher haben schon lang darüber disputirt und Bücher geschrieben, und sind doch bis auf heutigen Tag in ihren Meynungen nicht ganz einig. Einige sagen, es befinden sich in den inneren Theilen der Erde sehr viele theils enge, theils weite Gänge, Adern oder Kanäle, welche immerdar von dem eindringenden Meerwasser angefüllet werden. Dieses bleibe darinn nicht allzeit bitter und salzicht, sondern werde hin und wider im Durchschliefen geläutert, und durch Abstreifung der salzigten Theile süß gemacht. Die Ursache aber, warum es aus der Erde bis in die hohe Gebirge und Felsen aufsteige, seye entweders die anziehende Kraft eben dieser Gebirge und Felsen, oder auch der Planeten und der Gestirne; oder aber die unterirdische Hitze, durch welche das Wasser, wie ein Dunst oder Dampf in die Höhe getrieben, und dann durch die Kälte der Gebirge und Felsen wieder flüßig gemachet werde; oder endlich die unterirdische Luft, welche sich von dem heftig eindringenden Meerwasser eine Zeit lang zusammendrucken lasse, hierauf aber durch ihre Schnellkraft sich wieder ausdehne, und das Wasser, weil es sonst keinen Ausgang findet, in die

Höhe zu steigen nöthige. — Andere Lehrer sind mit dieser ganzen Erklärung übel zufrieden. Nach ihrer Meynung werden die Ausdünstungen, welche in ungeheurer Menge von der Oberfläche des Meers aufsteigen, durch die Winde in alle Gegenden der Erde ausgebreitet; viele bleiben an den Gebirgen und Felsen hangen, fließen durch die Ritzen und Klumpfen hinein, und versammeln sich in den darinn befindlichen geräumigen Höhlungen oder Wasserstuben. Ein gleiches geschieht, wenn die Ausdünstungen des Meers, wie auch der Erde, zu erst in Regen, Schnee, oder Thau verwandelt werden, und hernach auf die Gebirge und Felsen fallen: So können ja diese niemal einen Mangel an Wasser haben. — Jetzt frage ich euch, Bruder! verstehet ihr mich?

Handw. Halb und halb. So viel gelehrtes Zeug geht nicht auf einmal in meinen Kopf hinein. Aber Sie werden mir doch meinen Vorwitz verzeihen?

Pfar. Es braucht keine Verzeihung, wo kein Fehler ist. Meines Erachtens soll man dem gemeinen Manne nicht verwehren, sondern vielmehr einrathen, daß er bisweilen den Bau und die

die Beschaffenheit der ganzen sichtbaren Welt, und insonderheit unserer Erde betrachte, und nicht nur den natürlichen Begebenheiten, so sich darauf zutragen, sondern auch den Ursachen und Folgen dieser Begebenheiten nachdenke und nachfrage. Das kann ihm helfen, die Allmacht, die Weisheit, die Fürsichtigkeit des Erschaffers besser zu erkennen. Beym ersten Anblicke der Berge und Felsen möchte ein Unbesonnener vermeynen, sie nutzen nichts: aber bey mehrerm Nachdenken und Nachfragen wird er erkennen, daß sie, von andern Nutzbarkeiten nichts zu melden, ganzen Ländern häufiges Wasser liefern, dessen man sich zur Schiffahrt, zum Fischfange, zum Trinken, Waschen, Kochen sehr nützlich und vortheilhaft bedienen kann. Wenn er hernach höret, die Gelehrten wissen selbst nicht recht, wie es möglich seye, daß so viel Wasser in die Berge und Felsen komme; so muß ihm fast nothwendig dieser Gedanken einfallen: Wie groß ist die Macht, Weisheit und Fürsichtigkeit Gottes, und wie schwach der menschliche Verstand! was hoffärtige Narren müssen diejenigen seyn, die nichts glauben wollen, als was sie klar verstehen und begreifen können!

Vier und zwanzigste Geschichte.

Von den freventlichen Urtheilen. — Hüte dich ernstlich, deinen Nebenmenschen für einen Uebelthäter zu halten, wenn du nicht hinlängliche Beweise seines Uebelverhaltens hast.

Pfarrer.

Es wird euch schon lang bekannt seyn, was für Leute unter dem Namen der Juden oder Hebräer verstanden werden. Abkömmlinge von jenem berühmten Volke, welches vor uralten Zeiten in Palästina, oder dem sogenannten gelobten Lande in zwölf Zünften ausgetheilet, mitten unter den Heyden rechtglaubig lebte, und von Gott das Versprechen erhielt, es werde aus der Zunft Juda der wahre Messias, der Heiland und Beglücker der ganzen Welt gebohren werden. Sie wollen keineswegs glauben, daß dieses Versprechen schon in Erfüllung gekommen; daß Jesus Christus der Messias und Weltheiland seye, bey welchem alle in ihren heiligen Büchern

chern des alten Testaments enthaltene Prophe-
zeyungen und Figuren sich erwahret und voll-
kommen zugetroffen haben. In hartnäckiger
Erwartung eines andern, der sie als ein weltli-
cher König beherrschen, und recht glückselig ma-
chen soll, lassen sie sich die Beobachtung jener
Gebräuche und Zeremonien ängstig angelegen
seyn, welche dem jüdischen Volke im Namen
Gottes von dem Wundermann Moyses vor-
geschrieben, aber nur bis auf die Zeit vor-
geschrieben waren, da der vermenschte Sohn
Gottes selbst erscheinen, und seine Jünger aus-
senden würde, ein neues Gesatz in der ganzen
Welt zu verkünden. — Ueberdas werdet ihr
auch wissen, daß man den Juden, seitdem sie,
nach der Zerstörung ihrer Hauptstadt und ihres
Tempels zu Jerusalem, zerstreuet hin und her
irren, nicht in allen, aber doch in mehreren christ-
lichen Landen und Herrschaften den Aufenthalt
und eine beständige Wohnung gestatte. So be-
findt sich, zum Exempel, im Frankenlande,
zu Fürth, einem großen Marktflecken, in dem
Gebiethe des Marggrafen von Anspach, eine
zahlreiche Judengemeinde, sammt einer eignen
Synagoge, oder einem Gebäude, indem sie sich

zu gewissen Zeiten versammeln, um nach ihrer Art die heilige Schrift des alten Testaments auszulegen, zu bethen und zu singen. — Ich habe diese vorläufige Erinnerung gemacht, damit ihr desto leichter verstehet, was sich mit einem Juden zugetragen, welcher im vorigen Jahrhunderte zur Zeit des leidigen dreyßigjährigen sogenannten Schwedenkriegs in dem vorgemeldten Marktflecken wohnhaft war.

Dieser hatte sich eines Tags, um seinen zeitlichen Gewinn zu befördern, von Hause hinweg begeben, und nicht nur einige Kaufmannswaaren, sondern auch eine beträchtliche Summe baaren Gelds mit sich genommen. Aber zu seinem Unglücke ward er in einer kleinen Waldung von etlichen unbekannten Räubern überfallen und angehalten. Sie machten es kurz mit ihm; er merkte bald, daß die Gegenwehre unmöglich, und alles Bitten unnütz seyn würde: nicht nur seine Waaren und alles Geld, sondern auch die Oberkleider wurden ihm abgenommen, und kein anderer Trost gegeben, als daß man ihm aus Gnade das Leben schenke. Wahrscheinlicher Weise waren die Thäter entweder entlaufene Soldaten,

daten, welche lieber durch das Räuberhandwerk als durch den Kriegsdienst ihr Glück machen wollten; oder einige Schurken von dem häufig herumschweifenden Bettlergesindel, welche sich einbildeten, zu Kriegszeiten seye mehr als zu Friedenszeiten erlaubt, und sie dürfen wohl einige Reisende ausrauben, weil die schwedischen Kriegsheere ganze Städte und Dörfer plündern. Dergleichen böse Folgen zieht ein jeder langdauernder Krieg nach sich.

Der ausgeraubte Hebräer, Jeremias, bekam nach seiner traurigen Heimkunft einen kräftigern Trost von seinen Glaubensgenossen; denn sie streckten ihm Geld und Waaren vor, damit er sein Gewerb fortsetzen, und nach und nach durch seinen Fleiß wieder so viel gewinnen möchte, als er auf einmal durch fremde Bosheit verlohren. Aber er machte sich diese Gutthätigkeit nicht recht zu Nutzen, sondern verhielt sich, wie so manche Unglückliche, welche die Tröstung und Hilf, so man ihnen anbiethet, wenig achten, und nur durch immerwährende Betrachtung ihres Unglücks sich selbsten martern, da sie doch nach den Regeln der Weisheit das Widerspiel thun, ihr

Unglück nach Möglichkeit aus dem Sinne schlagen, und die ganze Aufmerksamkeit auf die gegenwärtige Trostgründe und Hülfsmittel wenden sollten. Man sagte ihm oft, die Räuber werden sich schon lang weit hinweg in Sicherheit begeben haben; aber er hörte nicht auf, Tag und Nacht unruhig auf Mittel und Wege zu denken, durch welche er diese Bösewichte entdecken, und zur Ersetzung seines Schadens zwingen könnte.

Nach einiger Zeit giengen zwey reisende Studenten bey anbrechendem Abend durch den Marktflecken, und begegneten ihm, da er eben in der Hauptgasse bey einem seiner Freunde stund, und diesem klagend erzählte, wie fruchtlos bisher alle seine Nachsuchungen gewesen. Die zwey Fremdlinge gedachten an nichts weniger, als daß ihnen an diesem Orte etwas Leids geschehen sollte.

Unversehens stellt sich Jeremias einem derselben entgegen, ergreift ihn bey dem Arme, und spricht mit trotziger Stimme: Halt inn! du sollst mir nicht weiter kommen! — Warum? erwidert der Student, nicht so fast

erschrocken, als unwillig: ich habe mit dir nichts zu thun. — Aber ich mit dir. Ich kenne dich wohl, du bist einer von jenen losen Gesellen, die mich neulich schelmischer Weise angepacket, und aller meiner Habschaften beraubet haben. Deine Gesichtszüge, deine Statur, dein Haarzopf, deine Kleider verrathen dich. — O das ist eine gräuliche Verläumdung. Halte mich nicht länger auf. Du siehst mich für den unrechten an, ich bin ein ehrlicher Student. — Ein Betrüger, ein Landläufer, ein Schelm sollrest du sagen. — Bey diesem Wortwechsel gieng es so laut zu, daß mehrere Leute aus den benachbarten Häusern herbeygelaufen, theils aus Neugierde, theils mit dem Vorhaben, wenn es vonnöthen, ihrem Glaubensgenossen wider den Fremdling Hülfe zu leisten. Es wollte zwar der andere Student, den ich Achates nenne, in das Mittel treten, und die Unschuld und Ehrlichkeit seines Kameraden mit Vorweisung schriftlicher Zeugnisse beweisen: allein der erhitzte Mann fiel ihm in die Rede, und hieß ihn weiter gehen. Mit dir, sprach er: habe ich nichts zu schaffen; du

warst

warst nicht bey der lasterhaften Räuberbande; aber dieser, dieser muß mir haften, bis er mir meinen Schaden ersetzet. Die Umstehenden wurden auch hitzig, und wider den vermeynten Räuber erbittert. Man packet ihn an; bindet ihm gewaltsam die Hände auf dem Rücken zusammen; führt ihn, ohngeacht alles seinen Protestierens, an ein sicheres Ort zur genauen Verwahrung.

Was wollte der gute Achates machen? die Pflichten der Freundschaft ließen ihm nicht zu, weiter zu reisen, und seinen lieben Reisegefährten im Stiche zu lassen. Er blieb in dem Marktflecken, und nahm seine Einkehre in einem christlichen Wirthshause, mit der Hoffnung, da werde sich ein Mittel ausfindig machen lassen, um die Befreyung des Gefangenen zu bewirken.

Auf sein sorgfältiges Nachfragen erzählte man ihm umständlich, was sich unlängst mit dem Hebräer Jeremias zugetragen; man benamste den Tag, die Stund, die Gegend, wo derselbe, seiner Aussage nach, von einer Diebsbande überfallen und ausgeraubet worden. Bey dieser Nachricht hob der Student seine Augen gen Himmel,

mel, und sprach: Jezt erkenne ich erst recht die Unschuld' meines Kameraden! eben an demselben Tage, in derselben Stunde sind wir beyde miteinander weit von dem Orte entfernet gewesen, wo die Missethat geschehen seyn soll. Wir haben uns damals, von unserer Reise ermüdet, den ganzen Tag zu Würzburg, in dem Gasthofe zum schwarzen Rosse genannt, aufgehalten. Das getraue ich mir mit einem Eidschwure zu bezeugen. — Wenn dem also ist, antwortete der Wirth, so sey der Herr nur wohl getröster. Wir haben eine gute Obrigkeit, welche ohne auf den Unterschied zwischen Juden und Christen, zwischen Einwohnern und Fremdlingen zu sehen, einem jeden sein Recht verschaffet. Mehrere Gäste, die zugegen waren, trösteten ihn auf gleiche Weise. Aber es befand sich unter denselben auch ein Hebräer, welcher wahrscheinlich als ein Ausspäher von den Seinigen dahin geschicket worden. Dieser faßte stillschweigend das ganze Gespräch in die Ohren, zahlte bald hernach seine Zeche, und gieng aus dem Wirthshause geraden Wegs der Wohnung

seines Freundes, des Jeremias, zu. Mail hatte ihn da mit großem Verlangen erwartet. Sowohl der Hauspatron, als seine vertraute Rathgeber, die schon bey ihm waren, befanden sich in einer traurigen Verlegenheit, indem sie nach reifer Ueberlegung erkennet, die Gewaltthätigkeit, mit welcher sie den fremden Studenten mishandelt, werde sich vor der Obrigkeit nicht völlig rechtfertigen; und der räuberische Diebstahl, dessen sie ihn beschuldiget, nicht genug beweisen lassen. Nunmehr kam ihnen dasjenige sehr bedenklich vor, was der andere Student in dem Wirthshause ausgesagt; wenn seine Aussage richtig wäre, so würde nothwendig folgen, Jeremias habe aus Uebereilung nicht nur ein freventliches, sondern auch ein falsches Urtheil von dem Fremdlinge gefället, wie dann gemeiniglich beydes beysammen ist. — Was Raths? soll man den begangenen Fehler bekennen, und dem beleidigten Theile eine freywillige Genugthuung anbiethen? Dieser Rath wäre wohl der vernünftigste. Je geschwinder man einem unbillich mishandelten Nebenmenschen eine solche Erklärung machet, desto leichter läßt sich dieser besänftigen und befriedigen. Aber der ungeartete

Heb=

Hebräer verwirft ein so taugliches Mittel, und will lieber einen noch größeren Fehler begehen, als den begangenen erkennen und bekennen. Schon vor dem ersten Anbruche des folgenden Tags setzet er sich zu Pferde, reitet in die Stadt Würzburg, und steigt bey dem Wirthshause zum schwarzen Rosse ab. Man stellte ihm auf sein Verlangen etwas zu essen und zu trinken vor. Nachdem er nur wenig genossen, bath er den Wirth um eine geheime Unterredung, und machte ihm in einem abgesonderten Zimmer folgenden Vortrag: Mein Herr! ich bin derjenige Einwohner des Marktfleckens Fürth, welcher am sechs und zwanzigsten Brachmonate dieses Jahrs von einer Diebesbande feindlich angefallen, und vieler Habschaften beraubet worden. Nun hat es mir gelungen, einen dieser Spitzbuben zu ertappen, und bey uns gefänglich verwahren zu lassen. Er läugnet zwar seine Missethat; aber sie ist schon augenscheinlich erwiesen. Weil ihm keine andere Ausflucht mehr übrig, so giebt er vor, er seye mit einem Kameraden an dem Tage und in der Stunde der verübten Gewaltthätigkeit hier in

euerm

euerm Wirthshause gewesen: aber das kann nicht seyn, es ist unmöglich. Wenn unsere Obrigkeit vielleicht ein Zeugniß von euch begehren wird, so bitte ich euch, in diesem Falle mir günstig zu seyn, und von dem Bösewicht sammt seinem Kameraden recht nachdrücklich zu bezeugen und zu versichern, ihr kennet sie nicht, und erinnerer euch nicht, sie jemals gesehen oder bewirthet zu haben. Ich will mich gewiß für diese Gefälligkeit dankbar einstellen. Nehmet unterdessen diese zwey Dukaten als ein kleines Zeichen meines guten Willens an.

Der Wirth gab eine Antwort, wie man sie von einem ehrliebenden Manne erwarten konnte, er schätze den guten Willen seines werthen Gastes sehr hoch: aber das angebothene Geld dürfe er nicht annehmen; weil ja noch ganz ungewiß, ob man von ihm ein Zeugniß fordern werde. Sollte aber dieses geschehen, wolle er thun, was ihm immer möglich, damit der Gerichtshandel einen glücklichen Ausgang nehme. Diese

letz=

letzten Worte gefielen dem Hebräer. Er glaubte den Wirth überredet, und auf seine Seite gebracht zu haben, und verweilte noch so lange in dem Hause, bis er Gelegenheit gefunden, in geheim auch der Hausfrau und der Dienstmagd eine gleiche Bitte vorzutragen, und eine gleiche Verehrung anzubiethen. Jene weigerte sich eben so manierlich, wie ihr Mann, ein Geld anzunehmen; diese aber ließ sich lachend zwingen, zwey Dukaten einzuschieben, und gab dafür das Versprechen, wenn es nur auf sie ankomme, so werde alles recht werden.

Nachdem er also getröstet seinen Abschied genommen, besannen sich alle drey, und fragten einander, was dann für Leute an dem vom Juden angezeigten Tage in dem Wirthshause gewesen. Ich kann mich wohl erinnern, sprach die Wirthinn: daß in derselben Woche unter anderen auch zwey fremde Studenten den ganzen Tag bey uns zugebracht: ob es aber der nämliche Tag, oder — — Ja, ja, fiel ihr der Mann in die Rede: der nämliche Tag war es, bey uns ein Feyertag. Als ich nach vollendetem

Hochamte aus der Kirche heimkam, saßen sie beyde da an dem Tische bey einem Frühstücke. — Du hast recht lieber Mann. Es fällt mir noch dazu ein, daß ich gefraget, ob sie schon Messe gehöret, worauf beyde mit ja antworteten, und einer lächelnd hinzusetzte, sie wären es zwar nicht schuldig gewesen, weil in ihrem Bistume dieser Tag nicht gefeyert werde. Aber sollte es wohl möglich seyn, daß der Jud die Keckheit hätte zu behaupten, er seye an dem bemeldten Tage von einem dieser Studenten weit von hier angegriffen und ausgeraubet worden? — Das muß sich erst zeigen, antwortete der Wirth; die Magd aber bekümmerte sich, und sagte: es wäre mir sehr Leid, wenn einem dieser wackeren jungen Leute durch falsche Anklagen ein Unglück widerfahren sollte; sie haben mir beyde ein ehrliches Trinkgeld gegeben, welches so viele andere Gäste zu vergessen pflegen.

Indem sie also redet, geht die Stubenthüre auf, und einer jener Studenten, von welchen

eben

eben die Rede war, der Student Achates, tritt ganz unerwartet hinein. Beym ersten steifen Anblicke erkennet ihn die Magd, und giebt ihn auch ihrer Frau zu erkennen. Der Wirth zweifelt noch; aber sein Zweifel wird bald gehoben, weil der Gast selbst nicht nur den Tag, an welchem er und sein Kamerad allda ausgerastet, sondern auch ein Lied und ein Kartenspiel nennet, mit welchen sie sich damals in Beyseyn des Herrn Wirths die Zeit zu vertreiben gesuchet. Schon genug, sagte dieser: ich kenne ihn jezt, mein lieber Herr Student! und wenn ich seinen Reisegespanen zu Gesicht bekäme, würde ich ihn noch leichter kennen, wegen einem merklichen Wundenmaale, so ihm, seiner mir gemachten Erzählung nach, von einem gefährlichen Sturzfalle an der Stirne geblieben. — Wohlan! setze er sich nieder, und befehle, mit was man aufwarten soll. Aber zuvorerst bitte ich, mir meine Unruhe zu stillen, und die Ursache anzuzeigen, warum er diesen würdigen Freund nicht mit sich hieher gebracht. — Ach Gott! war die Antwort des Studenten: wie gern hätte ich ihn

mitgebracht, wenn es möglich gewesen wäre! aber er wird leider! zu Fürth gefänglich verwahret. Erbarmen Sie sich seiner, Herr Wirth! ich bitte darum. Helfen Sie mir, den Unschuldigen in Freyheit zu setzen. Hier habe ich zwey Schreiben von der dortigen Ortsobrigkeit, in einem werden Sie ersuchet nach Fürth zu kommen, und in einem wichtigen Handel Zeugschaft abzulegen; in dem andern wird die hiesige hohe Obrigkeit um ihre Einwilligung geziemend gebethen. — Dem Wirth war diese Bothschaft nicht ganz unvermuthet. Nach der vorgegangenen Unterredung mit dem Juden Jeremias konnte er sich leicht einbilden, was für ein Zeugniß man von ihm fordern würde. So bald er das eingereichte Schreiben gelesen hatte, waren seine erste Worte: Es soll geschehen. Eile der Herr, die Bewilligung der hohen Obrigkeit zu erhalten; es wird da keinen Anstand geben. Ich mache unterdessen die gehörigen Anstalten, und dann reisen wir miteinander ab.

Eine solche Willfährigkeit mußte dem betrübten Achates so wohl thun, als einem Verwundten der kräftigste Balsam: aber erst nach ihrer Ankunft in dem Marktflecken ward er durch die Ehrlich- und Gewissenhaftigkeit dieses Mannes recht erfreuet, und vollkommen getröstet. Der Gerichtshandel nahm bald einen glücklichen Ausgang, nicht wie ihn der Kläger hoffte; sondern wie er dem Angeklagten gebührte. Es wäre schon genug gewesen, wenn ein so ansehnlicher und in gutem Rufe stehender Bürger und Gastgeb von Würzburg bey seinem Gewissen und mit einem Eide bezeuget hätte, der fremde Student, der ihm unter die Augen gestellet worden, habe bey ihm in seinem Wirthshause den sechs und zwanzigsten Tag des Brachmonats zugebracht: aber sein Eifer für die Gerechtigkeit, und seine Wahrheitsliebe trieben ihn an, noch überdas mehr zu thun, und der Obrigkeit eine umständliche Anzeige zu machen, wie boshaft und gewissenlos der Hebräer Jeremias drey ehrliebende Personen, den Wirth selbsten, und dessen Hausfrau und Magd, mit Gelde bestechen, und zur Verläugnung der Wahrheit, zur Unterdrückung der Unschuld bereden wollen. Er

zeigte sich auch bereitwillig und ernstlich gesinnet, bemeldte zwey Weibsbilder zu beschicken und vor Gericht zu stellen, weil er sicher voraussah, sie würden seine Aussage mit der ihrigen bestätigen. — Die Obrigkeit aber hielt dieses für unnöthig und überflüßig. Es waren schon genugsame Beweise vorhanden, um das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Unverzüglich stellte man den unbillich angehaltenen, und fälschlich angeklagten Studenten auf freyen Fuß. Der Ankläger Jeremias mußte ihm öffentliche Abbitte thun, und mit baarem Gelde sowohl die zugefügte Unbild, als allen daraus entstandenen Schaden vergüten. Bey diesem hatte es noch nicht sein Verbleiben. Der Hebräer ward auch verurtheilet und verpflichtet, nicht nur die Gerichtskösten zu bezahlen, sondern auch zur Strafe seiner zu Fürth und zu Würzburg unternommenen Frevelthaten, hundert Reichsthaler an das Armenspital abzugeben. — Bis daher geht die Erzählung des deutschen Schriftstellers Georg Philipp Harsdörfer in seinem Geschichrenspiegel. Er hat um eben dieselbe Zeit als ein sogenannter Patricier, oder aus inländischem altadelichen Geschlechte entsprossener

Herr

Herr zu Nürnberg, der berühmten nur eine kleine Meile von Fürth entlegenen Reichsstadt gelebet, und folglich gar sichere Kundschaft von der ganzen Begebenheit haben können.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Hundert Reichsthaler! das ist doch ein Geld. Ich hätte die Lamentationen des armen Jeremias und seiner Gesellen hören mögen.

Pfar. So großen, und noch größeren Schaden verursachen manchesmal die freventlichen Urtheile, und doch sind sie in der Welt so gewöhnlich. Ein jeder hat es ungern, wenn man von ihm ein freventliches, nicht genug gegründetes, nachtheiliges Urtheil fällt; aber wenige hüten sich, eben dergleichen Urtheile von ihren Nebenmenschen zu fällen.

Handw. Ist dieses auch ein freventliches Urtheil, wenn man von einem sonst unbekannten Menschen, weil er schwarze oder rothe Haare, oder ein unliebliches Gesicht, oder eine bleiche Farbe, oder einen Leibsmangel hat, wenn man bey sich selbst gedenket, er seye ein zorniger,

oder ein fauler, oder ein dummer, oder ein wohllüstiger, oder ein boshafter Mensch?

Pfar. Alle diese und dergleichen Zeichen sind betrüglich, und die Urtheile, welche man darauf gründet, widerstreben der Billichkeit und der Nächstenliebe. Zwar wenn ein Mensch wirklich von einer heftigen Leidenschaft, z. B. vom Zorne, von der Traurigkeit, von der Freude eingenommen ist, kann man es leicht aus seinem Angesichte abnehmen: aber sonst läßt sich seine innerliche Gemüthsbeschaffenheit pur allein aus der Gestalt und Form, aus den Zügen, aus den Linien und Falten des Angesichts nicht sicher bestimmen.

Handw. Wäre es auch gefehlet, wenn man einen Nebenmenschen für einen nichtswerthen, in der Ungnade Gottes stehenden Sünder ansähe, weil er von einer schweren Krankheit in die andere, von einem großen Unglücke in das andere gerathet?

Pfar. Grob gefehlt. Es hielten einstens die heydnischen Bewohner der Insel Maltha den heiligen Paulus für einen Uebelthäter und Todtschläger, weil er, so bald er aus einem

Schiff=

Schiffbruche entronnen, auf dem Lande von einer giftigen Schlange angefallen, und in neue Todesgefahr gesetzet worden: aber seine Unschuld kam bald durch ein augenscheinliches Wunder an den Tag. Das Schlangengift, von dem sonst andere plötzlich aufschwollen, hinfielen, und starben, war bey ihm ganz unschädlich und kraftlos. Die Leute erkannten ihren Fehler, und sagten jetzt, er seye ein Gott.

Handw. Verzeihen Sie mir doch, daß ich diesesmal so viel frage. Es kann halt unser einer nicht allzeit entscheiden, ob dieses oder jenes ein freventliches Urtheil seye, oder nicht seye. Ein gewisser, starker und wohlgemästeter Mann von mittlerem Alter, aus unserer Nachbarschaft, der sich öfters berauschet, saß neulich im Wirthshause nicht weit von mir und meinem Vetter, aber an einem andern Tische; und fieng an, nachdem ihm der Wein in den Kopf gestiegen, mit wildem Gelächter allerhand unkeusche Reden und ärgerliche Zotten und Possen, auch in Gegenwart junger Weibspersonen, auf die Bahne zu bringen. Wir machten uns auf, und giengen davon: im Fortgehen sprach mein Vetter: die-

ser Mensch ist gewiß nicht nur dem Laster der Trunkenheit, sondern auch dem Laster der Unkeuschheit ergeben. Ich aber schwieg, aus Furcht, dieses Urtheil möchte frevelhaft, und eine Sünde seyn. Was meynen Sie, Herr Bruder?

Pfar. Wenn man recht wichtige Gründe und hinreichende Ursachen hat, von dem Nebenmenschen etwas Arges zu denken, ist es nicht mehr ein freventliches, sondern ein vernünftiges Urtheil, und kann oft zur heilsamen Warnung dienen, daß man in gewissen Umständen sich vor einem solchen Menschen hüte. Euer Vetter wird wohl gewußt haben, was ausdrücklich in der heiligen Schrift steht, bey dem unmäßigen Gebrauche des Wein seye die Unkeuschheit. Ueberdas wird er gedenket haben, die Reden, welche man gern und mit Freuden vorbringt, seyen Früchte des Herzens, und man dürfe wohl den Menschen aus solchen Früchten beurtheilen, weil der göttliche Lehrmeister selbst versichert, der Mund rede gern von jenem, von dem das Herz überfüllet ist, und ein guter Baum könne keine böse Früchte bringen, folglich ein keusches Herz keine unkeuschen Reden und Gespräche.

Handw.

Landw. So ließe sich dann, Ihrer Meynung nach, das Urtheil meines Vetters entschuldigen. Aber es fallt mir eben jetzt ein, daß ich diese Stunde während Ihrer Erzählung ein Urtheil gefället, welches vielleicht nicht so leicht zu entschuldigen ist. Nachdem ich gehöret, wie der Jud Jeremias die Wirthsleute mit Gelde bestechen, und den unschuldigen Studenten in großes Unglück stürzen wollen, sagte ich bey mir selbst: Die Juden sind halt ein unredliches, treuloses, falsches Volk, welches bey allen Gelegenheiten die Christen zu betrügen und zu beschädigen suchet.

Pfar. Man soll weder von allen Juden insgesammt, noch von einem insbesondere, pur allein aus dieser Ursache, weil er ein Jud ist, ein so nachtheiliges Urtheil fällen. Es kann ohne Zweifel unter ihnen auch ehrlichdenkende und ehrlichhandelnde Leute geben. Weil wir aber aus vielen Beyspielen wissen, daß manche sich kein Gewissen machen, einen jeden, der ihnen trauet, nach Möglichkeit zu betrügen und zu beschädigen, so vermeyne ich, es seye wenigst ein Verdacht oder Argwohn, eine zum Urtheilen zwar

zwar geneigte, aber nicht ganz hinreichende Muthmaßung erlaubet, und man könne es denjenigen nicht verübeln, welche sich mit den Hebräern entweder gar nicht, oder nur mit einer außerordentlichen Behutsamkeit in Handlungsgeschäffte einlassen. Sehet da! der Verfasser des Gesundheitskatechismus, von welchem ich euch schon Meldung gethan, handelt im sechsten Kapitel von den Leidenschaften, und darunter auch vom Verdruße: Ich rathe euch gutmeynend, sagt er: euch vor fünf Stücken zu hüten, wenn ihr dem Verdruß entgehen, und eure Gesundheit erhalten wollet. — So viel Kranke ich von Verdruß auszehren sahe, so war eine von diesen fünf Ursachen Schuld daran. — Jetzt, Bruder! lese ich die zweyte Regel, welche wörtlich also lautet: Zweytens hütet euch vor allem Handel mit den Juden, der ehrlichste sucht euch herüberzuziehen. — Dieses Wort, herüberziehen, heißt da wohl nichts anders, als mit fremden Schaden einen übermäßigen Gewinn machen. Weil der gelehrte Schriftsteller in einem Lande gelebet, wo es viele Juden giebt, wird

er

er oft genug beobacht haben, nicht nur wie sehr diese Leute sich bestreben, jene, mit denen sie handeln, zu betrügen und zu beschädigen; sondern auch, was großen der Gesundheit nachtheiligen Verdruß die Betrogenen und Beschädigten nach geschlossenem Handel zu empfinden pflegen.

Fünf und zwanzigste Geschichte.

Von dem großen Fehler jener Hausväter und Hausmütter, welche kein Bedenken tragen, übelgesittete, lasterhafte Dienstbothen anzunehmen, und längere Zeit in Dienste zu behalten. — Schon manche haben eine solche Unbesonnenheit wehmüthig, aber zu spät bereuet.

Der Pfarrer.

Der Schriftsteller, Camus, Bischof zu Belley, beschreibet in seinem Werke von sonderbaren Begebenheiten eine gräuliche Geschichte, welche sich zu seiner Zeit in Frankreich,

zu

zu Orleans, einer der ältesten und berühmtesten Städte ereignet. Ich würde mich scheuen, euch dieselbe vorzutragen, wenn sie nicht auch wichtige Lehren und nützliche Warnungen in sich enthielte. — Ein Herr von hohem Adel hatte daselbst, bald nach dem Ableiben seiner Frau Gemahlinn, einen fremden ganz unbekannten, etlich und zwanzig Jahre alten Purschen, ohne sich von dessen Herkommen und bisheriger Aufführung zu erkundigen, als einen Lakayen in sein Haus aufgenommen. Ihr sehet mich an, als ob ihr fragen wolltet, was ein Lakay seye. Diesen halbfranzösischen Namen geben auch in Deutschland große Herren einem Diener, welcher immerdar zu Vollziehung ihrer Befehle bereitet seyn, und wenn sie aus dem Hause gehen, ihnen auf dem Fuße nachtreten; wenn sie aber ausfahren, hinten auf der Kutsche stehen muß. — Der so unbehutsam gedungene Lakey, mit Namen Laflör, war zwar ein wolgewachsener Mensch, mit guten Leibskräften, großer Lebhaftigkeit, und vieler Geschicklichkeit begabet; aber von armen, am Bettelstabe herumwandernden Aeltern ohne Religion und Gottesfurcht äußerst schlecht erzogen, und in lüderlichen Gesellschaf-

schaften zu einem ganz ungesitteten Lebenswandel, sonderbar zum übermäßigen Trinken gewöhnet. Obwohl er sich anfangs einige Mühe gegeben diese böse Gewohnheit zu verbergen, kam sie doch bald durch ihre leidige Wirkungen zum Vorscheine. Die Dienstbothen, die um ihn waren, sahen ihn öfters mit entzündtem Angesicht, halbschielenden Augen, stolpernden Füssen hin und her taumeln; sie hörten ihn, vom Weine erhitzet, sich närrisch rühmen und pralen; seine verübten Schurkenstreiche erzählen; bisweilen unkeusche Zoten und Possen einmischen; bisweilen ohne Ursache, oder wegen einer kleinen Widerrede, mit schaumendem Munde und geballter Faust wüthen, toben, dem nächsten besten, der ihn beleidigen würde, den Tod androhen. Einige hielten dieses wilde Unwesen für einen Zeitvertreib, und ließen so gar um ihr eignes Geld aus dem Wirthshause Wein holen, damit sie ihm einen Rausch anbringen möchten, und hernach bey seiner unsinnigen Aufführung etwas zu lachen hätten. Aber anderen Vernünftigeren und besser Gesitteten, sonderbar dem tugendhaften Kutscher, misfiel dieses alles so sehr, daß sie sich nicht enthalten konnten, den ärgerlichen

lichen Trunkenbold bey dem gnädigen Herrn anzuklagen. Die Wahrheit ihrer Aussagen kam ihm nicht zweifelhaft vor; doch wollte er den Kerl nicht gleich aus dem Dienste stossen, und brodlos machen, sondern zuvor alle zu desselben Besserung dienliche Mittel anwenden. Nachdem alle Ermahnungen, Zusprüche und Drohungen fruchtlos abgelaufen, ließ er ihn nach jedem Rausche durch den Kutscher wacker abprügeln: eines Tags mußten gar alle Dienstbothen zusammenkommen, den vollen Zapfen an einen Pfahl anbinden, und wechselweise auf seinen entblößten Rucken mit tüchtigen Ruthen so lang zuschlagen, bis das häufige Blut herabfloß. Allein dergleichen Mittel sind nicht kräftig genug, eine lasterhafte tief eingewurzelte Gewohnheit zu vertilgen. Mich wundert nicht so fast, wie es möglich gewesen, daß bey dem Volltrinker keine Besserung erfolget, als wie er nach einer so gräulichen Züchtigung noch ferner im Dienste bleiben, und seine innerliche Rachgierigkeit mehrere Wochen lang habe verbergen können.

Bey annahender Herbstzeit begab sich der Herr mit seiner Dienerschaft, wie gewöhnlich, auf

auf sein Landgut, welches zwey Meilen von der Stadt entlegen, und wegen der schönen dazu gehörigen Reben berühmt war. Seine beyde allbereit erwachsene Töchter, und ein fünfjähriges Söhnlein, sammt zwoen Mägden, mußten zu Hause bleiben. Nun gieng selten ein Tag vorbey, wo nicht Jemand von dem Landhause in die Stadt geschickt ward, um die nöthigen Nahrungsmittel abzuholen, oder andere Geschäffte zu besorgen. Den Lakayen Laflör traf dieser Bothengang am alleröftesten. Er kam einstens ein Paar Stunden vor Sonnenuntergange in der Stadt und in der herrschaftlichen Behausung an, und händigte der ältern Fräulein einen Brief von ihrem Herrn Vater ein. Weil sich der Brief ganz kurz mit wenigen Zeilen beantworten ließ, so befahl die Fräulein bey Ergreifung der Schreibfeder, es solle die ältere Magd dem Lakayen einen Trunk Wein geben; die jüngere aber ein Licht zum Briefpetschieren herbringen. Was weiter erfolget, wird euch, wie mir, schrecken- und schauervoll vorkommen. Der schlimme Kerl sah mit Unwillen, daß die Magd, welche ihm einen Trunk holen sollte, nur einen kleinen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Krug mit sich fortnehme. Ohne langes Besinnen folget er ihr mit einem andern viel größern in den Keller nach, und verlanget, sie solle ihm diesen Krug mit Weine anfüllen. Nein, antwortet die Dienstmagd, welche eben jetzt den kleinern gefüllet hatte: ich weiß wohl, was der Willen meiner Herrschaft ist. Man soll jedem Dienstbothen, der vom Landhause hereingeschicket wird, nur so viel, und nicht mehr zu trinken geben. — Nur so viel? das ist ja nur ein Schluck, sagt er, und ergreift, und setzt den gefüllten Krug an den Mund, und leeret ihn mit begierigen Zügen bis auf den letzten Tropfen aus. — Jetzt soll die Magd auf seinen Befehl abermal einschenken: sie weigert sich, ohne Bewilligung der Fräulein zu gehorchen. Es entsteht ein heftiger Wortwechsel. Der Böswicht ergrimmt, zieht ein großes Messer hervor, stoßt es ihr zu erst in die Brust, und schneidet ihr hernach die Gurgel ab. Hiemit nicht zufrieden, lauft er, von Zorn und Rachbegierde betäubet, die Kellerstiege hinauf, und verübet an der jüngern ihm entgegen kommenden Magd eine gleiche Grausamkeit. Die gute

Fräu=

Fräulein wäre glücklich gewesen, wenn sie bey Anhörung des Schreyens und Lärmens die Zimmerthüre wohl verriegelt hätte: vielleicht war dieses ihr Vorhaben; aber da sie ängstig der Thüre zuläuft, stürzet der rasende Unmensch mit dem blutigen Mordmesser herein, und machet auch sie, und ihre jüngere Schwester, und den fünfjährigen Bruder zu Schlachtopfern seiner höllischen Wuth. Erbärmliche Schlachtopfer! wie theuer müsset ihr den Fehler euers Vaters büßen, weil er einen übel erzogenen gewissenlosen Diener angenommen, und nicht gleichwieder fortgejaget! —

Handw. Ich möchte fast weinen. So unschuldige Leute so grausam ermordet! Man hätte für den verfluchten Mörder eine neue und schwerere Todesstrafe erfinden sollen, als das Köpfen, Henken, und Rädern ist.

Pfar. Nachdem er auf vorbesagte unmenschliche Art seinem Zorn und Rachefeuer Luft gemacht, und sich ein wenig erholet, fiel ihm, als einem in mancherley Schelmenstreichen geübten Waghalse, der Gedanken ein, wie es möglich wäre, so schlaue Anstalten zu treffen,

daß ihn Niemand der verübten Gräuelthaten überweisen könnte. Zu diesem Ende säubert er zu erst sein Mordmesser, seine Hände und Kleider nach Möglichkeit von allen Blutmackeln, und stärket sich in dem Keller mit einem guten Trunke: hierauf schiebt er den Brief ein, welchen nach seinem Wunsche die bedaurenswürdige Fräulein schon verfertiget und petschiert hatte; läßt die Körper der Ermordeten in ihrem Blute liegen, machet sich fort, schließt die Hausthüre gewöhnlicher Maaßen hinter sich zu, und kömmt mit eilfertigen Schritten noch zu rechter Zeit im Landhause an. Die Kunst sich zu verstellen gieng ihm da meisterlich vonstatten; man sah ihm nicht die mindeste Furcht oder Verwirrung an; mit heiterm Angesicht überreichte er dem gnädigen Herrn den mitgebrachten Brief, und gab zugleich die tröstliche Versicherung, die junge Herrschaft in der Stadt seye recht gesund, recht wohl auf; lasse ihre gehorsamste kindliche Empfehlung vermelden. So sind die grösten Missethäter gewöhnlich die frechsten und unverschämtesten Lügenschmiede. Hiemit wußte auf dem Landgute Niemand, als der Thäter selbst, was zu Orleans in dem

herr-

herrschaftlichen Hause geschehen; in der Stadt aber ward es noch denselben Abend nur von einem einzigen gemeinen Manne, einem Schuhflicker, zufälliger Weise wahrgenommen.

Dieser hatte die Gewohnheit, an den Werktägen mit einem hölzernen Bankgestelle und den nöthigen Werkzeugen bald in diese, bald in jene Gasse zu kommen, von Haus zu Haus seine Dienste anzubiethen, und auf öffentlichem Platze unter freyem Himmel zu arbeiten. An dem nämlichen Tage, an welchem sich die traurige Mordgeschichte ereignet, hatte ihm kurz vorher auf sein Anfragen die jüngere Dienstmagd in der herrschaftlichen Behausung ein Paar Schuhe zum Flicken gegeben. Bey anbrechender Nacht war er mit seiner Arbeit fertig, und wollte die ausgebesserte Schuhe mit Forderung des gebührenden Macherlohns heimstellen. Aber da er an der Hausthüre klopfet, öfter und stärker klopfet, läßt sich Niemand im Hause hören; Niemand rühret sich, um die Thüre zu öffnen, oder wenigstens zum Fenster hinaus zu fragen, was sein Verlangen seye. Diese ungewöhnliche Stille kömmt ihm wunderlich vor. Er er-

innert sich, daß auf der andern Seite des Hauses eine kleinere Thüre ohne sonderbare Mühe durch einen geschickten Kunstgriff, den er der Magd abgesehen, eröffnet werden könne. Der Versuch gelingt ihm: er kömmt durch den bemeldten Eingang in den Vorhof, und von dannen zu einer andern Thüre, welche diesen Abend nicht, wie sonst gewöhnlich, verschlossen war, und ihm den freyen Eintritt in das Haus gestattete. — Was Schrecken und Angst überfällt den armen Menschen, da er den Lohn für die geflickten Schuhe fordern will, aber überall, wo er hingeht, nichts als bluttriefende Todtenkörper antrifft! Soll er Lärmen machen, und die Nachbarn herbeyrufen? Das scheint ihm nicht rathsam, weil man ihn in diesen Umständen für den Thäter, oder doch für einen Mithelfer halten würde. Soll er ganz still wieder fortschleichen, wie er hergekommen? Dieses ist, seiner Meynung nach, das sicherste. Aber indem er fortgehen will, entsteht in seinem Gemüthe eine gählinge Versuchung, eine starke Anreizung zu einer sündhaften That, zu einem Diebstahle: Brauche diese gute Gelegenheit einen Gewinn zu machen, den du in

vielen Jahren mit deiner mühesamen Arbeit nicht machen könntest. Der Herr dieses Hauses ist reich, und wird den Verlurst eines kleinen Theils seiner Habschaften desto weniger achten, weil er jetzt keine Kinder mehr zu versorgen hat. Es sieht dich Niemand; folglich kann dich Niemand verklagen; und wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Wie viele gute Täge kannst du dir verschaffen, wenn es dir glücket, einen Haufen Geldes und geldeswerther Sachen unvermerkt nach Hause zu bringen?

Durch dergleichen Vorspieglungen verblendet manchesmal nicht nur die Habsucht, sondern jede unordentliche Gemüthsneigung den Menschen, und beredet ihn, wenigst bey gewissen Gelegenheiten eine Lasterthat zu wagen, wo er hoffen kann, es werde diese vor der Welt verborgen und unbekannt bleiben. Nur derjenige williget nicht ein, und hütet sich auch vor heimlichen Lastern und ihren schädlichen Folgen, der den allwissenden, überall gegenwärtigen, gütigen Belohner des Guten, und

gerechten Strafer des Bösen, mehr als alle Menschen fürchtet. Darum wird die Furcht Gottes in der heiligen Schrift ein Anfang der Weisheit genannt. — Aber der vorgemeldte Handwerksmann war kein gottesfürchtiger Mensch. Er geht wirklich, obwohl nicht ohne Angst, in den Zimmern herum, suchet überall nach; schiebt in Eile so viel Geld, Silbergeräth, Edelgesteine ein, als er in seinen Taschen und unter den Kleidern füglich tragen kann; und machet sich also beladen, bey finsterer Nacht auf dem vorigen Wege mit Verschließung beyder hintern Thüren, in möglicher Stille davon. — Wenn sein Eheweib, so mit ihm den untersten Stock eines gemeinen Bürgerhauses um jährlichen Zins bewohnte, gottesfürchtiger, als er, gewesen wäre, würde sie seinen Diebstahl verabscheuet, und auf alle Weise misbilliget haben: aber sie that das Widerspiel; sprach ihm Muth zu, da ihn eine Reue ankommen wollte; half ihm die entfremdeten Waaren in ihrer kleinen Wohnung nach Möglichkeit verbergen.

Am folgenden Tag in der Frühe mußte der Kutscher vom Landhause einen mit Fässern beladenen Wagen in die Stadt führen, und hatte zugleich den Auftrag, der jüngern Herrschaft einen Gruß vom Herrn Vater zu bringen. Nach vielem Klopfen und Rufen bey beyden Thüren bekommt er keine Antwort; es scheint ihm unglaublich, daß gar kein Mensch zu Hause seye; auf sein Nachfragen sagen die Nachbarn, sie haben diesen Morgen noch Niemand weder aus- noch eingehen gesehen. Endlich fand er sich genöthiget, mit Bewilligung der Obrigkeit die Hausthüre in Gegenwart zweyer Zeugen aufbrechen zu lassen. Gedenket, wie es einem so rechtschaffenen Diener um das Herz gewesen seyn müsse, als er seine so liebe junge Herrschaft sammt beyden so treuen Dienstmägden getödtet in ihrem Blute da liegen gesehen. Die zwey anwesenden Zeugen waren zwar auch bestürzet; konnten sich aber bälder fassen, einer erboth sich, mit ihm zur Bewachung des Hauses da zu bleiben; der andere eilte fort, um die Obrigkeit von diesem schrecklichen Vorfalle zu berichten, und einen gleichen Bericht durch einen Eilbothen an den gnädigen Herrn gelangen

zu lassen. Ach! was entsetzlicher Donnerschlag für das väterliche Herz! wie heftig dringen die Anfälle der Traurigkeit und Verzweiflung auf dasselbe zu! wie viele Mühe müssen seine Verwandten und Freunde anwenden, damit er seine getödteten Kinder noch überleben möchte!

Von Seiten der Obrigkeit wurden die gehörigen Untersuchungen in dem herrschaftlichen Hause vorgenommen; die Leichenbegrabung verordnet; alle mögliche Anstalten getroffen, um die Urheber und Mithelfer der unmenschlichen Gräuelthaten zu entdecken. Auf den Lakayen Laflör warf man keinen Verdacht; er schien desto unschuldiger, je geschickter er, gleich der übrigen Dienerschaft trauerte und weinte. Gegen Abend verbreitete sich die Sage, man werde bald auf den Grund der Wahrheit kommen; die Gerichtsdiener haben wirklich einen gewissen in dieser Gegend wohlbekannten Schuhflicker gefänglich eingezogen, welcher gestern bey nächtlicher Zeit, da er in das herrschaftliche Haus durch die hintere Thüre eingeschlichen, von einem ehrlichen in der Nähe vorbeygehenden Bürger beobachtet, und jetzt als verdächtig bey der

Obrig-

Obrigkeit angegeben worden. Diese Sage bestättigte sich. Der Handwerker ward vor Gericht auf das strengste ausgefragt. Er hatte schon eine theils wahre, theils lügenhafte Antwort ausgesonnen, und mit seinem Weibe verabredet: man habe ihm bey der vordern Hausthüre, da er einer Dienstmagd ein Paar geflickte Schuhe einliefern wollen, nach vielem Anklopfen kein Gehör gegeben; so sey er genöthigt gewesen, auf der andern Seite durch eine kleine Vorthüre einen Eingang in das Haus zu suchen: da habe es ihm zwar geglückt bis in den Vorhof zu kommen, aber nicht weiter; weil die innere Hausthüre verschlossen gewesen, folglich seye er unverrichteter Dingen wieder fortgegangen, und habe bey seiner Heimkunft die ganze jetztgemeldte Begebenheit mit gleichen Worten seinem Weibe erzählet. Sie werde es bey ihrem Gewissen bezeugen müssen. — Die Obrigkeit hatte keine genugsame Ursache an der Wahrheit dieser Verantwortung zu zweifeln: der Beschuldigte ward auf freyen Fuß gestellet.

Aber

Aber von derselben Zeit an war ihm nicht mehr wohl; Unruhe und Unzufriedenheit nahmen in seinem Herzen zu; man hörte ihn nicht mehr, wie ehemals, bey seiner Arbeit singen, und pfeifen; sein mürrisches und melancholisches Wesen kam seiner Ehegattin ganz unerträglich vor. Die Hochschätzung, welche sie sonst wegen seiner Ehrlichkeit für ihn getragen, war jetzt hin, seitdem er unredlich und schelmisch gehandelt: hingegen konnte er sie auch nicht hoch schätzen, weil er schon lange Zeit bemerket, daß sie ohne wahre Tugend voll Bosheit stecke. Wenn auf solche Weise bey den Eheleuten die wechselseitige Hochschätzung verschwindt, so ist eben darum das kräftigste Band zerrissen, durch welches dauerhafte Liebe, Einigkeit, Duldung, Friedfertigkeit sollte erhalten werden. Etliche Wochen, nachdem er von der Obrigkeit freygesprochen worden, gerieth er, weiß nicht aus was Gelegenheit, mit dem Weibe in einen heftigen Wortwechsel; beyde erhitzten sich, und geriethen endlich mit großem Geschrey einander in die Haare. Dabey fuhr das Weib immer fort, die gröbsten Schmachreden und bittersten Vorwürfe auszustoßen. Bey diesem Tumulte

kömmt

kömmt der Bürger, dem das Haus zugehörig, die Stiege herab; horchet vor der Stubenthüre, und vernimmt ganz deutlich, daß die rasende Weibsperson ihren Mann zu wiederholtenmalen einen Schelmen und Dieb nenne, der an den Galgen gehöre, und auch an den Galgen kommen werde, wenn er sie durch Grobheiten nöthige, seine gestohlene Herrschaftswaaren der Obrigkeit einzuliefern. Wenige, aber viel bedeutende, zum grösten Unglücke des unvorsichtigen Schuheflickers gereichende Worte! wie sehr wird es ihn in Bälde reuen müssen, daß er jene bekannte Lehre eines Weltweisens nicht beobachtet: **Hast du ein Geheimniß, dessen Offenbarung dir schaden könnte, so vertraue es keiner Weibsperson; und wenn du es einer vertrauet hast, so erzörne sie dein Lebenlang niemal!** — Schon nach wenigen Stunden war sein Geheimniß, so aus dem Munde des ergrimmten Weibes zu den Ohren des Hausherrn gekommen ist, bey der Obrigkeit angezeiget. Die abgeschickten Gerichtsdiener mußten seine Wohnung durchsuchen, die verborgenen Kostbarkeiten zu Handen nehmen, und ihn zum zweytenmal vor Gericht führen.

Wie

Wie hätte er seinen in der herrschaftlichen Behausung gewagten Diebstahl noch ferner läugnen können, da man auf einem Silbergeschirre sogar das adeliche Wappen eingestochen fand? Aber mit dem Geständnisse des Diebstahls war die Obrigkeit nicht zufrieden, sondern beschuldigte ihn auch der fünf abscheulichen zu gleicher Zeit und am nämlichen Orte begangenen Mordthaten. Umsonst bemühet er sich, dieser höchst wahrscheinlichen Beschuldigung zu widersprechen; umsonst ruft er den Himmel zum Zeugen an, daß schon vor seinem Eintritte in das Haus alle fünf Personen ermordet gewesen, und ohne das mindeste Lebenszeichen in ihrem Blute liegend von ihm angetroffen worden. Weil er schon einmal vor Gerichte gelogen, geht es ihm, wie andern Lügnern, welchen man nicht mehr glaubt, auch da sie die Wahrheit reden. Die Richter untersuchen die Sache nicht weiter; der arme Tropf wird nicht nur als ein Dieb, sondern auch als ein Mörder behandelt, und ohne Barmherzigkeit verurtheilt, lebendig gerädert zu werden.

Bey seiner Hinrichtung empfand Niemand gröſseres Vergnügen, als der verruchte Böse-wicht Laflör. Er war, so zu reden, von der weltlichen Obrigkeit eben darum freygesprochen, und als unschuldig erklärt, weil sie einen Andern für überwiesen gehalten, und zur Strafe gezogen hat: die Furcht eines göttlichen Richters hatte er seit langer Zeit aus seinem Herzen verbannet. — Das übrige will ich in möglicher Kürze sagen, weil es einem ehrlichen Menschen unangenehm fallen muß, von einem so unverbesserlichen Schandflecken des menschlichen Geschlechtes viel zu reden, und reden zu hören. Als er eines Tags, seiner lästerlichen Gewohnheit nach, sich voll und toll gesoffen, und deßwegen von dem Kutscher die vorgeschriebene Züchtigung mit kräftigen Prügelstreichen erhalten, gerieth er in die äußerste Wuth, zog sein Messer hervor, und sprach mit schäumendem Munde: Du verfluchter Tröscher! es ist Zeit, daß ich dich auch, wie die zwo Dienstmägde sammt ihrem Anhange, zum Teufel schicke. Aber er traf und verwundete mit dem Messer nur die linke Hand des Kutschers, welcher hierüber ergrimmet, seiner Wun-

de ungeachtet, den unsinnigen Gegner mit aller Gewalt entwaffnete, zu Boden warf, noch einmal unbarmherzig peitschte, und beym Fortgehen mit einer noch weit schwerern Strafe bedrohte. Es wäre auch diese Bestrafung unfehlbar erfolgt, wenn der Erzschurk nicht eilends aus dem Hause entwischet wäre, und sich aus der Stadt und dem ganzen Lande fortgemacht hätte. Erst nach zwey Jahren hat man einen Bericht von seinem Lebensende erhalten. Er ward nicht weit von der Stadt Soissons, da man einer schädlichen Räuberbande nachspürte, mit dem Rädelsführer in einem Walde ertappet, mehrerer Plünderungen und Mordthaten überwiesen, und zum Strange verurtheilet. Kurz vor seiner Ausführung auf den Richtplatz gestund und offenbarte er freywillig, es seye die fünffache Mordthat in einem adelichen Hause zu Orleans, welche vor zwey Jahren so viel Lärmen verursachte, von ihm; nur von ihm allein, und nicht von einem Schuhflicker, oder einem andern Menschen begangen worden. Dabey meldete er auch die Ursache, den ganzen Hergang, und alle Umstände eben so, wie ich

dieselbe im Anfange meiner Erzählung beschrieben habe.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Dieses schreckliche Exempel könnte nicht nur vornehmen Herrschaften, sondern auch allen Hausvätern zur Warnung dienen. Bey uns auf dem Lande giebt es zwar keine gar so boshafte Dienstbothen; doch weiß ich auch, daß schon mehrere ihren Meistern sehr arge Streiche gespielet, und großen Schaden zugefüget haben.

Pfar. Vielleicht habt ihr niemal beobachtet, welches der allergrößte Schaden seye, den die unbehutsamen Hausherren von einem lasterhaften Dienstbothen zu befürchten haben. Manchesmal verführet dieser auch die übrigen Ehehalten, auch die Söhne und Töchter des Hauses; verleitet sie zum Lügen, zum Stehlen, zur Ausgelassenheit und Unzucht; stiftet sogar, was ich nicht ohne Entsetzung sagen kann, Unfrieden zwischen Mann und Weib; giebt Anlaß zu lastervollen Verletzungen der ehelichen Treue. Sollte man einen solchen Dienstbothen nicht

eben so sorgfältig, als einen Giftmischer, oder Mörder vom Hause ausschließen? Ein gewisser Hausvater, dem ich diesen Rath gab, antwortete mir, sein dermaliger Dienstboth seye zwar ein schlechter Christ; aber er begnüge sich auch mit einem kleinern Lohne, als Andere. Ist das eine erkleckliche Entschuldigung?

Handw. Der Mann wollte sagen, er habe eine große Familie zu ernähren, und namenreiche Abgaben, Steuern, Anlagen, Zehenden, Zinse zu entrichten: sein Hauswesen würde den Krebsgang nehmen, wenn er noch über das für den Dienstbothenlohn viel Geld ausgeben müßte.

Pfar. Aber sollte er nicht auch gedenken, wie viel ihm daran liege, daß sich keine andere als gottesfürchtige und wohlgesittete Ehehalten in seinem Hause befinden? Nur diesen allein kann er gänzlich trauen, und sich auf ihre Treue allerdings verlassen; nur diese werden sich immerdar bestreben, bey jeder Gelegenheit seinen wahren Nutzen zu befördern, und alle Seelen- und Leibsgefahren von ihm und den Seinigen abzuwenden. — Leset da selbst ein

klei-

kleines Exempel aus einem Schafhauser Kurterischen Zeitungsblatte auf das Jahr 1781. Numero 15., welches ich eben wegen dieser merkwürdigen Stelle aufbewahret habe.

Handw. Auf ihren Befehl will ich es lesen, so gut ich kann. — „Der Müller in „Oberzenn, einem gräflich Sek — Sekendorfischen Gute in Franken, hörte Abends „seinen Hund, der gewöhnlich angebunden „war, mit seiner Kette durch das Haus rasseln. Er befahl seiner Magd, ihn wieder „anzuschließen. Kaum trat sie zur Stube „hinaus, so fiel der Hund sie an, und versetzte „ihr einige Bisse. Durch ihr Geschrey veran„lasset, wollte der Müller mit den Seinigen „ihr zu Hülfe kommen. Schnell war sie ge„faßt: sie riß die Thüre zu: Bleibet zurück, „rief sie, der Hund ist toll; ich bin schon „gebissen, und will ihn allein anbinden. „Sie schleppte den Hund mit sich fort, und „empfieng noch einige Wunden, ohne ihn „loszulassen. Sie band das Thier an, und „so ward es getödtet. Ruhig begab sie sich in „ihre Kammer, und bereitete sich zum Tode.

„Die Wuth brach aus, und sie starb nach ei=
„nigen Tagen.“

Um Verzeihung, Herr Bruder! es scheint mir kaum der Mühe werth zu seyn, daß man dergleichen Kleinigkeiten in die Zeitungen drucke. Diese Magd hat ja nichts als ihre Schuldigkeit gethan, da sie die Stubenthüre zugerissen, und den Müller sammt den Seinigen ermahnet darinn zu bleiben, bis der wüthige Hund angekettet wäre, und sicher verschossen werden könnte.

Pfar. Eben dieses ist keine Kleinigkeit, daß sie in solchen Umständen ihre Schuldigkeit gethan: eben dieses ist würdig, bewundert und angerühmt zu werden. Wenn sie nicht schon vorher einen tugendhaften Willen gehabt hätte, alle ihre Standespflichten genau zu erfüllen, ihren Meister und die Seinigen vor allem Schaden nach Möglichkeit zu bewahren, so würde ihr bey den giftigen Bissen des rasenden Thieres, in wirklicher Todesgefahr, nicht einmal ein Gedanken von ihrer Schuldigkeit eingefallen; viel weniger Ernst gewesen seyn, dieselbe zu erfüllen, mit solcher Unerschrockenheit

und

und Eilfertigkeit zu erfüllen. Warum sollten dann kluge Hausväter einen etwas größern Lohn sich reuen lassen, wenn sie dafür so rechtschaffene Dienstbothen haben können?

Sechs und zwanzigste Geschichte.

Von der Kargheit, oder unmäßigen Sorge, das erworbene Geld und Gut beysammen zu behalten. — Sie ist eben so schändlich und schädlich, als die Habsucht, oder unmäßige Begierde, Geld und Gut zusammen zu sammeln.

Handwerksmann.

Herr Bruder! Sie haben mir vor einiger Zeit ein Exempel von der Habsucht erzählet. Ich möchte wissen, ob dieser Namen Habsucht eben so viel bedeute, als was man sonst Geiz nennet.

Pfar. Die Habsucht, oder, wie ich dieses Wort im engern Verstande auslege, die un-

mäßige Begierde reich zu werden, ist gewiß eine Gattung des Geizes: aber es giebt noch eine andere Gattung, nämlich die Kargheit, oder unmäßige Sorge reich zu bleiben. Beyde sind sehr oft, aber doch nicht gar allezeit beysammen; denn man sieht bisweilen wohlhabende bemittelte Leute, welche nicht mit Stehlen und Rauben reicher zu werden trachten, sondern nur das Geld und Gut, so sie schon haben, mit unerlaubter Sparsamkeit zusammen behalten und verwahren; aus Furcht ihren lieben Geldhaufen zu mindern, den Armen das Almosen; den Bedürftigen die schuldige Hilfe versagen; den Dienstbothen Kost und Lohn; den Kaufleuten den billigen Preis ihrer Waaren schmählern; ihre gegebene Versprechen, wenn es zum zahlen kömmt, zurücknehmen; von schuldigen Abgaben durch listige Ränke sich freymachen, und was mehr dergleichen pflichtswidrige Sparsamkeiten sind. In unserm Lande nennet man solche Leute karge, filzige Geizhälse; an einigen Orten Küssepfennig oder Pfennigküsser: in der heiligen Schrift aber wird ihr geiziges Wesen wiederholtermalen ein Götzendienst genennt, weil sie ihr Geld

und

und Gut so hoch schätzen, und so herzlich liebkosen, wie die Heyden ihre sogenannten Hausgötzen.

Handw. Eben von einem solchen uns wohl bekannten Geizhalse habe ich neulich mit einigen Kameraden in dem Hause des alten Müllers diskurirt. Ein jeder wußte etwas Lächerliches, oder etwas Absurdes von seiner Kargheit zu erzählen. Verzeih mirs Gott! ich brach auch wacker wider diese Untugend des sonst ehrlichen Herrn los. Endlich kam die Rede an den alten Müller, welchen wir unsern Schriftgelehrten nennen, weil er von Jugend auf ein Liebhaber des Lesens gewesen, und noch vieles liest, und von allerley Sachen so vernünftig, als mancher Dokter, schwätzen kann. Er brauchte diese Gelegenheit, uns ein schickliches Exempel aus seiner großen Heiligenlegende vorzubringen. Es ist kurz, aber artig; wenn ich es nur recht hersagen könnte!

Zum Voraus ist zu merken, daß ein gewisser Mensch in Portugall von wohl bemittelten Aeltern gebohren, Johannes mit Namen, in seiner Jugend, wie es leider oft geschieht,

eine Zeit lang gewaltig gestolperet, das heißt, einen ausgelassenen lüderlichen Lebenswandel geführet. Aber als er einstens in der Kirche eine brenneifrige Predigt angehöret, ward sein steinhartes Herz so erweicht, daß er auf der Stelle sich entschlossen, aus einem sündhaften Schurken ein frommer Diener Gottes zu werden. Seine Hoffart bändigte er mit recht seltsamen Verdemüthigungen seiner selbst, und seine Geilheit mit sehr scharfen Leibskasteyungen. Er gab sogar aus lauter Bußfertigkeit sein ganzes väterliches Erbgut hin, um die armen Gefangenen zu erledigen, welche wegen Geldschulden in dem Kerker lagen. — Man meynte, er seye im Hirn verrückt, und von Sinnen gekommen; die Obrigkeit selbst hielt für rathsam, ihn in eine leidige Wohnung, behüte uns Gott davor! in das Narrenspital bringen zu lassen. So ungerecht ist man schon öfters wie unser Schriftgelehrte, der Müller, bezeuget, mit eifrigen Büßern im Anfange ihrer Bekehrung umgegangen, und die Weltkinder sehen manchesmal die christliche Weisheit für eine Thorheit an. Aber die Wahrheit kam diesesmal bald an den Tag; man mußte augen-

scheinlich erkennen, daß dem guten Manne Unrecht geschehen. Er zeigte es noch mehr nach seiner Loslassung: alle seine Beschäftigungen waren lautere Werke der christlichen Barmherzigkeit; weil halt diese am besten taugen, um die Barmherzigkeit Gottes und Nachlassung der Sündenstrafen zu erhalten. Es ist fast unglaublich, und doch wahr, daß er in einer großen Stadt, welche, so viel ich mich erinnere, Granaten heißt, durch Heischen, Bitten, und Betteln, sonderbar bey reichen Leuten nach und nach so viel Geld zusammen gebracht, als vonnöthen war, um ein Spital für die armen Kranken, und hernach noch eines; folglich zwey, und zwar nicht zwey kleine, sondern zwey große Spitäler aufzubauen. Einige frommen Männer ließen sich durch dieses hübsche Beyspiel anmachen, und hielten mit ihm. Bald war eine Menge armer Kranken in den Spitälern einquartirt. Er trug selbst mehrere auf eigenen Schultern hinein, und hatte für alle so viele Sorgfalt und Mühe und Strapatzen, als der beste Vater für seine lieben Kinder haben kann. Bey einer großen Feuersbrunst, welche unvermuthet in einem

dieser Spitäler ausgebrochen, wollte er, alles Zurufens und Ermahnens ohngeachtet, nicht davon gehen, und sein Leben salviren, bis alle Kranken, vom ersten bis zum letzten, herausgetragen waren. Man hielt es hernach in der ganzen Stadt für ein wahres Wunderwerk, daß er so lange Zeit durch die heißen Flammen hin und her geloffen, und doch von der Feuersgewalt nicht verzehrt, oder erstickt worden. —

Haben Sie doch Geduld, mein lieber Herr Bruder! ich kann mich nicht enthalten, alles der Ordnung nach zu erzählen, wie ichs habe erzählen hören. Jetzt kömmt bald dasjenige, was auf die kargen filzigen Geizhälse gemünzet ist. —

Der barmherzige Johannes nahm sich nicht nur um sein liebes Spitalvölklein, sondern auch um alle Kranke und Hülflose in der ganzen Stadt nach Möglichkeit an. Bey schwülstiger Sommerhitze, da eben das liebe Brod und alle Lebensmittel sehr theuer waren, erkrankten und starben ungemein viele, aber fast lauter gemeine und arme Leute. Die Dokter und Apotheker meynten, es seye keine

anste-

ansteckende Krankheit oder Sterbsucht; aber andere waren einer andern Meynung; aus Furcht angesteckt zu werden, scheute sich fast jedermann mit den armen Tropfen, die da krank wurden, und starben, umzugehen. Es ist nicht zu beschreiben, wie eifrig unser Johannes in diesen Umständen gewirket, um die Kranken zu laben, und die Todten zu begraben. Er fand öfters in schlechten hölzernen Häusern, bisweilen in dem Winkel einer Gasse entseelte Todtenkörper, um die sich kein Mensch annehmen wollte. Der Freythof zur Beerdigung armer Leute war außer der Stadt: doch trug er gutwillig die Todtenkörper auf seinen Schultern bis dahin. Nur eines verbitterte ihm bisweilen seine Mühe, weil er kein Geld hatte, die Begräbnißkösten zu bezahlen. Ich bilde mir ein, unter diesem Namen der Begräbnißkösten müsse man etwa die Anschaffung eines Leichentuchs, oder auch einer Todtenbahre; und dann die Belohnung des Todtengräbers verstehen. Wenn ein Geistlicher dabey das Gebeth und die Einsegnung verrichtet, wird er wohl nicht so schäbig und interessirt gewesen seyn, daß er in solchen Fällen etwas für seine Mühe gefordert.

An

An einem Nachmittage gieng Johannes, da ihm eben sein erbettelter Geldvorrath bis auf den letzten Kreuzer ausgegangen war, mit einem todten Leichname, wie mit einem Mehlsacke beladen, schnaufend und schwitzend durch eine der vornehmsten Gassen dem Freythofe zu. Bey jedem Schritte fiel ihm die kummerhafte Frage ein: Wo willst du Geld kriegen, um die Begräbnißkösten zu bezahlen?

Gähling erblickt er im Vorbeygehen bey einem schönen Hause den Hausherrn, der im obersten Stocke müßig bey offenem Fenster frische Luft schöpfte. Oho! denkt er, dieser hat mich zwar noch allemal mit einem leeren Helf dir Gott! abgewiesen; aber diesesmal will ich mich in meiner äußersten Noth nicht so leicht abweisen lassen. — Mit kläglicher Stimme ruft er zum Fenster hinauf: Ach, gnädiger Herr! helfen Sie mir doch aus meiner Noth! ich sollte diesen Todten nach christkatholischem Gebrauche begraben lassen, und habe keinen Heller, um die Kosten zu bezahlen. — Bey Anhörung dieser Worte

schüt-

schüttelte der Herr den Kopf, und zog ihn so geschwind von dem Fenster zurück, als wenn er von außenher einen Nasenstieber bekommen hätte; denn er war einer von jenen reichen Geizhälsen, welche fröhlich und freundlich werden, wenn man ihnen Geld bringt; aber widerwillig und unmuthig, wenn man eines von ihnen begehrt. Sein Verdruß nahm noch mehr zu, weil das Rufen und Schreyen des Bettlers beständig fortdauerte: Ein Almosen, gnädiger Herr! um Gottes willen! aus Liebe Christi! nur diesesmal ein Almosen! Er sah sich genöthiget, noch einmal den Kopf zum Fenster hinauszustrecken, und trotzig zu sagen, es seyen schon Bettler genug da gewesen; er habe gar keine Silbermünz mehr, und eben jetzt seye kein einziger seiner Dienstbothen zu Hause, daß er könnte wechseln lassen. — Ich will ja gern warten, erwiderte der gute Bettler, bis ein Dienstboth heimkömmt. Oder gebt mir ein Goldstück; ich will euch gleich Silbermünzen dafür bringen. — Nichts, nichts! sprach der Geizhals, geh nur deines Wegs fort, und laß mich mit Ruhe. Zugleich schloß

er

er ungeduldig das Fenster zu, und guckte doch noch durch die Scheiben, um zu wissen, ob der verwünschte Mensch mit seiner abscheulichen Bürde fortmarschiere. Aber diesem fiel ein anderer Gedanken ein. Er nimmt den Todtenkörper von seiner Schulter herab, und bemühet sich denselben an der Hausthüre, welche gerade unter dem Fenster war, anzulehnen, oder niederzulegen. — Potz Blitz! wie erschrickt der Herr, und reißt das Fenster auf, und ruft aus vollem Halse: Was ist das? was unterstehst du dich, du unverschämter Kerl? willst du dich bälder als bald mit diesem Wust fortpacken, oder muß ich meinen Bedienten hinabschicken, und dich hälbtodt prügeln lassen? Aber Johannes antwortet ganz unerschrocken: Es ist ja kein Dienstboth zu Hause; und wenn alle da wären, würde ich sie nicht fürchten. Verzeihen Sie mir, lieber Herr! vornehme Leute sind doch auch schuldig, Werke der Barmherzigkeit auszuüben. Wenn Sie mir kein Almosen geben wollen, so bitte ich, wenigst diesen Leichnam eine Zeit lang vor ihrer Hausthüre

zu gedulden. Unterdessen will ich in der Nachbarschaft herumlaufen, und eine Beysteuer erbetteln, und hernach den Ueberlast Ihnen wieder abnehmen. Wenn Sie aber denselben lieber von Ihren Dienstbothen wollen begraben lassen, so habe ich auch nichts darwider.

Jetzt war dem Herrn angst und bang. Er hielt die Krankheit, an welcher schon so viele arme Leute gestorben, für eine pestilenzische Sucht. Es gieng ihm, wie andern Geizigen, welchen der bloße Gedanke von einer Todesgefahr den kalten Schweis austreibt. Wenn das Todtengespenst nur eine Stunde lang vor seiner Hausthüre liegen bliebe, vermeynte er, so könnte das ganze Haus angestecket, und vergiftet werden. Seiner verwirrten Einbildung nach, kam schon wirklich eine schädliche Ausdünstung, ein unerträglicher Todtengestank zum Fenster herauf. Es läßt sich keine Zeit verlieren, weil er sieht, daß der arme Mensch, der allein die eingejagte Angst ihm wieder vertreiben könnte, schon einige Schritte weit fortgegangen. He! He! ruft er ihm nach, gutter Freund!

Freund! halter inne! kommet zurück! ich will euch befriedigen. Nur her! saget aufrichtig, wie viel Geld ihr vonnöthen habet. — Was tröstlicher Ruf für den kummervollen Johannes! er läßt sich nicht lange bitten, kömmt eilends zu der Hausthüre zurück, und erkläret dem Herrn auf das genaueste, was die Beerdigung eines armen Verstorbenen koste. — Ganz recht, braver Mann! sprach hierauf der Geizhals mit gleißnerischer Freundlichkeit: lasset nur den Todten geschwind begraben; ich gebe gern das Geld dazu. Aber das war eine Lüge; er gab das Geld nicht gern; denn mehrere Personen, die auf der Gasse diesem Handel zugesehen, haben nach der Hand bezeuget, in dem Augenblicke, da der Herr das Geld, in einem Papiere eingewickelt, zum Fenster hinab geworfen, habe er ein entsetzlich finsteres saures Gesicht gemacht, die Augen verdrehet, und die Zähne auf einander gedrucket, wie es ein weheleidiger Mensch macht, dem man seinen Haarzopf ausstrählt, und mit dem Strähle einen Wisch Haare ausreißt. — Ein so erzwungenes Almosen verdienet wenig Dank: doch dankte der

gut-

gutherzige Johannes ganz ernstlich, und nahm unverzüglich die schwere Bürde wieder über seine Schultern, um das angefangene Werk der Barmherzigkeit zu vollenden.

So war dann die Todesangst vorbey, in welche der karge Herr aus eigner Schuld gerathen, weil er einen nothdürftigen Nebenmenschen ohne alle Hülfe fortjagen wollen. Aber jetzt folgte erst die rechte Strafe seiner Kargheit, welche allen Geizigen zu wiederfahren pflegt. Sie traf nicht seinen Geldbeutel, sondern seine Ehre und Reputation. Man hatte ihn schon vorher nicht viel geschätzet und geliebt, weil er auch nichts als sein Geld schätzte und liebte, aber sobald diese Begebenheit in der Stadt bekannt gemacht worden, ward sein Betragen überall schimpflich durch die Hechel gezogen: man erfreute sich ab dem Streiche, den ihm ein Bettler unschuldiger Weise gespielet; man spottete seiner; man deutete mit Fingern auf ihn, und sagte so laut, daß er es hören konnte, wenn er sich nicht bessere, so müsse ihm Johannes noch ein halbduzend Gespenster an die Hausthüre legen. — Er konnte sich

nicht wehren. Hätte er sich bey der Obrigkeit beklagen, und Satisfaktion begehren wollen, würde er den Leuten noch mehr in die Mäuler gekommen, und der Bescheid zu seiner neuen Schande übel abgeloffen seyn. —

Bis daher langt die Erzählung unsers alten Müllers, welche er aus seiner großen Heiligenlegende entlehnet. Zu letzt hat er nur kürzlich hinzugesetzet, eben dieser Johannes seye derjenige, welcher den Grund geleget zu dem geistlichen Orden der sogenannten barmherzigen Brüder, die ihm in Besorgung der Kranken und Sterbenden noch heut zu Tage fleißig nachfolgen; er werde in der christkatholischen Kirche als ein Heiliger verehret; wir können seinen Namen Johannes de Deo, oder Johannes von Gott, in dem Kalender auf den achten Tag des Märzens gedrucket finden.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Pfar. Es sind zwar in einigen Heiligenlegenden und andern dergleichen Büchern hin und wieder ganz ungegründete und fabelhafte Erzäh-

Erzählungen enthalten; aber diejenige, welche ihr eben jetzt vorgetragen, ist wahrhaft und autentisch. Das bezeuget ein unverdächtiger Schriftsteller, ein spanischer Bischof, Anton Govea mit Namen, in seiner zum Drucke gegebenen Lebensbeschreibung des heiligen Ordensstifters Johannes von Gott, welche auch von den Bollandischen Geschichtschreibern ihrer großen Sammlung von den Thaten der Heiligen auf den von euch gemeldten Tag einverleibet worden. — Euer Schriftgelehrte hätte euch auch melden sollen, wie merkwürdig das Lebensende dieses vortrefflichen Armenvaters gewesen. Er hatte schon die heiligen Sakramente der Sterbenden auf das andächtigste empfangen, und verlangte, man solle ihn eine kleine Zeit allein lassen. Seine Ordensbrüder traten auf sein Verlangen ab; konnten sich aber nicht einbilden, daß er, anstatt ein wenig auszuruhen, sich mit inbrünstigen Andachtsübungen beschäftigen, und hiemit nicht zufrieden, seine noch übrige Leibeskräften anstrengen, sein Ordenskleid anziehen, und aus dem Krankenbette mit harter Mühe zu einem Kreuze, an welchem der sterbende Heiland vorgestellet war,

hinkriechen werde. Viel weniger fiel ihnen ein, es wäre möglich, daß er da, wo er sonst zur Zeit der Gesundheit sein Gebeth zu verrichten, und seine Werke der Barmherzigkeit dem göttlichen Erlöser aufzuopfern pflegte, unter den gewöhnlichen Anmuthungen und Empfindungen der Dankbarkeit, der Hoffnung, des Vertrauens, der Liebe, seinen Geist aufgäbe. Und doch war bey ihrer Zurückkunft alles geschehen. Ihr lieber Ordensstifter lebet nicht mehr; sie sehen nur, und mit was Erstaunung und herzlicher Rührung sehen sie den entseelten Leichnam auf den Knieen liegend, und mit steifumschlungenen Armen an dem Kreuze dem werthen Denkzeichen Jesu des gekreuzigten, angeschlossen. So bleibt er fast sechs Stunden lang unverrückt. Mehrere hundert Einwohner laufen herbey, um diese Seltenheit zu sehen, und können eine so gottselige Art zu sterben nicht genug betrachten und bewundern.

Handw. Das ist ein schöner Anhang zu unserer Geschichte. Wenn wir nur noch wüßten, ob der geizige Herr sich gebessert, und gut gestorben, und selig geworden! Einer unserer

serer Kameraden, der bey solchen Erzählungen gerne nachgrübelt und räsonirt, hat uns mit einem Exempel beweisen wollen; besagter Herr habe glaublich den Himmel verdienet, weil er, wiewohl ungern, dem heiligen Johannes ein Almosen gegeben.

Pfar. Es wird ein rares Exempel seyn, etwa aus einer jener Legenden, aus einem jener Bücher, von welchen ich kurz zuvor Meldung gethan habe.

Handw. Mir kam es sehr verdächtig vor. Er hat zwar versichert, es seye gedruckt; aber ich habe mit einem bey uns gewöhnlichen Sprüchworte erwiedert: **Das Papier nimmt alles an.** Urtheilen Sie selbst, Herr Bruder! — Es war ein gewisser verrufener Geizhals des gähen Todes gestorben. Man redete ihm viel Uebels nach; aber ein frommer Waldbruder oder Einsiedler hatte bald hernach eine himmlische Erscheinung und Offenbarung. Er sah, oder bildete sich ein, er sehe, daß der Verstorbene von einem schneeweisen Engel, und einem kohlschwarzen Teufel vor Gericht geführet werde. Da hieng eine großmächtige Waage

in den Lüften. In eine Waagschaale legte der böse Geist alle sündhafte Thaten des Geizhalses, und sie sank tief hinab: in die andere warf der gute Geist desselben gute Werke; aber diese waren so wenig und so gering, daß sie bey weitem nicht das Gleichgewicht herstellen konnten. Es wäre um den armen Sünder geschehen gewesen, wenn nicht der Engel sich noch zu rechter Zeit erinnert hätte, daß derselbe einstens einem Bettler, welcher absolute nicht ohne Almosen von der Hausthüre fortgehen wollte, anfangs einen scharfen Verweis gegeben, und endlich voll Unwillen, um seiner los zu werden, einen Laib Brod an den Kopf geworfen. Sobald nun dieser Laib Brod in die gute Waagschaale gekommen, zog er sie in die Tiefe, und die andere fuhr in die Höhe. Viktoria! der arme Sünder wird begnadiget; sein Beschützer jubilirt; sein Ankläger muß mit Spott und Schande abziehen.

Pfar. Warum kömmt euch diese Erzählung verdächtig vor?

Handw. Warum? Ich weis es selbst nicht recht. Sie ist halt gar so einfältig.

Pfar.

Pfar. Vergesset doch nicht jene zwey Lehrstücke, welche ich schon öfters in meinen Christenlehren vom Glauben vorgetragen habe, und bringet sie auch Andern mit guter Gelegenheit bey. Wir müssen zwar allen übernatürlichen Erscheinungen und geheimen Offenbarungen, welche in der heiligen Schrift aufgezeichnet sind, und welche von der gesammten Kirche für wahr gehalten werden, mit demüthiger Unterwerfung unsers schwachen Verstandes, und mit Ausschließung jedes freywilligen Zweifels, vollkommenen Beyfall geben: es wäre auch eine große Vermessenheit, wenn wir jene bezweifeln, und verwerfen wollten, welche von einer oder mehrern geistlichen Obrigkeiten, nach genauer Untersuchung und Prüfung, für richtig und authentisch anerkannt worden. Aber wenn nur ein Privatmensch mündlich oder schriftlich vorgiebt, er oder ein Anderer habe diese oder jene Erscheinung oder Offenbarung gehabt, sind wir gar nicht schuldig ihm auf sein Wort Glauben beyzumessen. Es giebt Betrüger, welche aus Bosheit, oder aus Ruhmsucht, oder aus Eigennützigkeit lügen. Es giebt auch Betrogene, welche entweder ihre Einbildungen und

Träumereyen für übernatürliche Erscheinungen und Offenbarungen halten, oder mit übermäßiger Leichtgläubigkeit solche falsche Waaren, als wären sie gut, von Andern einnehmen, und wieder weiter ausgeben. Das ist das erste Lehrstück. — Das zweyte: So bald wir merken, daß in einer solchen Erzählung etwas wider die Lehre Christi und seiner heiligen Kirche Streitendes enthalten seye, müssen wir sie nicht nur als ungegründet und fabelhaft, sondern auch als schädlich und ärgerlich verwerfen und verabscheuen. Und so ist die vorgemeldte sogenannte Erscheinung und Offenbarung, welche ein Einsiedler gehabt haben soll, beschaffen. Was würde daraus folgen? Es seye ein gutes, verdienstliches, zur Erlangung der Seligkeit erfleckliches Werk, wenn ein Geizhals einen Laib Brod mit Unwillen einem ungestümmen Bettler an den Kopf wirft. Und was lehret Christus und seine heilige Kirche? Es können weder die Geizigen, noch andere Sünder die Seligkeit erlangen, wenn sie nicht Buße, und würdige Früchten der Buße wirken; und zu den Früchten der Buße gehöre zwar auch das Almosen, aber nur jenes Almosen, welches mit

wil-

williger Herzen, mit reiner Meynung, aus Liebe Christi, Gott zu ehren gereichet wird.

Sieben und zwanzigste Geschichte.

Von dem erlaubten und unerlaubten Gewinne in den Handelsgeschäften, sonderbar in dem Kaufen und Verkaufen. — Es giebt gute und sichere Grundsätze, welche die Handelsleute bey ihrem Gewerbe beobachten und befolgen; aber auch unsichere und irrige, welche sie verwerfen und verabscheuen sollten.

Pfarrer.

Euere Klage wegen der anhaltenden Theuerung aller Lebensmittel, sonderbar des Getreides, ist eine allgemeine Klage. Wir sollten halt noch frömmer werden, und noch eifriger den lieben Gott um ein baldiges Ende dieser traurigen Folge des Krieges bitten.

Handw. Meiner einfältigen Mehnung nach, kann zwar der Krieg nicht nur Theuerung, sondern auch Hungersnoth verursachen; aber bey uns wäre bis Dato keine so große Gefahr, wenn man nur alle Kornwucherer zum Lande hinausjagen, oder wenigst verhindern könnte, ihr schädliches Handwerk zu treiben. Man sagt, einige dieser verwünschten Kipperer bringen aus Gewinnsucht sogar den Feinden, währendem Kriege, verstohlner Weise und wider das Verboth, sowohl Getreid als andere Lebensmittel zu; Andere praktiziren andere lose Streiche, damit die Theuerung zu ihrem Profit nicht ab- sondern zunehme.

Pfar. Wenn es dergleichen Leute giebt, werden sie zu ihrer Entschuldigung sagen, oder doch gedenken, es habe ein jeder Kauf- und Handelsmann das Recht, mit seinen Waaren so vielen und großen Gewinn zu machen, als er immer kann, und mag.

Ich erinnere mich bey diesem Anlaße einer denkwürdigen Geschichte, welche in unserm Jahrhunderte, während eines blutigen Krieges in dem asiatischen Königreiche Persien sich zu-

zugetragen. Der ganze Inhalt ist von einem zu gleicher Zeit allda lebenden Zeugen Judas Thaddäus Krusinski, in einem Briefe nach Europa überschrieben, und hernach im achtzehnten Theile der Stöcklinischen Briefesammlung zum Drucke befördert worden. —

Es hatten an dem besagten blutigen Kriege in Persien, dessen Ursprung ich Kürze halber mit Stillschweigen umgehen will, vorzüglich gewisse streitbare Völker aus der Provinz oder Landschaft Candahar den größten Antheil genommen. Man nennet sie gemeiniglich die Aghwanen. Der Hauptttheil ihres Kriegsheeres war nach mehrern glücklichen Gefechten gegen Schiras, die Hauptstadt der Persischen Provinz Fars, vorgerücket: aber da gab es einen großen Anstand, weil die in der Stadt befindlichen Soldaten und Bürger sich zu einer tapfern Gegenwehr entschlossen hatten. Die Belagerung dauerte ganze dreyzehn Monate, wobey, wie leicht zu gedenken, auf beyden Seiten sehr viele Leute theils getödtet, theils verwundet worden. Wenn man nicht schon vorher, bey dem ersten Lärmen von dem feindlichen

Ein-

Einfalle der Aghwanen, eine ungemeine Menge von Lebensmitteln in die Stadt gebracht hätte, würde es unmöglich gewesen seyn, einen so langen Widerstand zu thun; aber wegen der klugen Vorsorge befand sich noch immer etwas zur nothwendigen Unterhaltung der Kriegsleute in den Magazinen, oder Vorrathshäusern: nur konnte es nicht für alle übrige zum Kriegsdienste untaugliche Einwohner, für alte Greise, für Weiber und Kinder erklecken. Diese geriethen, sonderbar die letzten drey Monate der Belagerung, in die äußerste Noth; mehrere schluckten, aus Abgang aller guten Lebensmittel, rohe Wurzeln, Gras, Baumrinden, und andere unverdauliche Dinge ein; so wurden sie kraftlos und krank; darauf folgte ein schmerzlicher Tod.

Was mir am schauderhaftesten vorkömmt, ist dieses, daß zu eben derselben Zeit ein Mensch in der Stadt gelebet, welcher seinen verhungernden Nebenmenschen hätte helfen können, aber nicht hat helfen wollen. Ein reicher Kornhändler war schon vor der Belagerung besorget gewesen, so häufiges Getreid einzukaufen,

und

und in die Stadt zu bringen, daß seine geräumige Kornböden kaum alles fassen konnten. Jetzt zeigte sich ihm eine erwünschte Gelegenheit zu einem ungeheuern Gewinn. Er verkaufte sein Getreid nicht anders, als Malterweise, und forderte für das Malter anfänglich dreymal, hernach vier, fünf und sechsmal mehr, als es ihn gekostet hatte. Dieß hieß bey ihm ein billiger Preis; die Bezahlung mußte in klingender Münze entrichtet werden. Arme Leute, die nicht so viel Geld aufbringen konnten, erhielten von ihm nichts; ausgehungerte Mütter mit sterbenden Kindern auf ihren Armen bothen ihm anstatt des baaren Geldes ihr ganzes Hausgeräth an; wurden aber unbarmherzig abgewiesen. Warum die Obrigkeit dieses Unwesen geduldet, weiß ich nicht. Es wäre doch für sie ein unauslöschlicher Schandfleck gewesen, wenn sie für ein solches Privilegium, für eine solche Handlungsfreyheit eine Bezahlung, oder ein Geschenk angenommen hätte.

Aber was unerwartete traurige Zeitung kömmt dem abscheulichen Wucherer zu Ohren, da seine Kornböden noch nicht halb geleeret sind.

Er

Er hatte gehoffet, die Hungersnoth werde noch größer und allgemeiner; folglich sein Kornhandel noch einträglicher und gewinnreicher werden. Man bringt ihm hingegen die Nachricht, es seye in einem Kriegsrathe der Entschluß gefasset worden, zu Vermeidung größerer Uebel mit den zum Sturmlaufen schon gerüsteten Aghwanern zu kapituliren, das ist, unter gewissen Bedingungen zu versprechen, daß man ihnen die Stadtthore öffnen, und freyen Einzug gestatten werde. — Dieses geschah auch nach etlichen Stunden. Der oberste Befehlshaber besagter Truppen, ein tapferer und großmüthiger, aber auch sehr ernsthafter und bisweilen übermäßig strenger Mann, hielt sein gegebenes Wort über alle Erwartung. Bey Todesstrafe war allen seinen Kriegsleuten verbothen zu morden und zu plündern, auch nur das mindeste Unrecht einem Einwohner anzuthun. Er ließ aus seinen wohlgefüllten Kriegsmagazinen die nöthige Nahrung allen Hungerigen wohlfeil; den Aermsten unentgeldlich austheilen. Bald kamen auch, weil die Stadt offen, und die Freyheit des Handels gesicheret war, aus den benachbarten Orten häufige Le-

bensmittel an. Ungemeines Vergnügen muß dieser Feldherr empfunden haben, indem auf solche Weise die Ungemächlichkeiten und Leiden, welche er währender Belagerung manchen unschuldigen Leuten zu verursachen genöthiget war, größtentheils aufgehöret, und auf Angst und Schrecken allgemeine Ruhe und Zufriedenheit gefolget.

Nach einigen Tagen, da er wirklich gesinnet war, mit dem größten Theile seines Kriegsheeres abzureisen, und noch mehrere Länder und Städte zu erobern, wird ihm die unbeliebige Anzeige gemacht, es habe diesen Abend das Ansehen, als herrschte noch eine gefährliche Uneinigkeit unter der Bürgerschaft. Eine Menge Volks, sonderbar junge Bursche, Weiber, und Kinder haben sich vor der Behausung eines gewissen Einwohners versammelt, und unter gräulichem Schreyen und Lärmen, Gespötte und Gelächter, Verwünschungen und Drohen, den Mann so lange geängstiget, bis die bewaffnete Soldatenwache angerücket; das Volk auseinander gejagt; einen Bürgersohn, welcher der Anstifter des Auflaufs zu seyn schien, in

Ver-

Verhaft genommen. Dieser Ruhestörer muß unverzüglich vor dem Kriegsobersten erscheinen, und die Ursache seines frechen Unternehmens angeben. Man sieht ihm nicht die mindeste Furcht oder Reue an; mit heiterm Angesichte bringt er seine Verantwortung auf folgende Weise vor: „Glaube nur nicht, siegreicher „Feldherr! daß unser Getöß und Lärmen aus „Verachtung deiner weisesten Verordnungen, „oder in der Absicht etwas Gewaltthätiges zu „unternehmen, entstanden seye. Wir wollten „nur unsern gerechten Unwillen zu erkennen „geben, mit welchem wir schon zur Zeit der „Belagerung das Betragen eines hiesigen Wu„cherers verabscheueten. Er hat bey ausbre„chender Hungersnoth seine angefüllte Spei„cher für arme Leute verschlossen gehalten, „und nur den Reichen um einen sündhaften „Preis etwas davon zukommen lassen. Viel„leicht wäre mein lieber alter Vater, vielleicht „mehrere Aeltern und Kinder, noch bey Leben, „wenn der Verkäufer menschlicher gehandelt „hätte. Für diese Unglücklichen ist die Ueber„gabe der Stadt, und die Einführung wohl„feiler Lebensmittel zu spät erfolget; aber für

den

„den Geizhals zu frühe; weil ihm jetzt Nie-
„mand mehr etwas von seinem in Menge noch
„vorräthigen Getreide abkaufen will. Soll es
„dann ein großer Fehler seyn, daß wir in die-
„sen Umständen unserm schmerzlichen Andenken
„ein wenig Luft gemacht? daß wir vor der Be-
„hausung, von welcher er uns so oft mit leeren
„Händen abgewiesen, seiner gespottet? daß ei-
„ner gerufen: Wie theuer das Korn? Der
„andere: Sind noch keine Würme darein
„gekommen? Der dritte: Wenn du ver-
„zweifeln, und dich henken willst, wollen
„wir dir einen Strick wohlfeil zu kaufen
„geben?"

Bey diesen Worten konnten die umstehenden Kriegsleute sich des Lachens nicht enthalten; aber ihr Oberhaupt, der Heersführer zeigte sich ganz erzörnet, nicht so fast wegen der muthwilligen Aufführung des Volks; als wegen der Ursache, durch welche es dazu verleitet worden. Auf sei-nen Befehl ward der beschuldigte Kornhändler herbey geholet, und dem Ankläger unter die Augen gestellet. Wie hätte er läugnen können, was alle Einwohner zu bezeugen bereitet waren? Zu seiner Entschuldigung sagte er anfangs, es

seye ja jeder Verkäufer berechtiget, mit seinen Waaren so viel Gewinn zu machen, als ihm immer möglich ist: aber aus Furcht, dieser Grundsatz möchte nicht vollkommenen Beyfall finden, setzte er noch eine lügenhafte Schmeichelrede hinzu, und versicherte bey seiner Ehre, sein Hauptabsehen seye gewesen, nach Eroberung der Stadt dem glorreichen Obersten der tapferen Aghwanen, mit dem ersparten Getreide eine Verehrung zu machen. So wohl? versetzte dieser mit ernsthaftem Angesichte: so ist dann dieses Getreid für mich bestimmet? Ich nehme es an, und werde es morgen abholen lassen. Dabey sollst du auch für deine Sparsamkeit nach Verdiensten belohnet werden. Unterdessen begleiter dich eine Soldatenwache nach Hause, die dich wider alle Anfälle des ungestümmen Volks beschützen muß. — Wie unruhig und angsthaft wird der auf solche Weise fortgeschickte Mensch die ganze Nacht zugebracht haben! wie zweydeutig und trostlos wird ihm das Versprechen eines Lohns für seine Sparsamkeit vorgekommen sehn!

Kaum war der Tag angebrochen, so fieng schon eine Menge Volks an, dem öffentlichen weitschichtigen Platze, den man den Kornmarkt hieß, begierig zuzulaufen, weil der Feldherr hatte verkünden lassen, da werde der Kornhändler seinen verdienten Lohn empfangen. Wirklich ward aus seinem Speichern alles vorräthige Getreid abgeholet, in Säcken hergeführet, und mitten auf dem Platze, bey einem in die Erde geschlagenen Pfahle, ringsherum ausgeschüttet, und aufgehäufet. Nächst dabey stellten sich bewaffnete Kriegsleute in einen Kreis, um alle Unordnung zu verhüten. Bald sah man auch die Soldatenwache mit dem Manne ankommen, wegen dem alle diese Vorbereitungen gemacht waren. Endlich erschien der Feldoberste zu Pferde, von einer Schaare seiner Hauptleute begleitet. So bald das versammelte Volk beobachtet, daß er eine Anrede halten wolle; erfolgte die größte Stille und Aufmerksamkeit. Höret mich, sprach er mit lauter und eindringlicher Stimme: edle Bürger und gesammte Einwohner von Schiras! ich reise heut mit einem Theil meines Kriegsheeres weiter fort: aber vor meiner Abreise soller ihr noch

aus einem Beyspiele lernen, wie ernstlich ich verlange, daß in dieser von mir eroberten Stadt jede Uebelthat, sonderbar jede Ungerechtigkeit, ohne Unterschied der Personen, auf das schärfeste bestrafet werde. Der Hauptmann, den ihr an meiner rechten Seite zu Pferde sehet, wird mit einer hinlänglichen Mannschaft zur Handhabung der Gerechtigkeit hier bleiben, und anstatt meiner das erste Strafurtheil an jenem Einwohner vollziehen, welchem ihr gestern euere Erbitterung öffentlich zu erkennen gegeben; an dem ungerechten Kornwucherer.

Bey diesen Worten bezeigten die mehresten aus dem Volkshaufen mit fröhlichen Geberden, einige auch mit Händeklatschen, ihre Zufriedenheit und Beystimmung: der Feldherr aber befahl mit einem Winke, den Uebelthäter näher herbey zu führen, und kündigte diesem folgendes Urtheil an: Ungerechter Bösewicht! du mußt erfahren, was mehrere Mitmenschen aus deiner Schuld haben erfahren müssen. Du hast sie verhungern lassen,

und

und mußt auch verhungern. An den Pfahl, der dort für dich aufgerichtet steht, mit Stricken gebunden, wirst du zwar deine Augen mit dem Anblicke deines lieben Kornhaufens weyden; aber denselben mit den Händen so wenig erreichen können, als ihn die Nothleidenden erlanget, die vor deiner Hausthüre ihre halbtodte Hände darnach ausstreckten.

Niemand hatte vermuthet, daß ein sonst so gutthätiger Herr ein so scharfes, und wie es den Meisten schien, so grausames Urtheil fällen würde. Anstatt der vorigen Fröhlichkeit, entstund allgemeiner Schrecken und Schauder. Der Verurtheilte, erblaßt und zitternd, wollte sich auf die Knie niederwerfen, und mit Anbiethung seines ganzen Geldvermögens um Gnade bitten; aber umsonst. Der Gewalthaber ritt spornstreichs davon, um den Abmarsch seiner Truppen zu beschleunigen: dem zurückgelassenen Hauptmanne war nicht erlaubet, das Urtheil zu mildern: seine Soldaten hatten gemessensten Befehl, wechselweise den am Pfahle angestrickten Missethäter Tag und Nacht zu bewachen, und

bey Lebensstrafe zu verhüten, daß ihm keine Nahrung beygebracht werde: folglich mußte dieer unglückselige Wucherer mitten unter seinen aufgehäuften Lebensmitteln Mangel leiden, verschmachten, Hungers sterben.

Ich kann euch nicht mit Gewißheit sagen, lieber Bruder, ob Hungers sterben schmerzhaft, und wie schmerzhaft es seye. In einem meiner Bücher heißt es, Verhungern seye eine der leidentlichsten Todesarten; aber in einem andern, sehr bekannten, steht ein ganz anders lautendes Zeugniß von einer gewissen Person, welche ohne Nahrung von jedermann verlassen, mehrere Täge in äußerster Hungersnoth zugebracht hatte; doch aber durch einen glücklichen Zufall von barmherzigen Leuten halb todt gefunden, und mit harter Mühe wieder zu sich selbsten gebracht worden. Wollet ihr es anhören?

Handw. Ja, ich bitte Sie darum.

Pfar. Als man diese Person nach ihrer Rettung befragte, wie es ihr bey zunehmendem Hunger ergangen, war ihre Antwort, sie habe anfangs ein ungemeines, sehr schmerzliches Ma-

gen=

genwehe empfunden: unter diesen Schmerzen seye sie nach und nach ein wenig eingeschlummert; aber bald wieder erwachet, und noch heftiger von solchen gequälet worden. Bey abermaligem Schlummer habe ihr geträumet, sie befinde sich auf einem Marktplatze, kaufe allerhand Lebensmittel, und lasse sich diese recht wohl schmecken. Nach verschwundenem Traum seye das reissende und stechende Magenwehe so schmerzhaft geworden, daß sie gewünschet zu sterben, oder von Jemanden getödtet zu werden. Bald hätte sie weinen, und nichts als weinen mögen; bald seye sie in eine Gattung von Wuth und Raserey gerathen. Dabey haben ihre Leibskräften immer mehr abgenommen. Als sie vom Stuhle aufgestanden, habe sie durch einen Fehltritt ihr Angesicht an die Wand angeschlagen, stark aus der Nase geblutet, und nach dem Niedersinken nur mit halbem Bewußtseyn das Blut in einem nächststehenden Geschirre aufgefaßt. Hierauf seye eine Ohnmacht erfolget; aber so bald sie sich wieder ein wenig erholet, habe ihre unsägliche Marter also zugenommen, daß sie zwey bis dreymal die Zähne an ihren eignen Arm ansetzen, und einen Fetzen zur Stillung des Hungers

herausreißen wollen. Bey gähliger Erblickung des Geschirrs mit gestocktem Blute, habe sie begierig darauf getappet, und das Blut aus Furcht, es möchte ihr hinweggenommen werden, auf das eilfertigste eingeschlucket. Einen Augenblick hernach seye ihr diese That ungemein abscheulich und schauderhaft vorgekommen. Den fernern Hergang belangend, könne sie sich nur noch erinnern, daß alle ihre vorbemeldten Leiden auch durch eine grimmige Kolik, durch ein unerträgliches Schneiden in den Gedärmen vermehret worden. Sie habe nichts mehr von sich selbsten gewußt, da die göttliche Fürsichtigkeit barmherzige Leute zu ihrer Rettung geschicket, und müsse nur auf fremdes Wort glauben, daß sie bey der Ankunft dieser Leute, gleich einer von gichterischen Anfällen betäubten Person auf dem Boden liegend, mit einer ihrer Hände einen Stuhlfuß so steif gehalten und gedrücket, daß man ihn nur mit harter Mühe herauswinden können; der andere Arm seye fürchterlich gedrehet, und über den Kopf ausgestrecket; die Füße aber mit aller Gewalt an die Wand angestämmet gewesen.

Diesem Berichte nach, muß das Verhungern keine leichte Todesart seyn. Der Wucherer von Schiras hat an seinem Pfahle nicht einmal jenen Trost gehabt, welchen bey einer allgemeinen Hungersnoth die unschuldig Verhungernde von ihrem guten Gewissen bekommen. Vermuthlich werden die Zuschauer traurige Zeichen der gewaltsamsten Schmerzen, und der gänzlichen Verzweiflung an ihm bemerket; und die Meisten, wo nicht ein Mitleiden gefühlet; doch mit Entsetzen und Abscheu ihre Augen abgewendet, und noch vor seinem letzten Athemzuge sich davon gemachet haben.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Herr Bruder! Sie haben mir einen guten Dienst geleistet, indem Sie am Ende ihres Exempels noch erkläret, was entsetzliche Schmerzen der Hunger verursache. Ich habe jetzt wirklich einen steifen Vorsatz gemacht, gegen hungerige brodlose Nebenmenschen noch barmherziger zu werden. Es wäre nützlich, wenn Sie einmal in einer Predigt von den Hungersschmerzen handelten. — Warum lächeln Sie?

Das will halt sagen, ein Kerl, wie ich bin, verstehe so wenig vom Predigen, als Sie von unsern Handwerkern, es ist auch wahr. So will ich Ihnen dann einen Zweifel vortragen, welcher mir bey Anhörung der Hauptgeschichte eingefallen. Ist die von Ihnen gemeldte Kaufmannsregel nicht gut und sicher? Darf nicht ein jeder mit seinen Waaren so viel Gewinn machen, als ihm möglich ist? Das haben doch alle Handelsleute für ihr Hauptabsehen, nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, beym Kauf- und Verkaufe der Feldfrüchten, des Viehes, des Garns, Butters, und Schmalzes, und so fort.

Pfar. Wenn diese Kaufmannsregel so ausgedehnet, wie sie lautet, ohne Einschränkung und Ausnahme, gut und sicher wäre, dörfte ein Handelsmann, um allen möglichen Gewinn zu machen, den Käufer mit allen möglichen Lügen, und mit allen möglichen Betrügen um sein Geld bringen: das ist aber keineswegs erlaubt: folglich gehört zu besagter Regel, wenn sie gut und sicher seyn soll, eine unumgängliche Einschränkung; sie muß also heißen: Es darf

ein

ein jeder Verkäufer mit seinen Waaren, wie auch gleicher Maaßen ein jeder Künstler mit seinen Kunstwerken, und ein jeder Arbeiter mit seinen Arbeiten, so viel Gewinn machen, als ihm ohne Verletzung der Gerechtig=und Billich=keit, merket diese Worte wohl! als ihm ohne Verletzung der Gerechtig=und Billichkeit, mög=lich ist. Ueberschreitet er aber die Schranken oder Gränzen der Gerechtig=und Billichkeit, so handelt er sündhaft.

Handw. Fast eben diese Worte stehen in meinem Christenlehrbuche: aber hiemit ist mir noch nicht geholfen. Wie will einer allzeit wis=sen, wo die Gränzen oder Schranken der Ge=rechtig=und Billichkeit stehen? Wie weit er ge=hen dörfe, ohne dieselben zu überschreiten? Nur zum Beyspiele vom Getreidhandel zu reden, geben die Händler das Malter bald in niederem, bald in hohem Preise: ja, zu einer und eben dersel=ben Zeit läßt es sich einer theurer, als der an=dere bezahlen: doch behaupten alle, sie handeln gerecht und billich.

Pfar. Das ist ein vernünftiger Einwurf. Ich kann euch versichern, daß bisweilen auch die ge=

gelehrtesten Männer, die einsichtsvollesten Sittenlehrer, und die weisesten Gesetzgeber große Mühe haben, um zu entscheiden und zu bestimmen, wie weit es einem Verkäufer erlaubet seye, in diesen oder jenen besondern Umständen den Gewinn zu treiben. Bey dem Kornhandel, den ihr zum Beyspiele angeführet, hängt die Bestimmung des billichen Preises von mehreren Umständen ab: man muß in Betrachtung nehmen, wie theuer der Händler dem ersten Verkäufer seinen Vorrath bezahlet; wie groß seine Mühe und sein Aufwand in Bewahrung, Besorgung, und Zuführung dieser Waare gewesen; wie beträchtlich zu solcher Zeit der Preis anderer unentbehrlicher Lebensmittel gestiegen, oder gefallen, und so weiter. Zudem giebt es auch, nach einstimmiger Meynung der Gelehrten und Ungelehrten, drey Grade oder drey Stufen des billichen Preises, und der Verkäufer ist nicht schuldig, sich mit dem niedrigsten, oder mittlern zu begnügen, sondern darf ohne Verletzung der Gerecht- und Billichkeit den höchsten fordern.

Handw. Könnte man nicht in allem Falle den höchsten Grad des billichen Preises mit zwoen allge-

allgemeinen Regeln bestimmen, welche mir ehemals von einem Kramer angegeben worden? Erstens: Du darfst deine Waare so theuer verkaufen, als ein jeder anderer, der gleichfalls damit handelt. Zweytens: Du darfst von dem Käufer so viel fordern, als er von dir fordern würde, wenn er der Verkäufer, und du der Käufer wäreſt.

Pfar. Nein. Keiner aus diesen beyden Regeln kann man sicher trauen. Ein rechtschaffener Handelsmann soll sich andere weit bessere und sicherere gesagt seyn lassen. Die erste lautet also: Wenn deine Obrigkeit einen gewissen Preis für diese oder jene Waare angesetzet und bestimmet hat, bist du schuldig dabey zu bleiben. Die zweyte: Wenn ehrliche, gerechtigkeitliebende, auch verständige und in der Handlung geübte, uneigennützige und unparteyische Leute dafür halten, deine Waare seye bey genauer Erwägung aller gegenwärtigen Umstände, so viel, höchstens so viel, und nicht mehr werth, sollst du dich nicht von

der

der Gewinnsucht bereden lassen, die Waare höher anzuschlagen. Die dritte: Wenn du von einem Handelsmanne höreſt, er verkaufe seine Waare höher, als du, und andere seines gleichen Handelsleute, und wenn du bey diesem Berichte einen innerlichen Widerwillen empfindeſt, und dich nicht enthalten kannſt zu gedenken, das seye unbillich, es seye wucherisch, so mußt du dieser Stimme deines Gewissens folgen, und dich vor einem solchen Betragen hüten.

Handw. Giebt es aber nicht bisweilen günstige Umstände und Gelegenheiten, wo ein Kaufmann mit gutem Gewissen einen außerordentlichen Profit machen, und sich in einer Woche mehr, als sonst in ganzen Jahren bereichern darf? Wäre, zum Exempel, der Kornhändler von Schiras nicht zu entschuldigen gewesen, als er bey zunehmender Theurung aller Lebensmittel den Preis seines Getreids gesteigeret? Er hatte doch für seine Vorsichtigkeit, und für die gewagte Herbeyschaffung eines ungemeinen Vorraths eine besondere Vergeltung verdienet: Vie-

le Käufer zahlten ja willig und gern, und hielten es so gar für eine freundschaftliche Gefälligkeit, wenn er ihnen etwas von diesem Vorrathe um schweres Geld zukommen ließ.

Pfar. Wenn er nur mit den reichen und wohlbemittelten Bürgern auf solche Weise verfahren wäre, würde er sich nicht den allgemeinen Haß des Volks, und die entsetzliche darauf erfolgte Todesstraf zugezogen haben. Aber wer wollte jene widerrechtliche Unbarmherzigkeit entschuldigen, mit welcher er die Armen abgewiesen, und verhungern lassen? Muß nicht ein jeder Mensch beym Lichte der Vernunft erkennen, daß er schuldig seye, seinem in äußerster Noth schwebenden Nebenmenschen, nach Möglichkeit und ganz uneigennützig beyzuspringen?

Handw. Der Unglückselige wollte halt in kurzer Zeit reich, und über alle Maaßen reich werden.

Pfar. Und die Handelsleute, welche sich dieses vorsetzen, und erzwingen wollen, können selten den Gesetzen der Rechtschaffenheit und des Gewissens treu bleiben. Ich sage, was die

Er-

Erfahrung lehret; ausschweifende, übermäßige Erpressung eines seltenen Gewinns gereichet niemal zum Wohl des gemeinen Wesens, dessen Glied der Händler ist; selten zum dauerhaften Glücke seiner Familie und Nachkommenschaft; oft zum Nachtheile der Tugend und Rechtschaffenheit. Hingegen ist jener Kaufmannshandel, bey dem man nur einen mäßigen, bescheidenen Gewinn suchet, der sicherste, ehrsamste, für das gemeine Wesen erwünschlichste; und wird auch nach und nach, wegen dem anwachsenden Kredit, und zunehmenden Vertrauen der Käufer, ein wohl ergiebiger, und für den Kaufmann vortheilhafter Handel. — Lieber Bruder! ich merke wohl, daß ihr noch einige Zweifel vorbringen möchtet. Aber findet euch nur bey den Christenlehren, in denen ich nächstens vom siebenden Gebothe Gottes handeln werde, fleißig ein. Weil auch die Landleute, wie ihr zuvor gemeldet, mit vielen Handelsgeschäfften umgehen, müssen sie gründlich verstehen, was für Sünden und Fehler der Handelsmann zu vermeiden; was für Handlungsregeln er zu beobachten habe. Hoffentlich werden die erwachsenen Pfarrkinder, welche sonst größtentheils sich in der Christenlehre

nicht

nicht gern befragen lassen, doch wohl bewilligen, daß ich sie bey dieser wichtigen Abhandlung zu Rede stelle, und mich gesprächweise erkundige, ob mein Unterricht deutlich und faßlich genug seye. Von der unerfahrnen Jugend kann ich nicht so viel fordern.

Achtundzwanzigste Geschichte.

Von dem guten und bösen Gewissen. — Glückselig der Mensch, welcher immerdar selbst erfahret, was das gute Gewissen; und niemal aus eigner Erfahrung, sondern nur aus fremden Geschichten und Zeugnissen anderer Menschen gelernet hat, was das böse Gewissen seye!

Handwerksmann.

Herr Bruder! ich habe neulich ein deutsches Sprüchwort gehöret, welches uralt seyn soll, und also lautet: Ein gutes Gewissen ist der

beste Bissen. Halb und halb verstehe ich schon, wo dieses Sprüchwort hinaus will. Aber Sie könnten es mir doch ein wenig besser auslegen.

Pfar. Meiner Auslegung nach, heißt es so viel, als wenn man mit mehrern Worten sagte: Wer ein gutes Gewissen hat, der genießt, auch bey gemeiner Kost und schlechter Nahrung, viel sanftere Herzensruhe und tröstlichere Vergnügenheit, als ein Anderer, der einen Ueberfluß von köstlichen Speisen und schmackhaften Schleckerbissen; aber dabey ein böses Gewissen hat.

Handw. Aber was ist dann das Gewissen? was für ein Unterschied zwischen dem guten und bösen Gewissen?

Pfar. Das Gewissen ist jene wunderbare Beschaffenheit der menschlichen Seele, kraft welcher sie, ohne fremden Lehrmeister, nicht nur selbst erkennet, daß einige menschliche Werke und Thaten bös, unrecht, schändlich, strafbar; andere hingegen gut, recht, ehrsam, lobenswürdig seyen; sondern auch innerlich angetrie-

ben

ben wird, jene zu unterlassen, und diese zu vollziehen. Könnet ihr euch nicht erinnern? Als ihr nach den Jahren der Kindheit, vernünftig zu denken angefangen, habet ihr nicht gleich erkennet, es wäre bös und unrecht, wenn zum Exempel, ein Sohn seinen Vater und seine Mutter, von denen er auf das liebreichste erzogen, und mit lauter Gutthaten überhäufet worden, gewaltsamer Weise ermordete? Oder wenn ein reicher Herr einen unschuldigen armen Tropfen, der keinen Menschen beleidiget, feindselig anfiele, und seines Taglohns und seiner Kleider beraubte? Habet ihr nicht erkennet, es seye im Gegentheile gut und recht, wenn man die Aeltern ehret, und den bedürftigen Nebenmenschen ehender giebt, als nimmt.

Handw. So habe ich allezeit gedenket, und denke noch so, und könnte nicht anders gedenken, wenn mir alle Lehrer der ganzen Welt anders einreden wollten.

Pfar. Der innerliche Antrieb zu einer solchen Denkart, den wir alle verspüren, wird die Stimme des Gewissens, die Stimme der menschlichen Vernunft, und am richtigsten,

die Stimme unsres allmächtigen Erschaffers genannt; denn von wem andern könnte eine so natürliche und allgemeine Eigenschaft herkommen, als von demjenigen, der jeder menschlichen Seele, als seinem Ebenbilde, ihr ganzes Wesen, ihr Daseyn giebt? Aber was geschieht, wenn man dieser Stimme folget? Und was geschieht, wenn man ihr zuwider handelt?

Handw. O! das habe ich auch selbst erfahren. Es glückte mir einstens, ein Kind, so in das Wasser gestürzt war, mit harter Mühe herauszuziehen, und beym Leben zu erhalten: darauf war mir nicht anders, als sagte mir eine innerliche Stimme: Du hast dich wohl, löblich, ehrsam gehalten: deine That ist schön, obwohl sie von keinem Zuschauer beobachtet worden. Hingegen erinnere ich mich, daß ich in jüngern Jahren einem Kameraden etliche Kreuzer aus dem Sacke gestohlen. Da verspürte ich gleich bey mir selbsten einen bittern Vorwurf: Schäm dich, das ist bös, unehrlich, ungerecht, wenn es schon kein Mensch gesehen. Wollte ich wieder Ruhe haben, mußte ich mich entschlie-

ßen,

ben, das Gestohlne zurückzugeben. — Herr Bruder! das werden wohl die annehmlichen Folgen des guten Gewissens, und die leidigen Folgen des bösen Gewissens seyn?

Pfar. Recht getroffen. Jetzt kommen mir viele alte und neue Exempel zu Sinne, aus welchen erhellet, wie heftig und schmerzlich die Quaalen des bösen Gewissens nach einer schweren Missethat, sonderbar nach einer ungerechten Beschädigung des Nebenmenschen, zu seyn pflegen, also zwar, daß ein vernünftiger Mensch sich davor hüten sollte, wenn er auch keine andere, weder menschliche noch göttliche Strafen zu fürchten hätte. Ich will euch eines aus den allerneuesten erzählen, das sich im Jahre tausend siebenhundert ein und neunzig zugetragen.

Der Mensch, den es hauptsächlich betrifft, mit Namen John, oder Johannes Dobie, war von Geburt ein Schottländer, das ist, in dem sogenannten Schottlande gebohren, welches ehemals seine besondere Könige hatte, jetzt aber zum Königreiche England gehöret, und eine Halbinsel genannt wird, weil es fast auf allen Seiten, nur einen kleinen Theil aus-

genommen, vom Meerwasser umgeben ist. Seine Aeltern waren vermuthlich wohlbemittelte Leute, und hatten ihn in einem Dorfe ohnweit der Stadt Glasgow mit großer Sorgfalt erzogen. Als er aber jenes Alter erreichet, in welchem so manche junge Leute sich von der Heftigkeit der unordentlichen Leidenschaften verblenden, und zu sündhaften Ausschweifungen verleiten lassen, hatte er das gleiche Unglück. Seine gröbste Missethat bestund in dem, daß er nicht nur eine junge Weibsperson, welcher er die Ehe versprochen hatte, treuloser Weise verlassen und verstossen, sondern auch dem von ihr erzeugten Kinde die schuldige Nahrung und alle auch mindeste Hülf und Sorge versaget. Was sagt aber sein Gewissen dazu? Es fängt bald an sich zu rühren, seine Ruhe zu stören, sein Verfahren als ungerecht und schändlich zu tadeln. Er gerathet in eine ungewöhnliche Schwermuth, in eine Schwermuth, welche nicht durch seine Kaufmannsgeschäffte, nicht durch sinnliche Ergötzungen, nicht durch aufmunternde Zusprüche seiner Freunde, nicht durch leibliche Arzneyen vertrieben werden kann. Er muß erfahren, wie recht man das böse Gewis-

sen

sen einen Wurm nenne; wie weit peinlicher dieser Wurm seye, als die leiblichen Würmer, weil der Gewissenswurm unmittelbar und geraden Wegs den vornehmsten Theil des Menschen, in dem das Leben und die Empfindung ist, die menschliche Seele angreift, und durchwühlet.

In diesen Umständen fiel dem geplagten John Dobie ein, vielleicht könnte eine weite Reise über Meer ihm einige Linderung seiner bisherigen Leiden verschaffen. Darum bestieg er ein Schiff, welches in dem Seehaven der Schottländischen Stadt Leith ausgerüstet stund, und zu einer Fahrt nach Italien bestimmt war. — Aber wie sehr hat ihn seine Hoffnung betrogen! Eine Zeit lang gieng das Schiff bey gutem Wetter und günstigem Winde glücklich fort; aber an einem Abende, da die Schiffende kein Land mehr, und ober sich nichts als den freyen Himmel, und auf allen Seiten nichts als lauter Gewässer sahen, erhob sich mit finstern Wolken ein widriger Wind, der von Stunde zu Stunde immer zunahm. Zu gleicher Zeit fieng auch das böse Gewissen des

Menschen, welcher Weib und Kind ungerechter Weise im Stiche gelassen, mehr und mehr aufzubrausen an. Als die Nacht angekommen, brach eines der gefährlichsten Ungewitter aus; das Schiff ward unter anhaltenden Regengüssen, von den heftigen wider einander streitenden Winden, und den aufrührischen gewaltsam anschlagenden Meerwellen bestürmet, mit gräulichem Getöse hin und her geworfen, bald in die Höhe geschützet, bald in die Tiefe versenket. Der Schiffshauptmann und seine Leute bothen aller ihrer Kunst und Geschicklichkeit auf, um den Untergang zu verhüten; konnten aber dabey ihre Furcht und Angst nicht verbergen. Und wie geht es in dem Gemüthe unsers vorgemeldten Reisegefährten zu? Fast eben so, wie vor Zeiten bey dem Propheten Jonas, welcher wider den Willen Gottes und wider sein Gewissen nach Tharsis schiffen wollen, und in dem unverhofft ausgebrochenen Sturmwetter voll Bestürzung gesprochen: Dieses große Ungewitter ist wegen meiner gekommen. Jetzt verwünschet unser Dobie die blinde Vermessenheit, mit welcher er eine so gefährliche Reise vorgenommen, ohne zuerst seiner Schuldigkeit ge-

gemäß, wenigst dem unschuldigen, ohne Zweifel in großer Demuth und Dürftigkeit schwebenden Kinde die gebührende Nahrung und Versorgung verschaffet zu haben. Das soll mein erstes Geschäfft seyn, spricht er reumüthig bey sich selbsten: mein erstes Geschäfft, wenn ich nur noch diesesmal mit dem Leben davon komme.

Aber was traurige Zeitung! Um Mitternacht rufen die Schiffleute aus, das Schiff seye lek, welche Redensart bey den Seefahrern so viel sagen will, als das Schiff seye sehr beschädigt, und befinde sich wegen dem häufigen durch die Spalten und Oeffnungen eindringenden Meerwasser in nächster Gefahr unterzugehen. Man gab sich zwar wiederholtermalen alle erdenkliche Mühe, das eingedrungene Wasser auszupumpen, das ist, mit gewissen auf solchen Fall vorbereiteten Werkzeugen das Wasser von den untern Theilen des Schiffes in die Höhe zu wälzen, und von dannen zum Schiffe hinaus zu werfen; aber man konnte nicht so viel fortbringen, als sich immer neues einfand. — In solchen Umständen bleibt den

Schiffenden noch ein einziges Rettungsmittel übrig; sie haben gemeiniglich noch ein, oder auch zwey kleinere Fahrzeuge bey sich, deren eines die Schaluppe, das andere das Schiffsboot benamset wird: wenn das Hauptschiff zu nächst am Untersinken ist, begeben sie sich auf eines von den kleinern, und trachten darauf ihr Leben zu retten. Zum größten Unglücke war auch diese Hoffnung verschwunden, weil das Schiffsboot, das der Schottländische Seefahrer in seiner Begleitschaft hatte, durch die tobenden Wasserfluthen so oft und so gewaltsam an das Hauptschiff angeschlagen worden, daß es endlich zu Trümmern gehen mußte.

Noch etliche Stunden, rufte der hilf- und rathlose Schiffshauptmann, noch etliche Stunden sind uns übrig: dann wird das Schiff sinken, und unsere Grabstatt in dem Wasser seyn. Wie schrecklich und schauderhaft muß dieses Schicksal allen siebenzehen Personen, die sich im Schiffe befanden, vorgekommen seyn. Diejenigen, so ein gutes Gewissen hatten, werden sich ohne Zweifel am leichtesten darein gefügt haben: was aber dem ar-

armen John Dobie sein böses Gewissen zu schaffen gegeben, erhellet aus seinem folgenden Betragen, welches das Hauptwesen dieser Geschichte ausmacht. Vielleicht giengen andere mit den Gedanken um, wie sie nach erfolgtem Schiffbruche etwa mit Schwimmen oder mit Hülfe eines Balken oder Brettes zu einem andern Schiffe, oder an ein Gestad gelangen, und also dem Tode entrinnen könnten: er aber war nicht mehr auf die Rettung seines Lebens, sondern nur auf die Beruhigung seines Gewissens, nur auf ein Mittel bedacht, durch welches den beyden von ihm beschädigten Personen, sonderbar dem unschuldigen Kinde geholfen werden möchte. Bey anbrechendem Tage, da zwar der Wind- und Wellensturm merklich nachließ, aber der Untergang des Schiffes unvermeidlich annahete, begiebt er sich in einen Winkel der Schiffskammer, nimmt aus seinem Reisepacke, was er vorsichtiger Weise nebst andern Nothwendigkeiten hineingeschoben hatte, alles erforderliche zum Briefschreiben, Feder, Dinten, Papier, und verfertiget mit zitternder Hand einen Brief. Einen Brief in der letzten Lebensstunde! an wen? an seinen Vater. Und

warum?

warum? Nicht so fast in der Absicht, von demselben Abschied zu nehmen, als ihn um Gottes Willen zu bitten, er möchte anstatt seines auf dem Meere verunglückten Sohnes, John Dobie, den Schaden ersetzen, welchen dieser ehemals einer mit ihrem Namen bezeichneten Weibsperson, und dem von ihr erzeugten Kinde zugefüget. Aber wie soll dieses Schreiben seinem so weit entfernten Vater über Wasser und Land zukommen können, wenn sowohl der Briefsteller als alle seine Reisegefährten Schiffbruch leiden, und zu Grunde gehen müssen? Das ist eben sein größter Kummer: es muß ihm eine leere Boutellie oder Trinkflasche Hülfe leisten. In diese steckt er den zusammengerollten Brief hinein, verstopfet hierauf den Hals, oder die Oeffnung des Geschirres mit Pantoffelholz, überstreicht eine Gattung von zähem Harz oder Peche, und eilet nach dieser Arbeit auf den obern Theil des Schiffes, die Flasche sammt dem darinn verwahrten Schreiben mit all möglicher Behutsamkeit in das Meer hinaus zu werfen. Was dabey seine Absicht gewesen, läßt sich leicht errathen. Es ist möglich, wird er bey sich selbsten gedacht haben, ja, es ist wohl

mög=

möglich, daß dieses obschon gebrechliche Geschirr doch unzertrümmert, und der eingeschlossene Brief unbenezt, in den Wellen hin und her getrieben, und endlich von einem Seefahrer erblickt und aufgefangen werde, von einem gutherzigen Seefahrer, der sich die Mühe geben wollte, den Brief herauszunehmen, und bis in Schottland an meinen Vater zu liefern. So würde dann bald mein Fehler verbessert; so würde bald der Schaden, den ich meinem Nebenmenschen zugefüget, wieder ersezt seyn. Unter diesen Gedanken hat ihm zweifelsohne das besänftigte Gewissen einen tröstlichen Beyfall zugerufen, und bey wirklicher Untersinkung des Schiffes die Todesangst vermindert, oder gar benommen.

Wir würden von allem bisher erzähltem nichts wissen, wenn die gemeldte Boutellie, welche diesesmal unter tausend Gefahren eine Briefträgerinn seyn mußte, entweder zertrümmert worden, oder in sandigten oder morastigen Gegenden unsichtbar stecken geblieben wäre: aber sie kam ganz unversehrt auf dem deutschen

schen Meere oder der sogenannten Nordsee bis drey Meilen gegen die Dänische Insel Helgoland oder Heiligenland: da ward sie unvermuthet von einem Fischer erblicket, welcher dann nicht gesäumet zuzufahren, und dieselbe in sein Schiff aufzunehmen. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie ein Stück Geld anstatt des Briefes mitgebracht hätte; diesen konnte er weder lesen, noch verstehen: doch fiel ihm bald ein, es könnte etwas Wichtiges darinn enthalten seyn; darum überlieferte er ihn bey der ersten Gelegenheit einem Kaufmanne in der berühmten, nicht weit vom Meere entlegenen Handelsstadt Hamburg. So ist der erste Theil jenes Wunsches erfüllet worden, mit welchem der gute John Dobie sein Leben geendet. Es geschah auch, was er noch weiter gewünschet; sein Brief ward von dem Hamburgischen Kaufmanne auf die sicherste Art nach Schottland fortgeliefert, und sein Vater wird ohne Zweifel einem so billig als dringenden Verlangen des nunmehr in die Ewigkeit abgegangenen Sohnes vollkommenes Genügen geleistet haben.

Ihr

Ihr müsset aber noch hören, lieber Bruder! wie der Brief selbst gelautet habe. Vermuthlich ist er dem Kaufmanne unpetschiert und offen überbracht worden, und folglich hat dieser Herr kein Bedenken getragen, denselben nicht nur zu lesen; sondern auch abzuschreiben, und die Abschrift bekannt werden zu lassen. Da habe ich sie gedrucket in einem Augsburger Moyschen Zeitungsblatte, Numero 196. den 17. August, Anno 1791. — Zuerst steht die Ueberschrift: An den ehrwürdigen Herrn Dobie zu Eaglersham bey Glasgow. — Hernach wird angezeigt, wo und in was für Umständen dieser Brief verfertiget und abgelassen worden: Am Bord (das ist, auf dem obern Theile) des von Leith nach Italien bestimmten Schiffs (mit Namen) The Arab, da es eben sinken wollte. — Jetzt folgt die Hauptsache, so ich euch von Wort zu Wort vorlesen will. „Mein lieber, „lieber Vater! da ich keine Hoffnung habe, „Sie jemals wieder zu sehen, und hier mit „17. Seelen umkommen muß, so halte ich es „für meine Pflicht, Ihnen zu schreiben, und „wenigstens diesen Versuch zu wagen, daß

„mein

„mein Brief in dieser Boutellie das Ufer er-
„reichen werde, wobey ich mich auf die Men-
„schenliebe des Finders verlasse, daß er ihn auf
„die Post geben werde. In der vorigen Nacht,
„ungefähr um Mitternacht, wurde unser
„Schiff lek, und das Wasser gewann die
„Oberhand über die Pumpen, so, daß alle
„Hoffnung das Schiff über Wasser zu hal-
„ten, aufgegeben werden muß. Einige Mi-
„nuten vorher war das Schiffsboot an der
„Seite des Schiffs zerschlagen worden, und
„bleibt also gar keine Hoffnung, dem unbarm-
„herzigen Ocean (dem unbändigen Meere)
„zu entkommen. Ich bin völlig gelassen, und
„hoffe und vertraue auf den Allmächtigen we-
„gen Vergebung meiner Sünden. Zugleich
„bitte ich um Gottes willen, daß Sie doch für
„das Kind sorgen wollen, wozu Betty Black
„(eine Weibsperson, mit Namen Black)
„mich als Vater genannt, und wegen dessen
„Abläugnung ich Gott um Verzeihung bitte.
„Da Ihnen nichts weiter von Ihrem unglück-
„lichen Sohne übrig bleibt, so hoffe ich, Sie
„werden für dasselbe sorgen, wie ich mir sol-
„ches auch wirklich vorgenommen hatte. Mei-

„nen

„ner Mutter meinen Segen, und sagen Sie „ihr, daß mein Herz in diesem Augenblicke „feurig für sie schlägt, die so zärtlich aufzog „den unglücklichen Sohn — John Dobie. „— Diesen (Brief) überlasse ich der Men„schenliebe eines Jeden, der es finden dürfte, „daß er es auf die Post geben möge. Gott „segne euch alle auf immer. Lebet wohl in „alle Ewigkeit."

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Das ist ein Brief zum Weinen! Es erhellet deutlich daraus, was dem Schiffahrer in der letzten Lebensstunde die empfindlichsten Leiden verursachet. Man kann wohl zum deutschen Sprüchworte: Das gute Gewissen ist der beste Bissen, noch hinzusetzen, das böse Gewissen ist der bitterste Bissen.

Pfar. Ein berühmter Schriftsteller unsrer Zeit behauptet, die Gewissensquaalen seyen oft unerträglicher, als die heftigsten Leibsschmerzen; denn man höre selten, daß ein Mensch sich selbst um das Leben gebracht, um seine Leibesschmer-

zen zu endigen; aber von vielen wisse man, daß sie, von ihrer Gewissensmarter los zu werden, sich selbsten erhenket, ersäufet, erschossen, bey der weltlichen Obrigkeit freywillig angegeben, und verlanget, man solle ihnen ihr Recht, die verdiente Todesstrafe anthun.

Handw. Aber warum hat unser Erschaffer, wie anfangs von Ihnen gemeldet worden, die menschlichen Seelen also eingerichtet, daß sie nach verübten Missethaten ein so schmerzhaftes Nagen des Gewissens ausstehen müssen?

Pfar. Zu ihrem größten Nutzen, damit sie nicht säumen, sich durch wahre Buß und Besserung davon zu entledigen, und vor den zukünftigen Strafen des allwissenden, unausweichlichen, jetzt noch barmherzig warnenden Richters sicher zu stellen.

Handw. Warum sagt man von einigen Lasterhaften, sonderbar von denjenigen, welche treulos und grausam unschuldige Nebenmenschen mishandeln, wie einige Soldaten in dem Kriege, sie haben kein Gewissen, es seyen gewissenlose Uebelthäter.

Pfar. Man will hiedurch nicht sagen, sie empfinden gar niemal, gar keine Gewissensunruhen; sondern nur, sie lassen durch diese eben so wenig die Wuth ihrer Leidenschaften bändigen, als wenn sie nichts empfänden. Der Mensch kann uns oft verbergen und verläugnen, was sich in seinem Herzen zuträgt. Wenn vielleicht einige die Sache so weit bringen, daß sie nach und nach ganz unempfindlich werden, so geschieht es, weil sie mit allem Fleiße sich selbsten zu bereden trachten, und von andern ihres gleichen Falschdenkern bereden lassen, die sogenannten Gewissensunruhen seyen nichts als leere Einbildungen, welche uns in der Jugend von den Aeltern und geistlichen Lehrern beygebracht worden; es gebe keine von dem Erschaffer unserer Seele eingeprägte Sittenlehren, der Mensch werde frey gebohren; die Freyheit sey sein erstes Recht; er habe sich einzig und allein nach dieser Sittenlehre zu richten: Du darfst thun, was dir immer beliebt; begnüge alle deine Begierlichkeiten, und hüte dich nur vor den Strafen der weltlichen Obrigkeiten. Aber ich glaube doch, es gelinge Wenigen, auf solche Weise den Ge-

wissenswurm gänzlich zu tödten. Insgemein wird er nur eingeschläfert, und erwachet wieder gähling und unvermuthet, sonderbar bey zeitlichen Unglücken, Krankheiten, und in der Sterbstunde. Da verdoppelt er seine Bisse, und verursachet denen, die ihn nicht durch wahre Bußfertigkeit besänftigen wollen, bittere Lebensstunden, und ein angst- und verzweiflungsvolles Lebensende. So etwas ist zu unsern Zeiten einem witzigen, aber nicht tugendhaften Falschdenker widerfahren, nachdem er durch verführerische Bücher das leidige Sittenverderbniß in seinem Vaterlande, und noch weiter verbreitet hatte. Er heißt **Voltaire**; in der Aussprache **Woltär.**

Neun und zwanzigste Geschichte.

Von dem Gebrauche abergläubischer Mittel, um zeitliche Krankheiten oder andere Unglücke abzutreiben, oder zeitliches Gut und Geld zu erlangen. — Der Gebrauch solcher Mittel ist nicht nur allezeit sündhaft, sondern verursachet auch insgemein, anstatt des gesuchten zeitlichen Nutzens, einen zeitlichen Schaden.

Handwerksmann.

Etwas neues, Herr Bruder! man hat mich bereden wollen, ich solle mich mit weniger Mühe und geringen Unkösten zu einem reichen, überaus reichen Manne machen lassen.

Pfar. Wie dann?

Handw. Es ist ein gewisser mir wohl bekannter, ein wenig befreundter Mann aus der Nachbarschaft zu mir gekommen, der durch

Faulenzen und Saufen schon seit einiger Zeit sein ererbtes Hab und Gut verschwendet, und jetzt in großen Schulden steckt. Er sagte, es seye in einer hiesigen Gegend ein großer Geldschatz tief unter der Erde vergraben: wenn ich ihm helfen wollte, so könnte er den höllischen Feind mit kräftigen Beschwörungen zwingen, diesen Schatz, das ist, eine zentnerschwere mit lauter Gold gefüllte Kiste hervorzubringen, und uns einzuliefern. Der halbe Theil davon sollte mir gehören, wenn ich zu Bestreitung der erforderlichen Beschwörungskösten vierzig Gulden vorschießen wollte.

Pfar. Was habet ihr ihm geantwortet?

Handw. Ich muß Ihnen zuvor sagen, was ich gedenkt habe. Es fiel mir im Augenblicke ein, was sich an einem gewissen Orte zugetragen, eben da ich in meinen jüngern Jahren auf der Wanderschaft dahin kam: einige einfältige Einwohner hatten sich von einem solchen Schatzgraber durch große Versprechen bereden lassen, eine ziemliche Summe Geldes zusammen zu legen, und ihm einzuhändigen. Er führte sie bey finsterer Nacht in den nächstgele-

gelegenen Wald zu einer tiefen Grube, machte in einem gezeichneten Kreise unter allerhand Gauckelwerken seine Beschwörung, und sprach endlich, der böse Geist sey wirklich mit der Geldkiste im Anzuge. Jetzt mußten sich alle auf die Erde niederwerfen, und mit geschlossenen Augen das tiefeste Stillschweigen beobachten. Nach langem Warten öffneten Ein und Anderer, und endlich alle insgesammt ihre Augen, und richteten sich auf; sahen aber nicht nur keine Geldkiste, sondern auch keinen Zauberer mehr. Er war mit ihrem Gelde fort. Wer hätte ihn bey finsterer Nacht in dem finstern Wald suchen wollen? Sie mußten betrogen, und beschädiget heimschleichen, und wurden noch obendrauf, weiß nicht wie, verrathen, von der Obrigkeit abgestrafet, und von Jedermann verlachet. — Nun, Herr Bruder, diese Begebenheit kam mir just zu rechter Zeit in den Sinn, da mir der lüderliche Mann seinen Antrag machte. Ich ward unwillig und eifrig. So? sagte ich, möchtest du mir mit deinen Betrügereyen vierzig Gulden aus meinem Geldbeutel herauszaubern? du Lump du! hättest du deine

Aeker und Gärten fleißiger umgegraben, und ernstlicher besorget, so wärest du nicht auf die verzweifelte Gedanken vom Schatzgraben gerathen. Ja wohl! der Teufel soll dir zu Diensten stehen, und ganze Geldkisten zutragen! Für was? Er hat dich ohnehin schon in seinen Klauen, wenn du in deinem Sauf- und Luderleben fortfahrest. Komm mir nur nimmermehr mit einem solchen Antrage; sonst will ich bald Jemand finden, der dir das Schatzgraberhandwerk niederlegen wird.

Pfar. Ihr habet zwar einige bittere und ungeschliffene Redensarten gebraucht, aber doch in der Hauptsache Recht gehabt. — Es ist unlängst, wie der gelehrte Herausgeber des Buches, Gesundheitskatechismus für das Landvolk bezeuget, einem ehrlichen Bauersmanne in seinem Stalle ein Unglück widerfahren, welches alle seines gleichen Leute sehr fürchten, und nicht selten erfahren müssen. Gähling erkrankte ihm ein Pferd, und die Krankheit verschlimmerte sich von einer Stunde

zur

zur andern. Er brauchte anfangs einige Hausmittel; aber ohne Wirkung. Ein erfahrner Vieharzt, den man eilends hergeholet, konnte mit aller seiner Kunst dem zunehmenden Uebel keinen Einhalt thun. In solcher Verlegenheit erinnerte sich der betrübte Bauer öfters gehört zu haben, es wohne in der Nachbarschaft ein gewisser Mann, der ganz besondere geheime Mittel wider die Krankheiten der Menschen und des Viehes wisse. Freylich wollten einige sagen, derselbe bediene sich abergläubischer Mittel; andere legten ihm gar den Namen eines Zauberers und Hexenmeisters bey. Aber seye er, was er will, gedachte der Bauersmann, Christian; es wird mir doch erlaubt seyn, in meiner äußersten Noth ihn um Rath zu fragen, will er mir etwas unerlaubtes einrathen, so habe ich noch allezeit die Wahl, und kann es thun, oder nicht thun. Also machet er sich geschwind auf den Weg, und trifft nach seinem Wunsche den bemeldten Mann zu Hause an, welcher sich auch gern bereden lassen, mit ihm in den Stall zum kranken Pferde zu laufen. Aber bey ihrer Ankunft war dieses schon gefallen. Ach! sagt der

bestürzte Eigenthümer, das arme Thier ist hin; es schmerzet mich; du kannst mir nicht mehr helfen, lieber Freund! — Nicht mehr helfen? antwortet dieser, und betrachtet zugleich das andere noch ganz gesunde im Stalle angebundene Pferd, ja wohl kann ich dir noch helfen. Sey nur froh, daß du mich hieher berufen. Ich habe vermöge meiner heimlichen Kunst und Wissenschaft beym ersten Anblicke deines todten Pferdes aus gewissen Zeichen erkennet, daß es nicht durch eine natürliche Krankheit, sondern durch Hexerey umgekommen; ja durch Hexerey. Aber daß ist nicht die Hauptursache. Ich erkenne auch bey genauer Betrachtung dieses andern noch lebenden Pferdes, und sehe gewiß voraus, daß es innerhalb vier Wochen eben dasselbe traurige Schikfal haben werde. — Voll Angst erwidert ihm Christian: wie sollte das möglich seyn, dem Schimmel fehler gar nichts; er sieht ja aus, wie die Gesundheit selbst. — Du meynest es; aber ich verstehe die Sache besser. Dein Pferdestall ist verhext:

hexe; das unsichtbare Gift, welches eine aufsäzige Unholde hereingehauchet, hat schon angefangen, sich bey diesem armen Thiere, wie bey dem ersten, anzusezen. Innerhalb vier Wochen wirst du die Wahrheit meiner Prophezeyung mit Schmerzen erfahren. — O wehe! Weist du dann kein Gegenmittel? — Ich wüßte wohl eines: aber — Sage es doch. — Ich müßte eine Mixtur von mehrern köstlichen Ingredienzen holen, und mit kräftigen Worten unter dieser Thürschwelle eingraben: dann wären alle giftige Nachstellungen der Hexe vereitelt. Aber du verstehest wohl selbst, daß ich dieses nicht thun könnte, ohne die Bezahlung meiner Mixtur und meiner Mühe zu fordern. — Wie viel forderest du? — Von einem jeden Andern würde ich vier Thaler begehren; aber mit dir will ich zufrieden seyn, wenn du mir auf der Stelle die Hälfte bezahlest. So viel kosten mich die Ingredienzen; meine Kunst und Mühe will ich nicht anrechnen. Besinne dich doch nicht lang.

Willst

Willst du dich zwey Thälerlein reuen lassen, so ist dein Schimmel hin.

Der gute Christian stund eine Weile sprachlos da; er wußte nicht, ob er diesen Großsprecher für einen ehrlichen Mann, oder für einen Betrüger, oder für einen Hexenmeister halten solle. Sein Pferd war ihm lieb; aber es kam ihn auch hart an, Geld herzugeben, wo keine sichtbare Noth vorhanden ist. Endlich entschließt er sich eine kleine Bedenkzeit zu begehren: und verspricht dem Manne, der nicht mehr länger warten wollte, entweder noch denselben Abend, oder am folgenden Morgen eine Antwort zu bringen. Das war schon klug gehandelt, daß er sich nicht gleich übertölpeln lassen; aber noch größeres Lob verdiente der Entschluß, den er gleich darauf gefasset, seinen Herrn Pfarrer um Rath zu fragen. Wie manches Uebel würde verhütet werden, wenn die Pfarrkinder in dergleichen Fällen zu einem solchen Rathgeber giengen! Dieser war, wie die eigenen Worte des Geschichtschreibers lauten, ein gelehrter, frommer und menschenliebender, das ist, ein vortrefflicher

Pfar=

Pfarrer, welcher seine Untergebene schon gewöhnet hatte, in ihren Anliegen seinen Rath abzufragen. Sie werden es desto lieber gethan haben, weil er sie niemal auf eine stolze oder ungedultige Art; sondern allezeit, wie ein Vater seine Kinder, mit Freundlichkeit und Sanftmuth empfangen und angehört. — So gieng er auch mit dem bedrängten Christian um, bedauerte mitleidig den Verlurst seines Pferdes, und ließ sich mit ihm auf seine vorgetragene Frage in ein vertrauliches Gespräch ein, welches beyläufig also gelautet:

Wisset ihr gewiß, daß der Tod euers Pferdes aus keiner natürlichen Ursache entstanden seye? Es giebt doch manche Begebenheiten, die ganz natürlich sind, und doch von unstudierten Leuten für unnatürlich angesehen werden. Nicht nur die unvernünftige Thiere, sondern auch die Menschen werden bisweilen von seltsamen Krankheiten überfallen, welche vor alten Zeiten für Verzauberungen gehalten wurden, aber nach dem einhälligen

ligen Zeugnisse der heutigen besser aufgeklärten arzneyverständigen Lehrer von ganz natürlichen Ursachen herkommen. —

Das will ich nicht läugnen, Herr Pfärrer! aber es ist doch möglich, daß mein Pferd von einer Hexe in den Tod geliefert worden. —

Vermeynet ihr, sie habe es aus eigener, oder aus fremder Macht und Kraft gethan? Aus eigener Macht und Kraft hat sie es nicht wohl thun können, es seye dann, daß sie etwa bey Tag oder bey Nacht in den Stall geschlichen, und dem Pferde etwas giftiges eingegeben, oder unter das Futter gestreuet; aber in solchem Falle wäre der Tod des armen Viehes eine ganz natürliche Wirkung des beygebrachten Gifts: es hätte eigentlich keine Hexe, sondern nur eine boshafte, schadenfrohe, gottlose Weibsperson euer Unglück verursachet: ihr hättet auch zur Erhaltung des andern Pferdes keinen Hexenmeister nöthig, sondern müßtet nur sorgen, daß keine fremde oder verdächti-

verdächtige Person in den Stall komme, und daß dieser, sonderbar bey nächtlicher Zeit, genau verschlossen bleibe. —

Dafür habe ich bisher allezeit gesorgt. Aber die Unholde wird halt von dem Teufel die Macht und Kraft bekommen haben, sich unsichtbar zu machen, und in den Ställen ein unsichtbares Gift den Pferden einzuhauchen; oder vielleicht thut es auf ihr Begehren und Beschwören der böse Feind selbst in eigner Person. —

Aus was Ursache bequemet sich dieser hoffärtige Geist, einem schlechten Weibe eine solche Gefälligkeit zu erweisen, einen solchen Dienst zu leisten?

Sie wird, wie man von mehrern heillosen Leuten erzählet, mit dem Teufel einen Pakt oder Vertrag gemacht, und sich ihm für seine Dienste mit Leib und Seele verschrieben haben. Diese Schrift muß dem höllischen Menschenfeinde dienen, um einstens beym zukünftigen Gerichte authentisch zu beweisen,

daß

daß die Hexe ihm mit Leib und Seele zugehöre. —

Nun gesetzt, es wäre dem also, wie könnte dann der Künstler oder Hexenmeister, der von euch zwey Thaler begehrt, das andere Pferd, so ihr noch habet, errettten und gesund erhalten, wenn die Unholde, vermöge ihres mit dem bösen Geiste gemachten Vertrags, dasselbe zu Grunde richten wollte? — Er müßte diesen Pakt mit seinen Mixturen, oder, wie ich auch öfters gehöret habe, mit verrosteten Nägeln, mit Beinknochen, mit Aschen, oder mit Aufstellung eines umgekehrten Besens, oder Durchbrechung einer Stallwande auflößen und zernichten. —

Vermeynet ihr, der höllische Feind würde sich durch solche Spielwerke bändigen und zwingen lassen? könnte er nicht den Mann, der auf solche Weise seine Macht hemmen wollte, beym ersten Eintritte in den Stall an Händen und Füßen lähmen, oder gar in Stücke zerreißen? —

Ja,

Ja, wenn der Hexenmeister, nicht selbst auch einen Pakt, und zwar einen stärkern, mit dem Teufel gemacht, und sich ausbedungen hätte, es soll dieser der Hexe nicht mehr beystehen, so lang sich ein solches privilegirtes Gegenmittel in dem Stalle befinde. —

Aber so würde der höllische Betrüger sich selbsten schaden, und seinen Kredit verlieren. Jene Schrift, durch welche die Hexe ihm mit Leib und Seele verpfändet war, würde nichts mehr gelten, weil er die Bedingung, so darinn enthalten, nicht erfüllet; es würden alle Unholden von ihm abfallen, wenn er nach Belieben ihr Handwerk ihnen von den Hexenmeistern niederlegen ließe. —

Sie bringen mich in eine rechte Verwirrung. Man hat mir in meiner Jugend so vieles Zeug von den Hexen und Hexenmeistern in den Kopf hineingeschwätzet, und jezt merke ich, daß diese Schwätzereyen sich nicht zusammenreimen. Doch fallt mir noch etwas ein. Vielleicht

könnte der Mann sagen, er habe keinen Pakt, und nichts mit dem Teufel zu thun, sondern bringe nur mit gewissen heiligen Nämen und kraftvollen Segensprüchen so viel zu wegen, daß Gott durch seine Allmacht alle Nachstellungen des bösen Geists und aller bösen Leute unfehlbar zerstören und zernichten müsse. —

Mein lieber Christian! giebt es dann heiligere Nämen, als jene, die ihr selbsten ausprechet, so oft ihr das Kreuzzeichen machet, und die zwölf Artikel des apostolischen Glaubens hersaget? giebt es dann kräftigere Segensprüche, als jene, die von den obersten Kirchenhäuptern verordnet, und von den rechtmäßig geweihten Priestern nach Erforderung der Umstände wider die Zaubereyen angewendet werden? Oder ist vielleicht euer vorgegebene Künstler ein so tugendvoller heiliger Mann, daß Gott ehender ihn, als euch und alle andere Christglaubige erhören muß? —

Nein,

Nein, wegen Tugend und Heiligkeit hat ihn noch kein Mensch angerühmet. Wenn er sich selbst höher als andere Leute schätzte, wäre er eben darum ein nichtswerther Pharisäer. Aber, aber ich kann doch seine Drohung nicht vergessen: innerhalb vier Wochen soll mein wackerer Schimmel hin seyn! — Folget mir, und glaubet seinen Worten nicht. Er ist ein Betrüger, der euch mit Lügenwerke ein paar Thaler abjagen möchte. Euer erstes Pferd ist, wie viele hundert andere, durch eine natürliche Krankheit darauf gegangen. Das andere ist nicht verhext, und wird nach vier Wochen noch leben, und gesund seyn. —

Ich wollte Ihnen gern folgen, aber ich habe nicht Herz genug. Wenn nur die fatalen vier Wochen vorbey wären! wie viele Unruhe und Angst werde ich diese ganze Zeit hindurch, Tag und Nacht auszustehen haben! —

Bey diesen Worten kratzte der Bauer hinter den Ohren, und wollte seinen Abschied nehmen. Der Pfarrer aber hieß ihn warten, und

holte aus dem Nebenzimmer einen Beutel voll Geld her. Was soll das bedeuten? Ihr müsset wissen, sagt er: daß ich diesen Geldvorrath theils für unvermuthete Nothfälle, theils für christliche Werke der Barmherzigkeit zusammengesparet habe. — Ich glaube es gern, antwortet Christian: wir Bauern würden uns ärgern, wenn Sie bey so schönen Pfarreinkünften nichts ersparet, oder gar Schulden gemacht hätten. Aber was geht mich Ihr Sparbeutel an? — Er muß euch von Kummer und Angst befreyen. Wie hoch schätzet ihr euern Schimmel? — Wie hoch? hundert Gulden ist er unter Brüdern werth. — So verstehet mich jetzt wohl: wenn ihr mir versprechet, von dem Betrüger keine Hülfe anzunehmen, so verspreche ich hingegen, für euer Pferd auf vier Wochen hinaus gut zu stehen, und im Falle, daß es während dieser Zeit darauf gienge, euch den Schaden mit hundert baaren Gulden aus diesem Beutel zu ersetzen. Trauet ihr meinen Worten nicht, so könnet ihr eine Handschrift haben; oder ich will das

Geld

Geld gleich jezt bey der Obrigkeit hinterlegen.

Man hätte dem kummerhaften Christian auf keine angenehmere Art aus seiner Verlegenheit heraus helfen können. Jetzt blieb ihm für alle vier so gefährlich scheinende Wochen entweder das Pferd, oder der ganze Werth desselben zugesicheret. Sein gutherziger Tröster verlangte keine Danksagung, sondern ermahnte ihn nur, für das Thier gebührende Sorge zu tragen, und indessen von allem, was sie beyde eben jezt miteinander abgeredet, genaues Stillschweigen zu halten. — Ihr werdet wohl errathen, was weiter erfolget. Das Pferd blieb frisch und gesund nicht nur die ersten vier Wochen, sondern abermal vier, und wieder vier Wochen. Länger konnte der Bauersmann seine Freude nicht mehr im Herzen verschlossen halten. Er erzählte im Vertrauen seiner Ehegattin, und diese sagte es auch als ein Geheimniß ihrer Nachbarin, wie artig und liebreich der Herr Pfarrer ihrem Christian die Furcht der eingebildeten Hexe und die Hochschäzung des vorgegebenen Hexenmeisters ausgeredet habe. Nachdem es zwey Weiber

wußten, ward die Sache bald weiter bekannt, obwohl der Seelsorger lieber gehabt hätte, daß alles verschwiegen, und die Ehre des Betrügers, den er in der Stille ernstlich warnen wollte, für diesesmal noch verschonet geblieben wäre. Doch erhielt er aus der Bekanntmachung einen Nutzen, und gleichsam eine Belohnung seines uneigennützigen und großmüthigen Seeleneifers. Es geschah endlich, was er schon längst gewünschet, aber niemal recht zu Stande bringen können. Das versicheret der von mir angezogene Schriftsteller: an dem Orte und in der ganzen Gegend, wo die Nachricht von dieser Begebenheit ausgebreitet worden, verschwand die unmäßige Leichtgläubigkeit, mit welcher manche die natürlichen Krankheiten an Menschen und Viehe für lauter Hexereyen hielten: man verwarf mit größerem Abscheu die abergläubischen Hülfsmittel, und hütete sich mit mehrerer Sorgfalt vor jenen Betrügern, welche mit solchen Mitteln ein unerlaubtes Gewerb treiben, nicht um dem Nebenmenschen zu helfen, sondern ihm sein Geld abzulocken.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. In dieser Materie habe ich mich, Gott sey Dank! niemal wissentlich verfehlet. Sollte ich aus Unwissenheit ein abergläubisches Mittel für ein natürliches angesehen und gebrauchet haben, wird es mir hoffentlich zu keiner Sünde angerechnet werden.

Pfar. Unstudirte Leute, welche auf solche Weise aus purer Unbedachtsam- und Unwissenheit fehlen, sind, auch meiner Meynung nach, wohl zu entschuldigen. Aber wenn einer zweifelt, und im Zweifel, ohne sich von verständigen und gewissenhaften Leuten belehren zu lassen, geradezu ein abergläubisches Mittel gebraucht, so ist seine Handlung schon sündhaft, und schließt eine Entehrung Gottes in sich. Es ist so viel, als sagte er: Ich will dieses Mittel brauchen, es mag Gott gefällig oder mißfällig; es mag erlaubet oder verbothen seyn.

Handw. Vor einigen Jahren war mein Sohn mit einer schmerzlichen und hartnäckigen Krankheit behaftet, und fand bey allen natürli-

chen Hausmitteln und künstlichen Arzneyen nicht einmal eine Linderung geschweige die Genesung. wollte sich dann endlich von einem Kameraden bereden lassen, ein abergläubisches Mittel zu probieren.

Pfar. Habet ihr es zugelassen?

Handw. Ich habe ihn gewarnet, und ermahnet an das erste Geboth Gottes zu denken; aber er wischte gleich mit der Antwort heraus: Vater! lasset mich nur machen. Das erste Geboth heißt: Du sollst allein an einen Gott glauben. Ich will es nicht übertreten. Wenn ich schon das eingerathene Mittel brauche, so verläugne ich doch keineswegs meinen Glauben an Gott: mein Glauben soll so fest bleiben, als er bisher gewesen. Lieber sterben als vom Glauben abfallen!

Pfar. Hoffentlich wird euch eine Gegenantwort eingefallen seyn.

Handw. Du mußt wissen, sagte ich: daß uns dieses Geboth nicht nur verpflichtet an Gott zu glauben, sondern auch Ihn anzu-

anzubethen, und zu ehren, und unser ganzes Vertrauen auf Ihn zu setzen. Wäre es nicht eine gräuliche Sünde, wenn du von diesem Vertrauen ablassen, und den bösen Geist, den geschwornen Feind Gottes und der Menschen mit abergläubischen Zeremonien verehren, und um Hülfe anrufen wolltest?

Pfar. Hat er sich durch diesen Zuspruch von seinem Vorhaben abschrecken lassen?

Handw. Wider mein Verhoffen mußte ich eine neue Widerrede hören: ihr sehet ja, Vater! daß mir mein Vertrauen auf Gott nicht hilft. Helf, was helfen kann. Es kommt bey dem Gebrauche eines abergläubischen Mittels auf die Meynung an. Meine Meynung ist nicht bös, ich suche durch dieses Mittel nichts, als was recht ist, meine Gesundheit; und will dabey eine ernstliche kräftige Protestation machen, es solle dadurch die Ehre Gottes nicht im mindesten verletzet, und der Teufel keineswegs geehret, sondern vielmehr beschimpfet werden; es solle diesem hoffär-

tigen Menschenfeinde zur größten Schande gereichen, daß man ihn zwingen kann, einem armen kranken Menschen zu Diensten zu stehen.

Pfar. Und wie lautete euere Widerlegung?

Handw. Es fiel mir ein, was ich schon öfters gehöret, man könne bisweilen mit einer eingelegten Protestation so wohl die eigne als fremde Ehre salviren und in Sicherheit stellen; darum getraute ich mir nicht recht, den Anschlag meines betrübten Sohns völlig zu verwerfen, und auch nicht völlig gutzuheißen. Was hätten Sie gesagt, Herr Bruder?

Pfar. Ich hätte gesagt: Mein lieber Sohn! du protestirest mit Worten, und in der That selbsten willst du deine Protestation wieder umstoßen. Das wäre gleichnißweise eben so viel, als wenn ein Unterthan seinen rechtmäßigen König vom Throne herabstürzte, und einen schlechten Schurken darauf setzte, aber dabey protestirte, dieses solle dem König zu keiner Unehre, und dem Schurken zu keiner

Ehre

Ehre gereichen. Du sagest, dein Vertrauen auf Gott helfe dir nicht; aber hast du das rechte Vertrauen? Weißt du, wie unser Vertauen auf Gott zur Zeit der Krankheit und eines jeden zeitlichen Unglücks beschaffen seyn soll? Wir dörfen nicht unbedingt die Gesundheit und zeitliche Glücksgüter begehren; er hat ja denjenigen, die Ihn mit Vertrauen darum bitten werden, nur versprochen, entweder was sie begehren, oder etwas bessers dafür zu geben. Weil er dich nach allem Bitten nicht gesund werden läßt, so ist seine väterliche Absicht, dein Herz von unmäßiger Liebe der zergänglichen Güter zu reinigen, und zu bußfertigen Gesinnungen zu bequemen; deine Geduld und Ergebenheit in seinen heiligen Willen zu prüfen, und dir für ein kurzes Leiden eine ewige Belohnung zu geben. Aber dieser gnadenvollen Verordnung widersetzest du dich; du forderst, er solle seinen Willen nach dem Deinigen richten; du willst ihn dazu zwingen, mit Anrufung der höllischen Macht zwingen. Ist

das

das nicht eine Entehrung der göttlichen Majestät? ein Eingriff in seine Rechte? eine rebellische Allianz mit seinem Feinde, der wegen einer gleichen Missethat schon im Anfange der Welt aus dem Himmel verstossen worden? — Du kannst wohl hundertmal sagen, du wollest diesen nicht ehren: aber gereichet es ihm nicht zur Ehre, daß du bey ihm Hülfe suchest, und von ihm mehr als von Gott hoffest? Nicht er, sondern du wirst auf solche Weise beschimpfet und zu Schanden gemacht; er hat Ursache deiner zu spotten; Weil du so einfältig und fälschlich glaubest, er müßte dir zu Diensten stehen, wenn er nicht selbst wollte, und wenn nicht Gott solches zu deiner Bestrafung zuließe.

Handw. Diese Erklärung habe ich damals nicht so gut verstanden, als jetzt. Sie wäre gewiß dem Kranken zu Herzen gegangen. Er ließ sich doch von mir bereden, seine Anliegenheit Ihnen, Herr Bruder, verträulich zu entdecken; und ohne Ihre Bewilligung nichts vorzunehmen. Ich lobte ihn, und sprach ihm das Nachtgebeth,

und

und die Uebungen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe vor. Am folgenden Morgen war er ganz munter. Auf meine Frage, wie er sich befinde, und gesinnet seye, gab er zur Antwort: er habe sehr sanft geschlafen, und spüre eine große Linderung. Es seye nicht nöthig, daß ich in den Pfarrhof gehe; es reue ihn schon, daß er an ein abergläubisches Mittel gedenket. Gott Lob und Dank! die Krankheit war gebrochen, und in kurzer Zeit fand sich die vollkommene Gesundheit wieder ein.

Dreyßigste Geschichte.

Von der Heiligung der Sonntäge. — Es ist weit mehr daran gelegen, als sich manche, sonderbar leichtsinnige junge Leute einbilden.

Der Pfarrer.

In dem ehemaligen Herzogthume und nunmehrigen Königreiche Böhmen befindet sich eine Landschaft, welche eben so, wie ihre Hauptstadt,

und

und der vorbeylaufende Fluß, Eger, benamset wird. Vor einigen hundert Jahren hat sich in dieser Landschaft die klägliche Begebenheit ereignet, welche von zween Geschichtschreibern, Wilhelm Gumpenberg in dem Buche Marianischer Atlas, und Karl Bovio, in dem Buche marianische Exempel auf folgende Weise erzählet wird. Viele der damaligen Einwohner führten einen rechtschaffenen, wahrhaft christlichen Lebenswandel; aber auch viele machten es nicht viel besser, als ihre ehemalige heydnische Voráltern, und begnügten sich mit dem Namen katholischer Christen, ohne die christlichen Pflichten zu erfüllen. Sonderbar nahm ein unverantwortlicher Misbrauch mehr und mehr überhand; die Entheiligung jener feyerlichen, am Ende jeder Woche einfallenden Täge, welche wir die Sonntäge oder die Täge des Herrn, die heilige Ruhetäge nennen. Eben an solchen Tägen ward entweder in der Stadt Eger, oder auf dem Lande, jetzt in dieser, jetzt in jener Dorfschaft, bald ein öffentlicher Markt, bald eine Hochzeit, bald ein Lust- bald ein Wettspiel, bald ein anderes weltliches Freudenfest gehalten. Man fand sich dabey aus allen benachbarten, auch

bis-

bisweilen entfernten Orten häufig ein. Manche versäumten den halben Theil des öffentlichen Gottesdiensts, und wohnten dem halben ohne Aufmerksamkeit und Andacht bey; andere kamen gar nicht in die Kirche, sondern liefen geraden Weges den Kramläden, Trinkstuben, Spiel- und Tanzplätzen zu. Die jungen Leute beyderley Geschlechts waren ohne alle Aufsicht der Aeltern und Vorgesetzten sich selbsten überlassen, und trugen großen Theils kein Bedenken, bis in die spate Nacht oder gar bis auf den folgenden Tag herumzuschwärmen, und alle Schranken der Anständig- und Ehrbarkeit zu übertreten.

Aber gählings hat ein ansehnlicher Stadtbürger zur Sommerszeit das unvermuthete Unglück, daß seine einzige Tochter, welche auf vorbesagte Weise den Tag des Herrn entehret hatte, in folgender Woche aus seinem Hause verschwindt, und nicht mehr gefunden, noch erfraget werden kann. Nach wenigen Wochen geht es einem andern Bürger eben so. Bald kommt aus einigen benachbarten, und aus einigen entfernten Ortschaften die Nachricht, es seye diesem und jenem Hausvater eine Tochter, oder

eine

eine Dienstmagd heimlich entwichen. Gegen Ende des Sommers wird noch eine bürgerliche Familie in der Stadt durch gleichmäßigen Verlurst einer Tochter in tiefe Trauer gesetzt. Man hatte zwar bemerket, daß jedesmal, so oft eine solche Person unsichtbar geworden, auch zugleich ihre besten Kleider, ihr Geschmucke, und ihr baares Geld fortgekommen; hieraus ließ sich muthmaßen, sie haben sich freywillig davon gemacht: aber warum? und wohin? das war ganz unbekannt. Die Bürgerschaft zu Eger befand sich in großer Verlegenheit. Was sollte man für Mittel ergreifen, um dem einreißenden Uebel abzuhelfen? Die Frömmsten und Gottesfürchtigsten hielten für rathsam, daß man sich zu allererst durch eine öffentliche Andacht zu Gott wende. Auf ihr Zureden ward der geistliche Seelsorger ersuchet, an einem bestimmten Tage eine nachdrückliche Bußpredigt zu halten, und nach vollendtem feyerlichen Gottesdienste einen Bittgang aus der Kirche durch die ganze Stadt, und wieder in die Kirche zurück anzustellen, wobey die gesammten Einwohner mit eifrigem Gebethe Gott um Barmherzigkeit und Hülfe durch Jesum Christum anrufen, und dabey auch die

Heili-

heilige Mutter dieses göttlichen Erlösers, als eine milde Fürsprecherinn, mit dem englischen Gruße und andern ähnlichen Kirchengebethern verehren sollten. Beyde von mir angezogene Geschichtschreiber bezeugen mit ausdrücklichen Worten, es haben sich bey diesem Bittgange ungemein viele Leute, auch von dem Lande herein, mit größter Andacht; und die meisten Bürger, zum Zeichen ihrer Reue und Bußfertigkeit; mit bloßen Füßen und weinenden Augen eingefunden.

In der folgenden Woche kam ein wohlbetagter auf dem Lande wohnender Edelmann, mit dem Geschlechtsnamen von Gatzengrüen, entweder Geschäfte halber, oder einen guten Freund zu besuchen, in die Stadt, von welcher sein Schloß zwey bis drey Meilen weit entfernt war. Man begehrte von ihm, als einem sehr vernünftigen und tugendlichen Herrn, einen guten Rath, und er gab freymüthig zur Antwort, schön und löblich sey der neulich angestellte Bittgang gewesen: aber seines Erachtens würde die göttliche Hülfe noch sicherer zu hoffen seyn, wenn sich die geistlichen und welt-

lichen Obrigkeiten einmüthig angelegen seyn ließen, sowohl durch gute Beyspiele, als durch strenge Verordnungen die Entheiligung der Sonntags und die ärgerlichen Ausschweifungen der Jugend zu verhindern. Die Stadtobrigkeit versprach ihm ihr mögliches zu thun: so reisete er wohl zufrieden nach einem kurzen Aufenthalte wieder fort.

Zu denselben ältern Zeiten war nicht nur ganz Böhmen, wie noch jetzt, rings um mit Wäldern umgeben; sondern es befanden sich in dem Lande selbsten, sonderbar in der Gegend von Eger, weit mehrere und dickere Waldungen, als heut zu Tage. Einen solchen Wald mußte der Edelmann, um nach Hause zu kommen, nicht der ganzen Länge nach, sondern nur an dem äußersten Theile, eine halbe Stunde weit durchwandern. Bey einer kleinen, aus Holz und Brettern zusammengemachten Kapelle, worinn ein Bildniß der göttlichen Mutter vorgestellet war, steigt er, seiner Gewohnheit nach, vom Pferde, geht hinein, und greift nach der Tasche, um sein Gebethbuch herauszunehmen. Weil er aber vorher über jetztgemeldtes Buch

noch

noch eine kleine Büchse oder Schachtel eingeschoben hatte, bringt er diese zuerst heraus, und legt sie unterdessen zur Seite auf den Bethstuhl hin. Nach vollendetem Gebethe ist sein Geist so sehr in frommen Gedanken vertieft, daß er im Fortgehen vergißt die hingelegte Schachtel mitzunehmen. Ihr werdet bald hören, was für seltsame Folgen aus dieser Vergessenheit entstanden.

Erst bey seiner Heimkunft nach Untergang der Sonne erinnerte sich der Herr seiner Schachtel, und des Ortes, wo er dieselbe zurückgelassen. Die Dienstbothen verstunden wohl, was zu thun wäre, um seinem Verdruß und seiner Unruhe abzuhelfen: aber bey später Nacht und schwachem Mondscheine in den finstern Wald laufen, kam ihnen nicht nur zu mühesam, sondern auch zu gefährlich vor. Nur eine einzige Magd, beherzter als alle übrigen, erboth sich ohne Widerrede, diesen Dienst zu verrichten. Sie kam auch glücklich in die bekannte Kapelle, und fand die Schachtel an dem angezeigten Orte. Aber indem sie damit fort will, kömmt ihr ein unvermuthetes Ge-

räusch und eine menschliche Stimme zu Ohren. Erschrocken tritt sie in möglicher Stille zurück, und verbirgt sich, so viel sie kann, in einem Winkel der Kapelle. Es war die Stimme eines Mannes, welcher einer andern entweder Manns- oder Weibsperson den Tod ankündete. Bald hernach warf eben dieser Mensch, wie es der Magd schien, im Vorbeygehen einen großen Pak oder Bündel mitten in die Kapelle, und riß alsdann die zum Tode bestimmte Person mit sich fort, tiefer in den Wald hinein. Das klägliche Jammern und Heulen, so diese Unglückliche von sich hören ließ, gab zu erkennen, daß es ein junges Weibsbild seye. Bey solchen Umständen konnte freylich der armen Magd in ihrem Schlupfwinkel nicht wohl seyn: aber sie verlor doch keinen Augenblick ihre Vernunftskraft, und den Gebrauch ihrer Sinne. Weil die Klagstimme nach und nach schwächer und immer schwächer in ihren Ohren ertönte, nahm sie es für ein Zeichen an, daß der grausame Mörder mit dem erbärmlichen Schlachtopfer sich weiter und weiter in den Wald hinein vertiefe.

Aus billiger Furcht, er möchte wieder zurückkommen, um den da gelassenen Bündel abzuholen, entschloß sie sich ungesäumt fortzueilen, aber auch behutsam jene Gegend des Waldes zu vermeiden, von welcher er herkommen könnte, und auf der entgegengesetzten Seite auf einem ihr bekannten Fußwege das freye Feld zu erreichen. Sie hatte sogar, was billig zu bewundern, noch so viel Muth, daß sie den vorgemeldten, obwohl ihr nicht zugehörigen Bündel ergriffen, und unter dem Arme mit sich fortgetragen.

Unterdessen war man in dem Schlosse wegen ihrem langen Ausbleiben nicht ohne Kummer. Weder die Dienstbothen noch der Herr wollten sich zur Ruhe begeben, bis sie endlich nach Mitternacht unter heftigem Schnaufen und abtropfendem Schweise angekommen. Ihre ersten Worte waren, der gnädige Herr sollte ihr erlauben mit ihm allein zu sprechen. Auf seine Bewilligung erzählte sie ihm in seinem Zimmer alles der Ordnung nach, was ihr begegnete, und legte zugleich den mitgebrachten Pak auf den Tisch hin. Der gute Herr findt

bey dessen Oeffnung und Durchsuchung mehrerley Gattungen weiblicher Kleider, sammt einigem Geschmuke und Gelde. Er steht erstaunet da; läßt sich die Erzählung noch einmal wiederholen, besinnt sich hin und her, und spricht endlich mit einem tiefen Seufzer: **Ach Gott! jezt kann ich mir einbilden, wo die verlornen Töchter und jungen Dienstmägde hingekommen. O die Unbehutsamen! o die Unglückseligen!** Hiemit schloß er den ganzen Pak in einen Kasten ein; die Magd aber mußte ihm das strengste Stillschweigen von dieser Sache mit einem Eidschwure versprechen, und ward also entlassen, um für die Erholung ihrer ermatteten Leibskräften zu sorgen.

Es muß den Herrn noch viel Nachdenkens gekostet haben, um zu bestimmen, wie und auf was Weise aus dieser unerwarteten Begebenheit ein großer Nuzen, der größte aus allen möglichen, entstehen könnte. Die Tugend und Ehrlichkeit der vorgemeldten Magd war ihm schon lang bekannt. Er läßt sie eines Tages wieder zu sich berufen, und erklärt ihr ganz vertraulich, es werde ihm von Tage zu Tage wahrschein-

scheinlicher, daß jener grausame Mensch, von dem sie ihm neulich so seltsame Dinge erzählt, die unbehutsame Weibsperson, glaublich bey einem öffentlichen Freudenfeste, mit dem Versprechen eines großen Glückes und eines vortheilhaften Heuraths verblendet, und beredet habe, ihre besten Habschaften heimlich einzupacken, und mit ihm davon zu fliehen. Es lasse sich auch muthmaßen, der Bösewicht habe noch mehrere Töchter und Dienstmägde auf solche Art hinter das Licht geführet, und endlich durch unmenschliche Ermordung aus dem Leben geschaffet, um sich desto sicherer ihres Geldes und anderer geldwerthen Kostbarkeiten zu bemächtigen. Darum dann, fuhr der Edelmann in seiner Rede fort, damit ich die Wahrheit ergründen möge, must du dich, vom morgigen Tage an, bey allen Freudenfesten in der Stadt und auf dem Lande einfinden, prächtig gekleidet und geschmücket, munter und fröhlich. Ich will dich aus den Kleidungsstücken meiner seligen Gemahlinn wählen lassen, was dir anständig ist, und jedesmal frisches Geld mitgeben, welches du mit

Fleiße öffentlich sehen lassen, und gar nicht sparen sollst. Wenn allenfalls, wie ich vermuthe, ein fremder Mensch mit dir allein zu reden verlangte, und dir eine gute Versorgung, einen glücklichen Heurath anbiethen wollte, höre ihn freundlich an, gieb dein Jawort, und laß ihn den Ort und die Zeit bestimmen, wohin und wenn du mit deinem Gelde und andern Habschaften kommen sollest. Was hernach weiter zu thun, wirst du zu seiner Zeit von mir vernehmen.

Es fehlte der Magd weder an Herzhaftigkeit, noch an gutem Willen diesen außerordentlichen Auftrag zu vollziehen. Nach dem ersten und zweyten Freudenfeste brachte sie jedesmal ihrem sorgfältigen Herrn die Nachricht, es habe sich dabey unter vielen fremden Gästen ein wohlgekleideter junger Mensch eingefunden: aber sie könne nicht begreifen, warum derselbe gar keine Freundlichkeit gegen unverheurathete Weibspersonen gezeiget, auch überhaupt wenig geredet, und nur begierig zugehöret, was Andere reden; endlich aber, ohne mit Jemanden

Be-

Bekanntschaft zu machen, seinen Abschied genommen. — Ich kann mir wohl eine wahrscheinliche Ursache einbilden, antwortete der Edelmann, vielleicht ist eben dieser Pursch jenes schändliche Raubthier, welches wir in die Falle bringen möchten: vielleicht beunruhiget ihn der Verlurst des Bündels, den er in die Kapelle hineingeworfen, und bey seiner Rückkehre nicht wieder gefunden: vielleicht macht ihn die Furcht, verrathen zu werden, so behutsam und zurückhaltend. Wenn aber bey öffentlichen Gesellschaften kein Mensch etwas von dem Bündel meldet, kein Mensch einen Argwohn bezeiget, wird er bald wieder keker werden, und neue Schelmenstreiche wagen.

Das war eine wohlgegründete Vorsage, welche auch nach etlichen Tagen richtig in Erfüllung gekommen. Eben dieser verdächtige Mensch bittet am nächsten Tanzfeste die Magd mit vieler Höflichkeit, nur auf ein Paar Worte mit ihm in ein Nebenzimmer zu gehen, und erkläret ihr da, er seye der einzige Sohn reicher und hochangesehener Aeltern, welche ihm

völlige Freyheit lassen, sich nach Belieben um eine Braut umzusehen: Sie könne es selbst aus diesen schriftlichen Urkunden abnehmen. Dieses sagend überreichte er ihr, und liest auf ihr Verlangen etliche zierlich geschriebene, und mit schönen Petschaften versehene Zeugnisse, worüber sie das gröste Wohlgefallen zeiget, und ihm mit scheinbarer Freundlichkeit zu verstehen giebt, wie glücklich sie sich schätzen würde, wenn seine Wahl auf ihre Person ausfiele. Eben dieses ist mein Wunsch, spricht er, ich will keine andere, als Sie, wertheste Jungfer! Zum Zeichen meiner aufrichtigen Ergebenheit warte ich Ihr mit dieser kleinen Verehrung auf. Es war ein goldener Fingerring. Aber es ist mir viel, fährt er in seiner Rede weiter fort, sehr viel daran gelegen, daß wir uns von Niemanden aufhalten lassen, und ohne Verzug in mein Vaterland abreisen. Wenn Sie die Gütigkeit haben will, ihre besten Habschaften in möglicher Eile und Stille zusammen zu packen, und morgen gegen Mitternacht in jenen nicht weit entlegenen Wald, neben dem

kleinen

kleinen Wasserbach, linker Hand, hinein zu kommen, so wird dort unfehlbar auf meine Veranstaltung ein bequemer Wagen mit guten Pferden bereit stehen, um uns beyde an das erwünschte Freudenort zu überbringen. — Nichts hätte der Magd angenehmer seyn können, als dieser Antrag. Sie danket und verspricht ihm eine eben so aufrichtige Liebe und Treue, als er ihr versprochen. Ich will jetzt eilen, sagt sie beym Abschiede, um die nöthigen Anstalten zu treffen. Wie freuet es mich, daß wir einander, wills Gott! bald wieder sehen werden. — Aber ganz andere Anstalten, als sich der Verführer eingebildet, wurden nicht so fast von der Dienstmagd, als von dem Edelmanne selbst getroffen, sobald ihm diese einen getreuen Bericht von der geschehenen Verabredung gegeben. Auf seinen Befehl und nach seiner Anweisung, mußten seine Jäger, und mit ihm drey herzhafte Bauern ein Paar Stunden vor Mitternacht, wohl bewaffnet, nicht geradehin, sondern durch Umwege in die benannte Gegend der Waldung schleichen, und in dicken Gebüschen, Einer da, der

Andere dort, wachsame Sorge tragen, daß ihnen kein Mensch, der in dieselbe Gegend käme, entwischen; und, wenn sich Jemand zur Wehre setzen wollte, alle insgesammt einander zu Hülfe kommen könnten. Es war noch nicht gar Mitternacht, da näherte sich der erwartete Fremdling, nicht mit Wagen und Pferden, wie er der Magd versprochen, sondern nur mit mehrerley Mordgewehren versehen. Unvermuthet fallen die Männer über ihn her, und machen ihn nach einem kurzen Widerstande gewehrlos. Mit gebundenen Händen und einem Stricke um den Leib wird er geraden Weges dem Schlosse zugeführet.

Die Freude des Edelmannes ab diesem glücklichen Fange wäre vollkommen gewesen, wenn man nicht in einer Kleidertasche des Gefangenen eine kleine Pfeife gefunden hätte. Es war ihm nicht unbekannt, daß die Räuber solche Pfeifen gebrauchen, um ihren Kameraden verabredete Zeichen zu geben, oder von ihnen Hülfe zu begehren: folglich hatte er billig Ursache zu argwöhnen, und zu muthmaßen, der eingebrachte Spitzbub stehe mit noch einem

oder

oder mehrern in Verbindung und Gesellschaft. Aber alle Bemühungen, denselben zum Geständniße der Wahrheit zu bringen, giengen fruchtlos ab. So befiehlt dann der kluge Herr den vorgemeldten Männern, in aller Eile den unverschämten Läugner auf einen Wagen zu binden, und wo möglich, bey aufgehender Sonne in die Stadt Eger zu bringen. Er selbst folget zu Pferde dem Wagen nach. Seinem Verlangen gemäß erreichten sie die Stadt zu eben der Zeit, da die Thore gewöhnlicher Weise geöffnet wurden. Spornstreichs reitet er der Behausung des regierenden Bürgermeisters zu, um denselben zu bitten, es möchten die Stadtthore ungesäumt wieder geschlossen, und kein Mensch weder aus; noch eingelassen werden, bis die hohe Obrigkeit in einem höchst wichtigen Geschäfte, an welchem das Heil der ganzen Landschaft gelegen, die erforderlichen Verordnungen gemacht hätte. Dieses Begehren ward ohne Anstand bewilliget; der ganze Rath und sämmtliche Bürgerschaft versammelten sich; man hielt, nach vorläufiger Untersuchung und Erwägung der ganzen Begebenheit, für nothwendig, den eingelieferten

Schur-

Schurken an die Folter zu bringen, und ihm durch quälende Schmerzen das Geständniß der Wahrheit auszupressen.

Was schrecklich und schaudervolles Geständniß; Es befinde sich seit dem neulich geendigten Kriege eine ganze Rotte verwögener, meistentheils junger Pursche, in den großen Waldungen des Böhmerlandes hin und her zerstreuet, welche in heimlicher Gesellschaft, unter Anleitung eines schon betagten Rädelsführers, das Räuberhandwerk treiben. Einige derselben haben diesen Sommer den Auftrag bekommen, in der Landschaft Eger bey öffentlichen Freudenfesten als adeliche und reiche junge Herren gekleidet zu erscheinen, ledige Weibspersonen mit dem Versprechen eines glücklichen Heuraths zu entführen, ohne Barmherzigkeit zu ermorden, und ihre mitgebrachten Habschaften als eine gute Beute in die gemeinsame Schatzkammer einzuliefern. Dieses seye auch seine Beschäftigung gewesen. Wenn ihn die Männer, denen er vergangene Nacht in die Hände gerathen, nicht verhindert hätten, mit Pfeifen einige

ge

ge Kameraden herbeyzurufen, wären sie selbsten, und nicht er, unglücklich geworden.

Da bildet euch die Bestürzung aller Einwohner, und besonders den Schmerzen jener Aeltern ein, welche jetzt nichts anders gedenken konnten, als daß ihre entflohene Töchter das zeitliche und vielleicht auch das ewige Heil verscherzet haben. Es brauchte keinen Befehl, kein Zureden. Alles, was Waffen tragen konnte, machte sich auf, um die angegebenen Raub- und Mordgesellen aufzusuchen, und zur Strafe so unerhörter Gräuelthaten zu ziehen. Zugleich wurden Eilbothen mit umständlichen Berichtsschreiben an die Obrigkeiten nicht nur der nächstgelegenen, sondern auch der weit entfernten Städte und Dörfer abgeschickt, damit auch diese zur Durchstreifung der Wälder und aller verdächtigen Schlupfwinkel mitwirken möchten. Abscheulich, und doch in diesen Umständen erwünscht war der Erfolg. Man ertappte in kurzer Zeit sechs und zwanzig Böswichte, welche an den verübten Mordthaten und Diebereyen Theil genommen hatten. Auf was Art sie verdienter Maaßen unter den Händen

Scharfrichters gemartert und hingerichtet worden, will ich Kürze halber nicht melden. Mit unaufhörlichem Nachsuchen entdeckte man endlich in Mitte des grösten Waldes zwo tiefe Gruben, deren eine, leider! mit vielen Todtenkörpern; die andere mit allerley Kleidungsstücken, Hausgeräth, Geschmucke und Gelde angefüllet war. Die Obrigkeit ließ verkünden, es werde Allen und Jeden, welche beweisen könnten, daß ihnen etwas von diesen gestohlenen Waaren zugehöre, dasselbe ohne Anstand ausgeliefert werden: aber nur Wenige meldeten sich. So ward dann beschlossen, einen beträchtlichen Theil davon zum Gottesdienste zu verwenden, und an dem Orte, wo die schon gemeldte schlechte Kapelle gestanden, eine schöne Kirche zu erbauen. Man machte den Anfang mit Aushauung eines Theils der umliegenden Waldung. Nachdem das Gotteshaus zu Stande gebracht, wurden nächst dabey ein und anders; und nach und nach mehrere und mehrere ganz neue Häuser gebauet, bis endlich eine ansehnliche Stadt daraus entstanden. Diese Stadt heißt heutiges Tages Culma, oder Chulm. Es werden noch jetzt große Wall-

fahr-

fahrten zu dasiger Kirche vorgenommen. Die frommen Wallfahrter lassen sich verderst angelegen seyn, Gott den Herrn anzubethen, und um zeitliche und geistliche Gnaden anzurufen: daneben bewerben sie sich um die Fürbitte der gebenedeyten Dienerinn des Herrn, und gnadenvollen Mutter des Erlösers, derer Bildniß in der Kirche ausgesetzet ist. Dieses ist auch die Ursache, warum man die Stadt insgemein Marienchulm zu nennen pflegt.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Dieses entsetzliche Unglück der Töchter von Eger halte ich für eine Strafe Gottes, weil sie die Sonntäge so unverantwortlich entheiliget haben. Was sagen Sie dazu, Herr Bruder? Es giebt Leute, die nicht leiden wollen, daß man dergleichen zeitliche Unglücke Strafen Gottes nenne. Wenn ich ihnen das jetzt gemeldte Exempel erzählte, würden sie sagen, das Unglück der jungen Töchter seye eine pur natürliche Folge ihrer Unbesonnenheit und der Bosheit ihrer Mörder gewesen; es werden ja bisweilen auch fromme und an-

dächtige Leute, die keine Strafen Gottes verdienten, von den Mördern umgebracht.

Pfar. Meiner Meynung nach könntet ihr ihnen auf folgende Weise antworten: Wenn einem Menschen ein außerordentliches Unglück begegnet, müssen wir ohngezweifelt glauben, Gott habe dieses aus weisesten und gerechtesten Ursachen verordnet, oder zugelassen. Aber wir dörfen nicht gleich behaupten, es seye eine Strafe, weil es oft nur eine Prüfung, eine Warnung, oder ein Mittel ist, den Menschen noch tugendhafter, Gott gefälliger, des Himmels würdiger zu machen. Jedoch kann man in einigen Umständen mit gutem Grunde ein solches Unglück für eine Strafe Gottes ansehen. Die Töchter von Eger fielen in eine schwere Versuchung, und ließen sich durch das Versprechen einer glücklichen Heurath bereden, auf eine sehr sündhafte Art, ohne Wissen und Willen ihren Aeltern und Vorgesetzten, mit fremden unbekannten Purschen Stadt und Land zu verlassen; ihr Verstand war verblendet, und ihr Herz verstockt. Wie wäre ihnen zu helfen gewesen? Durch eine innerliche Gnade

Gottes,

Gottes, durch eine Erleuchtung des Verstandes, und heilsame Bewegung des Willens. Sie hätten schon vorher, und zwar oft, darum bitten und bethen sollen, weil Gott nur unter dieser Bedingung dergleichen Gnaden zu geben versprochen. Aber ihr habet gehöret, daß die unbesonnenen Töchter an den Sonntägen nicht einmal ernstlich an Gott gedenket, viel weniger ihm mit Andacht und Aufmerksamkeit die zwo letzten Bitten jenes besten Gebeths vorgetragen, welches uns der göttliche Erlöser selbst gelehret. Und wie sollte ihnen an den Werktägen etwas solches zu Sinne gekommen seyn? So wurden sie dann von Gott verlassen, weil sie ihn vergessen hatten; die Entziehung seiner Gnadenhülfe war die Strafe ihrer Unterlassung des Gebeths. Ich denke oft, durch eine solche Strafe seye, zu unsern Zeiten, ein ganzes großes Land in schreckliche Unglücke gerathen, weil diejenigen, welche die Herrschaft an sich gerissen, nicht nur selbsten Gott nicht verehret, sondern auch sich unterstanden die Sonntäge auszumustern, und allen Gottesdienst abzuschaffen.

Handw. Und ich beharre desto fester auf dieser Meynung, weil sie von meinem Seelsorger gutgeheißen ist. Aber erlauben Sie mir noch eine Frage: Werden nicht bisweilen leichtsinnige, unvorsichtige Töchter auch deßwegen unglücklich, weil man sie nicht deutlich und nachdrücklich genug warnet, und sonderbar gegen freche Mannspersonen mistrauisch und behutsam machet?

Pfar. Wer sollte sie also warnen, und mistrauisch und behutsam machen?

Handw. Die Prediger und Christenlehrer.

Pfar. Noch viel mehr die Aeltern, sonderbar die Müttern, weil diese mit ihren Töchtern viel umständlicher und vertraulicher reden dörfen. Bildet euch eine tugendhafte Mutter ein, welche immerdar beflissen gewesen, die Zuneigung und das Zutrauen ihrer Tochter von Jugend auf zu gewinnen, und dieselbe ohne alle Verstellung, ohne alle Falschheit, bey jeder Gelegenheit zu überzeugen, daß die mütterlichen Wünsche und Bemühungen keinen andern Zweck haben, als das wahre Glück und Wohlseyn der lieben Tochter. Sie darf ihr bey zu-

nehmen-

nehmendem Alter, wo zugleich die Hitze der Leidenschaften und die Ungestümme der Anfechtungen zunimmt, umständlich und vertraulich melden, was große Uebel aus einer unbehutsamen Aufführung zu entstehen pflegen; wie manche Mannspersonen sich als die besten Freunde junger Weibsbilder anstellen, und doch die ärgsten Feinde ihrer Unschuld, Tugend, und Ehre seyen; was schädliches Gift unter den Schmeicheleyen und Verheißungen solcher Verführer verborgen liege. Sie darf, was einem bescheidenen Prediger oder Christenlehrer nicht erlaubet ist, gewisse zwar öffentlich bekannte, aber noch ganz neue, in der Stadt, oder in dem Dorfe vorgegangene Begebenheiten anziehen, und der Tochter mit sanften Worten zusprechen: „Durch fremden Schaden sollst du klug und witzig werden. So lange diese und jene deines gleichen Töchter sich tugendhaft aufgeführet, waren sie munter und fröhlich; das gute Gewissen schien auch ihre gute Gesundheit und starke Leibskräften zu befördern. Die Freude ihrer Aeltern, die Hochschätzung ihrer Nebenmenschen, die

Zufriedenheit ihrer Obrigkeiten waren lauter kostbare Folgen ihres Wohlverhaltens. Sie hätten ganz wahrscheinlich eine anständige Versorgung, und ein trostvolles hohes Alter, als eine zeitliche Belohnung der standhaften Tugend erlangen können. Aber das Gott erbarme! nachdem sie anfangs durch kleine, und dann durch große Fehltritte von der Tugendbahne abgewichen, was traurige Veränderung! Fort war die Munterkeit und Fröhlichkeit; man konnte die Unruhe und Marter ihres verletzten Gewissens aus ihrem traurigen und muthlosen Betragen errathen, bey einigen nahmen die Leibskräften ab, und fanden sich solche Krankheiten ein, die nur aus lasterhaften Ausschweifungen entspringen, sie kamen um ihre Ehre, und mußten sich verachten und verspotten lassen. Da ward eine zu einer Geldbuße verurtheilet; dort eine auf der Schandbühne ausgestellet; da eine in das Zuchthaus eingesperrt; dort eine aus dem Lande verwiesen, und im Elende von Haus zu Haus

zu

zu betteln genöthiget. — Ich will dir noch mehrere dergleichen traurige Begebenheiten erzählen, welche sich seit meiner Lebenszeit zugetragen. Aber du sollst auch andere sehr freudige und trostreiche hören, damit du den großen und vielfältigen Nutzen erkennest, welchen dir die Behutsamkeit und Flucht der Gefahren bringen wird. Laß dich nur keine Mühe in Bezäumung der unordentlichen Anmuthungen reuen; werde nicht verdrüßig, wenn ich dich mit Ernste von gewissen Gesellschaften, Besuchen, Freudenfesten abhalte, und bey Andern nicht ohne meine Begleitung, oder nur in Gegenwart einer tugendhaften Freundinn erscheinen lasse. Es ist so gut gemeynt, und nutzet dir weit mehr, als wenn wir deinen kleinen Bruder verhindern, in dem Walde schöne, aber vergiftete Beere zu essen, oder auf einem angenehmen, aber zu einem tiefen Abgrund füh-

renden Wege fortzulaufen."

Nun lasset uns setzen, diese rechtschaffene Mutter fahre mit dergleichen Erzählungen und Zusprüchen unaufhörlich fort, und gehe zugleich mit ihrem guten Beyspiele, sonderbar in Heiligung der Sonntäge, vor: muß nicht dieses alles auf das Herz ihrer noch unverderbten Tochter den heftigsten und heilsamsten Eindruck machen?

Handw. Ich kann Ihnen nicht widersprechen. Es ist mir wenigst ein Haus bekannt, wo die schon erwachsene Tochter sich ungemein löblich und exemplarisch aufführet. Ihr Vater ist ein ungehobelter Mann, und bekümmert sich gar nicht um ihre Aufführung: so muß man dann ihr Wohlverhalten zwar hauptsächlich der Gnade Gottes, aber auch zum Theile der treuen Sorgfalt ihrer braven Mutter zuschreiben.

Ein und dreyßigste Geschichte.

Von Geistererscheinungen. — Ein vernünftiger Mensch soll nicht gleich jede seltsame Begebenheit für eine Geistererscheinung halten, sondern zuvor untersuchen, ob sie nicht aus ganz natürlichen Ursachen entstanden seye.

Pfarrer.

Diesesmal werden wir kein langes Gespräch mit einander halten können. Es sollen noch diese Stunde einige Leute wegen einem wichtigen Geschäffte sich bey mir einfinden.

Handw. Ich kann mir einbilden, Herr Bruder! was dieses für Leute sind. Der Wirth hat es mir selbst gesagt, er müsse mit seinen Hausgenossen bey Ihnen erscheinen, Ihr Hochwürden werden einen nach dem andern examiniren, ob es dann in dem Hause, oder nahe dabey, unrichtig und unnatürlich zugehe;

ob sie etwas von einem Geist oder Gespenste wissen; was sie gesehen oder gehört haben. Man murmelt schon seit vorgestern in unserer Gemeinde von dieser Affäre. Einige sagen, es seye eine leere Einbildung, oder eine verborgene Betrügerey; Andere, es seye wahrhaftig ein Geist, oder ein Gespenst.

Pfar. Was verstehet ihr dann unter diesem Namen, Geist oder Gespenst?

Handw. Meiner Einbildung nach sind die Geister oder Gespenster entweder Engel, oder Teufel, oder Seelen verstorbener Menschen, welche den Lebenden bald in dieser, bald in jener Gestalt und Figur sichtbar erscheinen.

Pfar. Oder, wenn sie nicht sichtbar erscheinen, doch mit einer menschlichen Stimme, oder mit einem Getöse und Gepolter, oder mit andern wunderlichen Zeichen sich zu erkennen geben.

Handw. Ja, das gehöret auch dazu. Unser hiesige Student, welcher neulich von der hohen Schule wieder in die Vakanz gekommen, hat uns mancherley, theils ernsthafte, theils

späßi-

spaßige Exempel von wahren und nicht wahren Geistererscheinungen erzählet. Eines gefiel mir sonders wohl. Wollen Sie es anhören? Es ist nicht lang. Vielleicht werde ich damit fertig, bevor die von Ihnen bestellte Leute ankommen.

Pfar. Bis sie ankommen, will ich euch Gehör geben.

Handw. In der großen Stadt Paris, sagte unser Student, ist unter andern beyläufig siebenhundert Gassen eine, welche man die Gasse Sankt Viktor nennet. Da wohnte in einem schönen Hause eine reiche Wittwe mit einer Kammerjungfer und zwoen Mägden. Ihr Herr selig hatte mit Weine gehandelt; darum war der prächtige Hauskeller mit vielen großen und kleinen, theils gefüllten, theils leeren Fässern besetzet. — An einem Morgen mußte eine von den Mägden in den Keller gehen, um Wein, oder etwas anders zu holen. Aber kaum hat sie die Kellerthüre geöffnet, läßt sie einen lauten Schrey, lauft die Stiegen hinauf, und bringt, heftig schnaufend und erbleichet, ihrer gnädigen Frau die Bothschaft, es seye ein erschreckliches Gespenst im Keller. Es

traumet dir, sagt die Frau, was wollte ein Gespenst im Keller thun? — Das weiß ich nicht, aber es ist einmal darinn. — Ey Possen! packe dich, und verrichte deinen Dienst. — Ich könnte nicht, wenn man mir hundert Gulden verspräche. Lieber den Dienst aufgeben! — So nimm die andern beyden mit dir. — Ja, wenn sie voran gehen wollen. — Die andern beyden kamen auch nicht weiter, als bis zur Kellerthüre, und kehrten eben so erschrocken wieder um: nur eine hatte das Kurasche, die Thüre geschwind zu schließen, und den Schlüssel abzuziehen, damit das Gespenst ihnen nicht so leicht auf dem Fuße nachfolgen könnte. — Der Hausfrau kam das Ding unglaublich vor; sie ließ sich doch bereden, selbst den Augenschein einzunehmen. An der Kellerthüre war ein kleines eisernes Gitter angemacht: durch dieses guckte sie hinein, und erblickte wirklich, nicht ohne Schauder, das Gespenst, welches dem Gesichte nach, einem ausgemärgelten dürren Menschen glich, und vom Halse bis zu den Füßen in einem weißen Leilache eingewickelt,

an

an einer Mauer des Kellers, zwischen zwey großen Fässern angelehnt da stund.

Was Raths? Man muß eilends ihren in der nächsten Gasse wohnenden Herrn Bruder herholen. Die Magd, welche diesen Auftrag bekommen, traf auf dem Wege eine gute Kamerädinn an, und konnte sich nicht enthalten, derselben mit wenigen Worten das schreckliche Geheimniß anzuvertrauen. Nach einer Stunde redete man schon in mehrern Häusern davon. Müßige Leute, dergleichen es in Paris viele tausende geben soll, räsonirten darüber. Dieses Gespenst, sagte einer, könnte wohl der verstorbene Herr seyn, welcher vielleicht im Weinhandel eine Ungerechtigkeit begangen, und jetzt zur Strafe im Keller geistern muß. Ein Anderer bildete sich ein, es seye ehender einer seiner ehmaligen Kunden oder Käufer, dem diese Strafe auferlegt worden, weil er seine Weinschulden nicht richtig bezahlt habe. Einige verfälschten die Erzählung mit lügenhaften Zusätzen, es seye der ganze Keller voll Gespenster, welche dermaßen poltern und toben, daß die Wittwe sich entschlos-

schlossen, mit ihren Leuten von dannen hinweg und in das Haus ihres Herrn Bruders zu ziehen. Aber dieses war ihr niemal zu Sinne gekommen. Als ihr Bruder, ein sehr kluger und herzhafter Herr angelanget, erzählte sie ihm ängstig, was ihre Hausleute, und sie selbst in dem Keller gesehen. Was ist zu thun, fuhr sie in ihrer Rede weiter fort, es scheint doch, es seye ein guter Geist, weil er weiß aussieht. Ich habe öfters gehört, wenn man solche Geister mit jenen Worten anrede, alle guten Geister loben Gott: müssen sie antworten, und ich auch, hierauf könne man weiter fragen, und von ihnen vernehmen, was sie verlangen. Aber wir Weibsbilder getrauen uns nicht eine solche Anrede zu machen. — Das ist also mein Geschäfft, antwortete der Herr, und lächelte dabey. Nur geschwind mit dem Kellerschlüssel her! die Magd, die mich hergeholet, hat mir schon vorläufigen Bericht von diesem Gespenste gegeben, darum habe ich eine geladene Pistole mit mir genommen, um dasselbe desto kräftiger anzureden.

Er

Er geht dann die Kellerstiege hinab, öffnet die Thüre, richtet die Pistole mit gespanntem Hahnen gerade auf das Gespenst, und rufet mit drohender Stimme: Sage, wer du bist, oder ich schieße dich über den Haufen. Es giebt keine Antwort, und rühret sich nicht. Der Herr schreitet immer näher darauf zu, und weil es gar keine Gegenwehr zeiget, giebt er demselben mit der Pistole, ohne zu schießen, ein Paar derbe Stöße. Dadurch wird es zum Wanken gebracht, fällt endlich zu Boden, und bleibt ohne weitere Bewegung liegen. Bey genauer Betrachtung erkennet der Obsieger, daß sein vermeynter Gegner ein Todtenkörper seye, nichts als ein Todtenkörper. Mit lachendem Munde bringt er seiner Schwester diese Nachricht: aber sie lachet nicht, sondern gerathet in neue Aengsten: Warum ist dieser Todtenkörper in den Keller gekommen? Wie hat er hineinkommen können? Es muß doch eine Zauberey dahinter stecken. — Nein, liebe Schwester! war seine Antwort, es kann alles ganz natürlich zugegangen seyn. Ich will nur in der Nachbarschaft ein wenig

nach=

nachforschen, und bald wieder zurückkehren.

Er eilte zuerst in das große, recht erstaunlich große Spital, in welchem, wie uns der Student versichert, oft auf einmal gegen fünf tausend Kranke verpflegt werden: bisweilen sterben an einem Tage zehn, zwanzig, und noch mehrere: jeden Verstorbenen wickelt man in ein Leilach ein, legt gegen Abend alle zusammen auf einen Karren, und führet sie auf den bestimmten Freythof zur Beerdigung. Dieß alles war dem Herren wohl bekannt; er verlangte nur, zu wissen, ob gestern Abends ein solcher Karren mit Todten aus dem Spitale fortgeliefert worden. Sobald man ihn versichert, es seye richtig einer mit dreyzehn verstorbenen Spitalern beladen, um dieselbe Zeit fortgefahren, gieng er wieder gegen das Haus seiner Schwester zurück, und erkundigte sich in allen benachbarten Häusern, ob Niemand am gestrigen Abend einen Spitalkarren mit todten Leichnamen vorüberfahren gesehen. Ey ja, mein Herr! antwortete ihm ein wohl bekannter Bürger, es hat dabey einen

Klei-

kleinen Spaß abgesetzet: der Fuhrmann war betrunken, und ließ unvorsichtig seinen Karren von dem Mittelwege abweichen, und an zwey große Steine anstossen: der Karren stürzte um, die Todtenkörper lagen auf der Erde da. Ich habe lachen müssen, aber doch aus Mitleiden geholfen, den Karren wieder aufzurichten. Der Kerl legte in größrer Eile die verschütteten Waaren wieder hinauf und setzte beschämet seine Reise weiter fort. Ich muß Ihnen noch sagen, mein Herr! daß dieser Spaß sich zu nächst an dem Hauskeller Ihrer Frau Schwester zugetragen.

Der Herr dankte für die erhaltene Nachricht, und gieng von dannen in das Haus seiner Schwester, und da geraden Wegs dem Keller zu, nicht so fast um den Todtenkörper, sondern etwas anders recht zu betrachten, was er das erstemal nicht genau beobachtet hatte. An dem Orte, wo das Gespenst erschienen, war obenher ein Luftloch, oder eine Oeffnung, dergleichen es in allen Kellern giebt: aber das gewöhnlich eiserne Gitter war nicht darinn, son-

dern entweders herabgefallen, oder herabgestoßen, oder zur Ausbesserung fortgenommen worden. Nach einem kleinen Besinnen, lauft der Herr voll Freuden in das Zimmer seiner beängstigten Schwester; gute Zeitung, liebe Schwester! spricht er: wir wissen endlich, wie dem Gespenste zu helfen seye. Es geht ihm nichts ab, als das Grab, in welches gestern zwölf seiner Kameraden gebracht worden. Man führte Abends aus dem Spitale alle dreyzehn Todtenkörper bey diesem Hause vorbey: der Wagen stürzte nächst an einem Kellerloch um, an welchem, vielleicht aus Unachtsamkeit Ihrer Dienstbothen, kein Gitter angemacht war. So konnte ein Leichnam beym Umsturze des Karrens hineingeschleudert werden; er konnte hinabrutschen; er konnte von der Mauer und zwey großen Fässern aufrecht erhalten werden. —

Ist das möglich? erwiedert die Frau, sehr erstaunet. — Es ist seltsam, antwortet er: aber wohl möglich, und auch richtig

bewiesen. Ich will Zeugen herbringen, welche den Karren umstürzen, und die entseelte Körper an das offene Kellerloch hinfallen gesehen. — Sie werden doch nicht gesehen haben, daß einer hinabgeschlüpfet? — — Vernünftiger Weise können wir nicht zweifeln, daß dieses geschehen. Aber es kömmt mir noch ein Mittel zu Sinne, um Ihnen allen Zweifel zu verjagen. Lassen Sie nur geschwind den Todtengräber herholen, welcher die verstorbenen Spitalleute in die Erde verscharren muß.

Das geschah ohnverweilt. Die ausgeschickte Magd kam bald wieder heim, und brachte den Todtengräber mit sich. Wie viele Todten hast du gestern Abends auf dem Spitalerfreithofe begraben? fragte der Herr, und der Mann gab zur Antwort: Es waren gerade zwölf, nicht mehr, und nicht weniger. Ich muß sie allzeit genau abzählen, weil man mich nach der Zahl der Vergrabenen belohnet. — Aber mir hat man im Spitale gesagt, es seyen dreyzehn

auf den Freithof geliefert worden. — Es waren doch, bey meiner Treue nur zwölf. Der dreyzehnte mag hingekommen seyn, wo er will. Vielleicht hat ihn der besoffene Fuhrmann auf dem Wege verloren. — Du hast es errathen. Der dreyzehnte ist ihm unvermerkt entwischet, und hat sich in den Keller dieses Hauses verschloffen. Möchtest du nicht um den Lohn und um ein schönes Trinkgeld die nöthigen Anstalten machen, daß dieser Todtenkörper alsogleich fortgebracht, und zur Erde bestattet werde? — Herzlich gern — noch diese Stunde soll alles geschehen.

So ist endlich die gute Frau von ihrem so unwerthen Kellergaste, und von aller Angst befreyet worden. — Hieraus haben wir zu lernen, sagte unser wohlweiser Student, daß man nicht gleich jede seltsame Begebenheit für eine Geistererscheinung halten, sondern zuvor untersuchen solle, ob sie nicht aus ganz natürlichen Ursachen entstanden seye. Und Sie, Herr Bruder! wollen eben jetzt, wenn die Wirthsleute kommen, eine solche Untersuchung anstellen. Darzu wün-

sche ich Ihnen Glück, und nehme meinen Abschied.

Pfar. Recht so. Das weitere Gespräch versparen wir auf ein anderesmal.

Zwey und dreyßigste Geschichte.

Von einer Hauptursache, warum bisweilen ein sonst verständiger und beherzter Mensch fast jede seltsame Begebenheit für eine Geistererscheinung hält, und vor Furcht und Schrecken sich selbst nicht rathen, und helfen kann. — Seine Aeltern, oder Erzieher, oder Dienstbothen und Hausleute sind meistentheils daran schuldig, weil sie ihm, von seiner Kindheit an, mit einer Menge solcher Erzählungen den Kopf gefüllet, und seine Einbildungskraft zu falschen Vorstellungen gewöhnet haben.

Handwerksmann.

Dörfte ich fragen, Herr Bruder! wie und auf was Weise Sie eigentlich das Gespenst aus dem

Wirthshause verjagt? Man erzählet es auf allerley Art.

Pfar. Ich würde weder euch, noch jemand andern etwas davon sagen, wenn nicht der Wirth selbst erlaubet, ja sogar verlanget hätte, ich sollte es kund machen, damit jedermann wisse, seine Gäste haben gar nichts von Gespenstern zu fürchten. — Bey seinem Wirthshause befindt sich neben dem großen Stalle, in welchen die Gastpferde gestellet werden, noch ein kleinerer, wo seine eigene zwey Pferde stehen. Seit einiger Zeit kam sein unlängst verheuratheter Bruder alle Samstäge auf den Abend von dem Wochenmarkte aus der Stadt zu ihm, und band allzeit sein ziemlich altes und mageres Pferd in einem Winkel des kleinern Stalls nächst bey den andern beyden an. Die Hausleute hörten mehrere Wochen hindurch eben an den Samstägen zu Nachts ein starkes Getöß oder Getümmel, als wenn man mit einem Holzbengel heftig und wiederholtermalen auf ein hartes Brett zuschlüge. Hiedurch wurden sie im Schlafe gestört, und einige auch mit Schrecken erfüllet. Die Beherzteren stunden auf, giengen dem Getöse nach, und bemerk-

ten

ten endlich, daß es aus einem Pferdestalle, und zwar aus dem Kleinern herkomme. So bald sie sich demselben näherten, und die Thüre öffneten, war alles still, die Pferde stunden angebunden und ruhig da: aber kaum waren die Leute wieder zu Bette gegangen, gieng auch das Gerümpel wieder an. Den Pferden konnte man keine Schuld beymessen; sie waren weit genug durch Zwischenwände von einander abgesöndert; von sanfter Art, nichts weniger als unruhige Scharrer oder Kolderer. So hieß es dann, dieses leidige Unwesen müsse nur von einem unsichtbaren Geiste herkommen. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Wirthe einen freundlichen Verweis zu geben, daß er seinen Dienstbothen nicht befohlen wechselweise etliche Nächte hindurch in dem Stalle zu wachen. Sie zeigten zwar wenig Lust dazu, doch ließen sie sich bereden. Am verflossenen Samstag entdeckte einer glücklich das ganze Geheimniß. Es ist leicht zu begreifen. In dem Winkel, wo das alte magere Roß angebunden war, stund ein halbgefüllter Haberkasten oder Habertrog. Das Thier roch den Haber, und konnte mit seinem Kopfe nicht nur den Trog erreichen, sondern auch den Deckel,

wiewohl nicht ohne große Mühe, in die Höhe heben: aber es war ihm nicht möglich den Haber selbst zu erreichen; darum zog es den Kopf wieder zurück; zugleich fiel der Deckel mit seiner ganzen Schwere auf den Trog herab, und verursachte einen Schlag, der bey stiller Nacht viel merklicher, als unter Tags, seyn mußte. Weil das hungerige Thier durch den Geruch des Habers immer neue Anfechtungen bekam, wiederholte es öfters seine vorige Bemühung, mit ganz gleichem Erfolge.

Handw. Ha, Ha! jetzt verstehe ich die Sache recht. Es kommt mir sonderbar lächerlich vor, daß der Unterknecht, welcher sonst keinen Menschen fürchtet, gleich anfangs seinen Muth verloren, und schon nach der zweyten unruhigen Nacht aus lauter Angst seinen Abschied von dem Wirthe begehret. Man wird ihn jetzt wacker vexieren.

Pfar. Dergleichen Leute sind vielmehr des Mitleidens als der Verspottung würdig, weil ihre Einbildungskraft nicht aus ihrer eigenen, sondern aus fremder Schuld also verderbet worden, daß sie fast jede seltsame Begebenheit für

eine Gespenstererscheinung halten. Ich will euch dieses mit einer kleinen Geschichte erklären, welche eben so, wie jene, die euch der Student erzählet hat, von einem französischen Schriftsteller, Le Brun, in dem Anhange oder vierten Theile seines Werks von abergläubischen Handlungen aufgezeichnet worden.

Es ist in Frankreich, wie in vielen andern Ländern, der Brauch, daß man nicht nur zu Kriegs sondern auch zu Friedenszeiten, bald eine größere, bald eine kleinere Menge Soldaten sammt ihren Offizieren oder Hauptleuten immerdar im Dienste und Solde, oder nach der eingeführten Redensart auf den Beinen erhält, damit sie die öffentliche Ruhe befördern helfen, und bey Ausbruche eines Kriegs schon gerüstet da stehen, und auf den ersten Wink ins Feld ziehen können. So lang der Frieden dauert, werden sie hin und wider in die Festungen, Städte, auch Dörfer verleget: wo keine eigene Soldatenhäuser oder Kasernen vorhanden, verpflichtet man die Einwohner, solchen Gästen die Herberg oder das Quartier zu geben, bisweilen auch etwas von Lebensmitteln, oder doch wenigst Bett, Licht, und Brennholz herzuschaffen.

Auf solche Weise war einstens ein Hauptmann in einer kleinen Stadt der französischen Landschaft Delphinat, oder Dauphine, bey einem angesehenen, wohl bemittelten Bürger einquartirt. Man hatte sein Zimmer auch für den Winter mit allen Bequemlichkeiten versehen: unter anderen befand sich darinn ein Feuerheerd von steinernen Platten, sammt einem darüber gebauten Kamine, wo er, nach Belieben, mit kleinen Scheitern von gutem Holze ein Feuer machen, und wenn das Zimmer genug erwärmet, leicht wieder auslöschen konnte. An einem Winterabend hatte er es ausgelöschet, und sich in die Ruhe begeben. Aber gegen Mitternacht wird er gählings durch ein ungewöhnliches Getöß vom Schlafe aufgewecket. Es ist ihm nicht anders, als wenn etwas lebendes in dem Zimmer sich bewege, eiserne Ketten nach sich schleppe, und dem Feuerheerde zugehe. Weil alle Fensterläden geschlossen, und kein Nachtlicht vorhanden, konnte er nicht sehen, was es seye; doch merkte er bald, es seye ein Mensch, oder aber ein Gespenst in menschlicher Gestalt. Es schlug mit einer bey dem Heerde befindlichen Feuerschaufel hin und her auf die Scheiter, und traf eines, welches nicht

recht

recht ausgelöscht, noch unter der Asche glühete. Hieraus entstund eine kleine Helle, und endlich ein kleines Feuer. Was erblicket jetzt der erschrockene Kriegsmann? Die Gestalt eines alten, hagern, ausgedörrten Mannes, mit eingefallenen Wangen, und verdrehten Augen, an Händen und Füßen mit Ketten beladen. Dieses Schreckenbild schreitet vom Feuerheerde zum nächsten Tische, auf welchem ein Paar geladene Pistolen liegen; ergreift eine derselben; wendet sich gegen die Bettstatt; zielt mit dem Gewehre gerade auf den Gast; schießt aber nicht los, sondern wirft nach einigen Augenblicken die Pistole wieder auf den Tisch hin. Hierauf nähert es sich der Bettstatt, und fraget mit einer heisern, dumpfen Stimme: **Was machest du da?** — Ich möchte gern schlafen; antwortet der Befragte, in einem kleinlauten und furchtsamen Tone. **Mache mir Platz**, spricht es weiter: ich will auch da schlafen. Zugleich legt es sich, sammt den Ketten, in das Bett neben ihn hin, und stoßt mit seinen Knochen immerdar auf ihn zu, als wollte es denselben mit Gewalt zum Bette hinausstoßen. Bey diesem unerwarteten Verfahren war die Verwirrung und Angst des

Herrn

Herrn so groß, daß er an keinen Widerstand gedachte, und dem abscheulichen Gerippe den größten Theil des Betts gutwillig einräumte.

Woher eine solche Muthlosigkeit bey einem Kriegsmanne, der vielleicht vorher schon in dem Felde, bey Belagerungen und Schlachten sich unerschrocken gezeiget hatte? Ich will zwar seinen ersten Schrecken nicht tadeln, als das Abenteuer mit geladener Pistole auf ihn loszugehen schien: aber es hat ja bald wieder das Gewehr auf den Tisch hingeworfen, und sich davon entfernet. Warum ist er nicht eilends aufgesprungen, um sich der Waffen zu bemächtigen, und damit dem Schreckenmanne eine gleichmäßige Angst einzujagen? Wenn er dieses nicht für rathsam befunden, warum hat er nicht seine Leibskräften angewendet, um ein altes, abgemärgeltes, mit Ketten beschwertes Menschengeripp aus dem Bette, und aus dem Zimmer hinauszustoßen? So würde es wohl mancher andere Soldat gemacht haben. Aber dieser bildete sich gar zu leichtgläubig ein, es seye etwas unnatürliches, eine Erscheinung aus der Geisterwelt; ein bösartiges Gespenst, dem man mit leiblicher Gewalt nichts abgewinnen, sondern nur Anlaß

zu einer schweren Rache geben könnte. Ist es nicht sehr wahrscheinlich, man habe ihn von Jugend auf zu einer solchen Leichtgläubigkeit gewöhnet, und er sey darinn bestärket worden durch unmäßige Lesung gewisser Bücher, in welchen allerley ungegründete, romanenmäßige Erzählungen, sonderbar von Geistererscheinungen vorkommen? Wenn das vermeynte Gespenst, so bald es von ihm erblicket worden, gleich wieder vom Heerde hinweg, zum Zimmer hinaus, und dorthin gegangen wäre, woher es gekommen; wenn des andern Tags alle Hausleute versicheret hätten, sie haben nichts gehöret, nichts gesehen, so würde der gute Herr in seiner gefaßten Meynung hartnäckig verblieben seyn, es seye ihm ein eigentliches, wahrhaftes Gespenst erschienen.

Aber weil es eine längere Zeit bey ihm geblieben, gieng die Sache anders aus. Es kommt ihm gählings die Stimme eines Hausknechts zu Ohren, welcher auf dem Gange, nicht weit vom Zimmer, einem andern Dienstbothen zuruft: Der Narr ist los; der Narr ist ausgekommen. Hilf mir ihn suchen, und wie-

der anfeßeln. Hiemit fällt ihm auch der vernünftige Gedanken bey, der Narr, den man suche, werde wohl kein anderer seyn, als sein abscheulicher Schlafkamerad, der sich eben darum, weil er ein Narr, sich erfrechet, einen Kriegsmann im Bette eingeschlossen und blokirt zu halten. Er fasset Muth, ruft um Hülfe. Die Leute springen auf sein Geschrey in das Zimmer hinein; er waget mit ihnen den Angriff; das leidige Ungeheuer will sich wüthend widersetzen; wird aber leicht übermeistert, und fortgeschleppet.

Bald darauf kommt der Hausherr selbst, durch das Getümmel vom Schlafe erwecket, und vernimmt mit vielem Verdruße die ganze Begebenheit. Mein Herr! spricht er zu seinem, jezt muthigen und zornigen Gaste: Nehmen Sie von mir eine demüthige Abbitte an. Der armselige Mann, der so unvermuthet unsere nächtliche Ruhe gestöret, ist mein Vater, mein mitleidenswürdiger, aber nicht strafbarer Vater. Schon vor geraumer Zeit ward er krank; fiel in eine tiefe Schwermuth; kam endlich ganz von Sinnen; und gerieth bisweilen in ei-

ne solche Tobsucht und Raserey, daß man genöthiget worden, ihn in Fesseln zu schließen, und in einer abgesonderten Kammer zu verwahren. Wir haben bisher aus billichen Ursachen sein trauriges Schicksal nach Möglichkeit verborgen gehalten, und keinen fremden Menschen zu ihm gelassen. Die letztverflossene drey Wochen zeigte er sich viel sittsamer und ruhiger, als sonst jemals; wir fiengen an, seine Genesung zu hoffen. Das mag die Ursache seyn, warum der zu seiner Abwart bestellte Hausknecht ihn nachläßiger beobachtet, die Ketten nicht genau geschlossen, die Kammerthüre nicht recht verriegelt. So hat es dem armen Gefangenen gelingen können, sich los zu machen, und unbemerkt, weil jedermann im ersten Schlafe begriffen, zu seinem Kerker hinaus, und bis daher zu kommen. Aber, mein Herr! Ich verspreche Ihnen bey meiner Ehre, und Treue, daß inskünftig gewiß nichts solches mehr geschehen soll.

Mit

Mit dieser Entschuldigung und dem beygefügten Versprechen mußte der Kriegsmann vernünftiger Weise sich befriedigen lassen. Die Geschichte ward wider seinen Willen bekannt. Der Geschichtschreiber, welcher wahrscheinlich zu gleicher Zeit gelebt, hat vielleicht aus Furcht, ihn oder seine Familie zu beleidigen, den Geschlechtsnamen verborgen, und ihn nur mit Ansetzung des ersten Buchstabens den Marquis oder Markgrafen von C**** benamset.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Es ist mir, wie Ihnen, Herr Bruder! ich meyne auch, dieser Offizier wäre nicht so leichtgläubig gewesen, wenn man ihm nicht in seiner Jugend gar zu viel von Geistern und Gespenstern vorgeschwätzet hätte. Ich kenne einen schon erwachsenen Menschen, welcher auf eine gleiche Weise zu einer lächerlichen, und zugleich, wie Sie recht gesagt haben, bedauernswürdigen Furchtsamkeit verleitet worden. Er getrauet sich kaum, bey nächtlicher Weile, ohne Licht, einen Fuß zur Stubenthüre hinaus zu strecken; ein jedes Getöß, das etwa von Katzen

und

und Mäusen, oder vom Krachen der Bretter herkommt, ist seiner Einbildung nach etwas unnatürliches; die Irrwische in den Moosen, die glänzenden Würmlein, den Schein des faulenden Holzes, bisweilen auch den Schatten der Bäume, sieht er für Gespenster an. Wenn wir ihn einen Fürchter oder Zitterer nennen, bringt er gleich mit großer Ernsthaftigkeit ein halb Dutzend fürchterliche Geisterexempel auf die Bahne, daraus wir lernen sollten, es lasse sich in dieser Sache nicht scherzen.

Pfar. Seine Aeltern und Erzieher würden wohl gethan haben, wenn sie ihn in seiner ersten Jugend, so bald sie an ihm eine zur übermäßigen Furcht geneigte Gemüthsart wahrgenommen, öfters bey nächtlicher Zeit ohne Licht in dem Hause herumgeführet hätten; wenn sie mit ihm auf jeden Gegenstand, den er für ein Gespenst ansehen wollte, geraden Wegs keck zugegangen wären; wenn sie ihm, anstatt so fürchterlicher Erzählungen, vielmehr andere beygebracht hätten, welche gleich denjenigen, die wir beyde einander bey euerem neulichen und heutigen Besuche vorgetragen, zum sichern Beweise

dienen, wie sehr sich leichtgläubige Geisterfürchter betrügen, und betrogen werden können.

Handw. Wenn wir ihn mit dergleichen Exempeln aufmuntern wollen, macht er ein sauers Gesicht, und nennt uns Spottvögel und Freydenker, und fraget bisweilen, ob wir auch die Geistererscheinungen läugnen wollen, welche in den heiligen Büchern aufgezeichnet sind.

Pfar. Wie beantwortet ihr ihm diese Frage?

Handw. Ich sage ihm beyläufig eben das, was mir der Herr Bruder unlängst bey dem Exempel von einem Geizhalse, in dem darauf gefolgten Gespräche von den himmlischen Offenbarungen gesagt hat: Wir glauben nicht nur alle Geistererscheinungen, welche in der heiligen Schrift aufgezeichnet stehen, sondern nehmen auch diejenigen für wahrhaft an, welche von gelehrten, frommen, unpartheyischen Zeugen, nach genauer Untersuchung und Prüfung der geistlichen Obrigkeiten für wahrhaft angegeben werden. Aber wir lassen uns nicht gleich von dem nächsten besten Schwätzer übertölpeln, der uns ohne Zeugen, ohne Beweis, nur aus eigner Auktorität, zu einem blinden Glauben zwin-

gen

gen möchte, sonderbar wenn seine Erzählungen etwas in sich enthalten, das mit der christlichen Glaubenslehre, oder christlichen Sittenlehre nicht recht übereinstimmet.

Pfar. Besser könntet ihr nicht antworten. Man findt, leider! auch in einigen Büchern solche ungegründete und anstößige Fabeln von Geistererscheinungen, welche zu nichts anders taugen, als daß sie dem leichtgläubigen Leser entweder Anlaß geben, vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit zu sündigen; oder Anlaß, an der Gnade Gottes zu verzweifeln. Auch diese soll man keck verwerfen, und für das halten, was sie sind, für leere Einbildungen, oder sträfliche Erdichtungen.

Handw. Ist es aber nicht erlaubet eine Geistererscheinung zu erdichten, und als glaubwürdig vorzutragen, wenn sie nützlich und tauglich seyn könnte, einfältige Leutlein vom Bösen abzuhalten, und zum Guten anzutreiben?

Pfar. Ich halte dieses Lügen für sündhaft.

Handw. Man bringt an einigen Orten den Kindern die irrige Meynung bey, der heilige Bischof Niklas komme am Vorabende seines Fe-

stes vom Himmel auf die Erde herab, um die ungehorsamen und trägen Kinder zu bestrafen, den gehorsamen und fleißigen aber allerley Geschenke zu bringen; man läßt bisweilen einen vermummten Kerl in bischöflicher Kleidung mit einem oder mehrern, wild aussehenden und drohenden Knechten vor ihnen erscheinen.

Pfar. Sagen und denken Andere von diesem Brauche, was sie wollen, mir ist es nicht möglich denselben gutzuheißen. Glaubwürdige Zeugen versichern, die Furcht, welche auf solche Weise den Kindern eingejagt wird, habe schon öfters bey den Furchtsamern gefährliche Gichter und kränkliche Zufälle verursachet; bey andern pflege ein solches Blendwerk entweder gar keinen, oder gewiß keinen dauerhaften Nutzen hervorzubringen. Ich fürchte, und dieses ist eine sehr wichtige Furcht, wenn dergleichen jungen Leute zu reifern Jahren kommen, und erkennen, wie vorsätzlich sie hinter das Licht geführet worden, möchten sie nicht nur von der ersten so heilsamen Vertraulichkeit in dem Umgange mit ihren Aeltern und Erziehern ablassen, und mistrauisch werden; sondern auch auf

den

den höchstgefährlichen Zweifel gerathen, ob nicht noch mehrere andere Glaubens und Sittenlehren, so ihnen in der ersten Jugend eingeprăget worden, gleich diesen Niklaserscheinungen erdichtet, und falsch seyen.

Dreyunddreyßigste Geschichte.

Von einer merkwürdigen, zwar nicht einzigen, aber doch nicht seltenen Ursache, wegen welcher einige junge Leute bey wichtigen Geschäfften, sonderbar beym Heurathen, so unglücklich; andere hingegen so glücklich werden. — Diese Ursache ist, weil einige sich selbsten für klug und gescheid genug halten, und von Niemanden Rath begehren; Andere hingegen ihren eigenen Einsichten nicht trauen, und ihre Aeltern, Vormünder, oder andere rechtschaffene und gutgesinnte Freunde verträulich zu Rathe ziehen.

Handwerksmann.

Sie haben einen starken Katharr und eine heisere Stimme, lieber Herr Bruder! das

feuchte Wetter ist Schuld daran, und die große Anstrengung, mit welcher Sie heute, wie gewöhnlich, den sonntäglichen Gottesdienst gehalten, und sich selbsten weder im Beichthören, noch im Predigen und Christenlehren dispensiren wollen. Ich bin nur da, um Ihnen eine gute Besserung zu wünschen. Es wäre eine Grobheit, wenn ich Ihnen noch die Mühe aufladen wollte, mir ein Exempel zu erzählen.

Pfar. So löset mich dann für diesesmal ab, und erzählet mir etwas annehmliches.

Handw. Wenn ich nur früher daran gedenkt hätte! — Es fällt mir zwar etwas ein; aber das wissen Sie schon lang, und viel besser, als ich.

Pfar. Vielleicht meynet ihr es nur. Es kann tausend und tausend Historien geben, von denen ich mein Leben lang nichts gelesen, und nichts gehöret.

Handw. Können Sie sich nicht erinnern, daß Sie einstens die arme, jetzt verstorbene Wittwe, als sie währender Krankheit sich um die Versorgung ihrer beyden Söhne bekümmer-

merte, mit einer artigen Erzählung getröstet, und aufgemuntert haben?

Pfar. Seyd ihr dabey zugegen gewesen?

Handw. Nein. Aber der ältere Sohn hat alles gehöret, und mir davon Nachricht gegeben. Die Hauptsache wußte er perfekt; aber einige Umstände konnte er nicht genug erklären.

Pfar. Ich will diesen Mangel ersetzen. Erzählet nur, so viel ihr wisset.

Handw. In dem Schweizerlande ist eine feine Stadt, mit Namen Solothurn. Da hat sich diese Geschichte mit einem gewissen Menschen zugetragen, dem seine blutarme Aeltern frühezeitig hinweggestorben, und so viel als Nichts zum Erbgute hinterlassen. Es war ein gesunder und munterer Pursche; auch leutselig und dienstwillig; die Ehrlichkeit gukte ihm zu den Augen heraus. Schon zur Lebenszeit seines Vaters, eines gemeinen Taglöhners, von erster Jugend an hatte er sich gern für einen Bothen gebrauchen, und von den Herren und Bürgern der Stadt sowohl mit Briefen,

als mit mündlichen Aufträgen, bald da bald dorthin abschicken lassen. Weil ihm dergleichen Bothengänge manchen Kreuzer eingetragen, wollte er sich nach dem Tode der Aeltern probieren, ob er nicht auf eine solche Art seine Nahrung und Kleidung verdienen könnte. Es fehlte ihm nicht. Je mehr er sich angelegen seyn ließ, alle Wochen an einem bestimmten Tage einen gewissen Strich Landes zu durchlaufen, und an einem bestimmten Tage sich wieder in der Stadt einzufinden, desto häufiger gab man ihm hin und wider Briefe und Päke, und mancherley Kommissionen und einen ehrlichen Bothenlohn. Sein Geschlechtsnamen ist mir unbekannt; aber mit dem Taufnamen hieß er Antoni, welches ich daher abnehme, weil man ihn überall den Briefdoni nannte. Es ist wohl zu merken, daß er sein größtes Vertrauen auf einen gewissen geistlichen Ordensmann gesetzet, der sein Vetter war, und ein wahrhaft gutgesinnter Freund. Sie führten eines Tags ein vertrauliches Gespräch mit einander. Der Briefdoni sagte, er habe sich zum Heurathen entschlossen; aber noch mit Niemanden davon geredet. Von den ledigen Weibs-

personen in der Stadt würde ihn vermuthlich keine mögen, und er möchte auch keine, weil er gehöret, daß viele derselben, wenn sie einmal einen Mann haben, nicht mehr so eifrig arbeiten, und sich lieber von einer Magd bedienen lassen; dabey aber doch gut essen, und proper gekleidet seyn wollen. Zu einem solchen Aufwande würde sein wochentlicher Geldgewinn nicht erklecken. — Der Ordensmann antwortete: So müsset ihr halt eine auf dem Lande aus einem Dorfe nehmen. — Ja, das habe ich im Sinne, fuhr der Doni fort, aber es giebt bisweilen auch auf dem Lande lüderliche und keinnützige Dirnen, die sich nebenzu so gleißnerisch verstellen können, als wären sie die allerbrävesten. Pfuy! ich mag keine solche, sondern eine gottesfürchtige, fleißige, getreue, daß ich mich auf ihr Wohlverhalten sicher verlassen könnte. Wie soll ich die Sache angehen, um nicht betrogen zu werden? — Auf diese Frage lächelte sein geistlicher Vetter, und gab zur Antwort: Da ist gutter Rath theuer. Es fällt mir in diesem Augenblicke nichts bey, als

was ich einstens von einem alten grundehrlichen Bauersmanne gehöret. Seinem Berichte nach, sind in den meisten Häusern der umliegenden Dörfer für die Töchter und Mägde zur nächtlichen Ruhe solche Kämmern bestimmet, von denen nur ein oder anderes kleines Fensterlein auf die Gasse gehr. Bisweilen erfrechen sich ungezogene muthwillige Buben zu nächtlicher Zeit bey diesen Fensterlein anzuklopfen, als hätten sie etwas Nothwendiges zu reden. Wenn dann eine Weibsperson Gehör giebt, und sich mit solchen Nachtschwärmern in ein Gespräch einläßt, so halten es rechtschaffene Leute für ein schlimmes Zeichen; es heißt, dieses Mensch seye nicht viel nutz. Hingegen schätzet man Andere, als tugendliche und ehrliebende Jungfern desto höher, je mehr sie dergleichen Besuche verabscheuen und abweisen.

O! das ist wahr, rufte der gute Doni ganz getröstet: ich verstehe schon, was der

Herr

Herr Vetter mir rathen will, und bedanke mich für einen so guten Rath.

Am folgenden Tage reiset er wieder aus der Stadt fort, und nimmt sich vor, in einem gewissen Dorfe zu übernachten, und bey nächtlicher Zeit, was er sonst niemal gethan, von einem Fensterlein zum andern herumzuschleichen. Bey einigen wollte man ihm nach seinem Anklopfen eine halb furchtsame, doch nicht unfreundliche Antwort geben: aber da gieng er geschwind weiter. Bey andern war alles mausestill, und er konnte nicht wissen, ob man sein Klopfen gern oder ungern habe. Aber an einem, wo er etwas längers fortklopfte, hörte er die Stimme einer erzörnten Person, die ihn recht wacker ausschalt: Du loser Nachtvogel du! halteſt du andere Leute für eben so ehrvergessen, als du selbst bist? Packe dich bälder als bald hinweg! seyest du, wer du wolleſt, man sollte dich für dein Fensterklopfen mit einem guten Prügel abklopfen.

Holla! Holla! gedenket er, dieser ist es Ernst. Wenn mein Herr Vetter da wäre, würde er sagen, diese tauge für mich.

Nachdem er sich das Haus wohl gemerket, und dann die übrige Zeit der Nacht in seiner Herberge ausgeruhet, erkundiget er sich in der Frühe bey dem Wirth, was für Leute in demselben Hause wohnen. Zwey gute Eheleute, antwortet der Wirth, welche zwar schlecht bemittelt, aber doch Niemanden beschwerlich sind, und ihr Brod mit lauter Arbeiten gewinnen. Eine Tochter haben sie in einem Baurenhofe zum Dienen angestellet; die Andere leistet ihnen zu Hause alle mögliche Dienste, und hat in unserer Gemeinde ein gar gutes Lob. — Kann sie auch ein wenig kochen und nähen, und waschen? — So ziemlich wohl, wie man es bey gemeinen Leuten und in einer kleinen Haushaltung nöthig hat.

Dieser Bericht war dem Doni sehr lieb. Er gieng jetzt geraden Wegs der schon gemeldten Behausung zu. Unter der Thüre begegnet

net ihm die Tochter, welche eine Gelte voll Wasser vom Brunnen geholet hatte. Sie gefällt ihm beym ersten Anblicke. Nach einem freundlichen Gruße fraget er, ob sie ihm erlauben wollte, von ihren Aeltern eine Tochter zur Ehe zu begehren, und zwar eben diejenige, welche in verflossener Nacht einen frechen Buben so tapfer vom Fensterlein abgewiesen. Sie errörhet; zeiget aber kein Misfallen ab seinem Vorhaben, und führet ihn zu ihren Aeltern in die Stube hinein. Diesen guten Leuten kam sein Heurathsantrag sehr tröstlich vor, sonderbar weil er dabey meldete, er habe erst gestern aus einem ganz sichern Zeichen abgenommen, und heute von einem unverdächtigen Zeugen gehöret, daß ihre gegenwärtige Tochter eine ehrliebende und im ganzen Dorfe geschätzte Person seye. Aber sie wußten nicht gleich, was sie darauf antworten sollten. Endlich sprach der Vater: Wir kennen euch auch, lieber Briefdoni! und haben euch schon lang für einen rechtschaffenen Menschen gehalten. Es muß uns freuen, daß ihr von unserer Tochrer eine so gute Meynung habet. Aber weil ihr die Red-

lich-

lichkeit liebet, will ich euch aufrichtig bekennen, daß wir derselben nur ein kleinwinziges Heurathgut geben können. — Wie viel dann? — Mit harter Mühe, aufs allerhöchste, in allem und allem, zwanzig Thaler. — Ey! das ist genug, sagte der Brautwerber: ich habe beyläufig eben so viel mit meinen vieljährigen Botheng̈ängen erhauser. So werden wir beyde wegen den Geldmitteln einander nichts vorrupfen können. Wenn sie nur gern arbeitet, und mir Hülf leistet, so oft ich nicht allein alle Botheng̈änge verrichten kann, erwehren wir uns gewiß wider Hunger und Mangel.

Bis daher hatte die Mutter stillschweigend zugehöret. Nun sah sie ihre Tochter an, und fragte: Was sagst du dazu Anne Miele? Diese gab mit niedergeschlagenen Augen zur Antwort, sie wolle nichts anders thun, als was ihr ihre lieben Aeltern rathen. Ohne ihre Bewilligung könne sie nicht davon gehen, und Vater und Mutter in so hohem Alter hülf-

los

los lassen. — Es ist schon noch zu helfen, erwiederte der Vater, wir berufen deine Schwester aus ihrem Dienste nach Hause; sie ist auch emsig und dienstwillig, und wird uns den Verlurst wieder ersetzen. Dieser Vorschlag gefiel auch der Mutter. Kurz, es ward bald alles richtig; das Eheversprechen, die priesterliche Einsegnung, das kleine Hochzeitmahl folgten gleich auf einander.

Manche Einwohner der Stadt lachten überlaut bey Anhörung dieser Neuigkeit, und wollten prophezeyen, die neuen Eheleute werden mit ihren vierzig Thalern bald fertig seyn, und nach einem oder andern Jahre beym Armenspitale anklopfen müssen. Aber der Hochzeiter gab ihnen auch mit lachendem Munde zur Antwort, ihre Prophezeyung könnte freylich nicht fehlen, wenn er und sein Weib sich so verhalten wollten, wie einige Stadtleute; das ist, wenn er und sein Weib unfriedlich und uneinig leben; oder nicht mit gemeiner Kost verlieb nehmen, und mit gemeiner Kleidung sich vergnügen; oder mehr faulenzen,

als arbeiten; oder nicht mit Jedermann gerecht und ehrlich umgehen; oder nicht täglich Gott um seinen Segen bitten wollten. Sie seyen aber Beyde gesinnet, alle besagten Fehler zu vermeiden, und folglich den Stadtleuten, welche ausgehauset haben, keinen Platz in dem Spitale wegzunehmen.

Mit einem Theile des eingenommenen kleinen Heurathgutes schaffte er sich ungesäumt einen kleinen Karren an, zog diesen Karren, nicht nur mit Briefschaften und Päken, sondern auch mit einigen Krämerwaaren beladen, auf seinen Reisen hin und her, und machte sowohl mit Ausrichtung seiner Kommissionen, als mit Verhandlung seiner Waaren einen viel größern Profit, als vorher. Sein Weib trug kein Bedenken, so oft es nöthig, mitzureisen, und ihm zur Fortschleppung des Karrens Hülfe zu leisten. Das dauerte aber nicht gar lang. Der Gewinn war so groß, daß sie sich ihre Mühe erleichtern konnten. Er kaufte ein zwar altes und mageres aber zu diesem Dienste noch taugliches Roß, und wiederum nach einiger Zeit auch ein zweytes von gleicher Beschaffenheit,

heit, und dann einen viel größern Wagen dazu. Hiemit gieng alles weit hurtiger mit seinen Geschäfften, und mit seiner Geldeinnahme. Zuvor hatte es nur getröpfelt; jetzt fieng es an zu regnen.

Mit diesem Glücke wären die gute Leutlein gar wohl zufrieden gewesen: aber es hat sich wunderbarlich vergrößert, als ein gewisser sehr vornehmer Herr aus Frankreich in der Stadt Solothurn angekommen. Sein Namen war Ambassedór. Nicht wahr, Herr Bruder! so haben Sie ihn in ihrer Erzählung benamset?

Pfar. Nicht seinem Geschlechtsnamen, sondern seinem Amt und Titel nach war er ein Ambassadór, das ist auf deutsch ein hoher Gesandter. Der damalige König in Frankreich Ludwig der fünfzehnte, hatte ihn in die Schweitz geschickt, um da wichtige Geschäffte zu besorgen.

Handw. So will ich ihn dann den Herrn Gesandten nennen. Er hat bald nach seiner Ankunft die vornehmsten Herren der Stadt zu einem Gastmahle eingeladen. Unter andern

Gesprächen sagte er ihnen, er werde vermuthlich längere Zeit da bleiben müssen, und seye gesinnet, seine Frau und seine Kinder, und sein Hausgeräth, und was weis ich, wie vielerley Zeug, nach und nach von Paris herholen zu lassen. Die Herren sollten ihm einen rechtschaffenen Fuhrmann vorschlagen, dem er dieses Geschäfft anvertrauen könnte. Sie sahen einander an, und wußten nicht gleich, was für einen sie ihm rekommendieren sollten. Einer sagte lächelnd, wenn Paris nicht mehr, als etliche Stunden von Solothurn entlegen wäre, könnte wohl der Briefdoni mit seinen zwey Katzen gute Dienste thun. Die Andern lachten auch, und weil der Herr Gesandte den Scherz nicht recht verstanden, erklärten sie ihm, wer der Briefdoni seye, und warum man seine zwey Rosse Katzen nenne. Es gefiel dem Herrn sonderbar, daß sie diesen Menschen als einen verständigen, fleißigen und getreuen Fuhrmann lobten. Noch denselben Abend mußte ein Bedienter den Briefdoni aufsuchen, und nach Anweisung des Herrn Gesandten zu einem seiner Offiziere oder Beamten führen, welcher Dolmetsch hieß. Dieser fragte den Mann,

ob er nicht Lust hätte, dem gnädigen Herrn seine Frau und Kinder, und alle Bagasche zu Paris abzuholen, und hieher zu bringen. — Ich hätte freylich Lust, war die Antwort, aber mein Fuhrwerk taugt nicht dazu, und meine Rappen mögen und können nicht. — Ha! erwiederte der Beamte, wenn es nur da fehlt, können wir wohl noch helfen. Der gnädige Herr giebt seine propere Kutsche her, und befiehlt mir, ich solle euch gleich jezt etliche hundert Gulden vorstrecken, damit ihr zu seinen Diensten vier gute starke Pferde einkaufen könnet. Auch das nöthige Reisegeld gebe ich dazu. Wenn ihr euch wohl haltet, soll euch zulezt alle euere Mühe reichlich belohnt werden. — Wer war fröher, als der gute Briefboni? Man zählte ihm das verheissene Geld in schönen Goldstücken vor. Als er damit nach Hause gekommen, erschrack zwar sein Weib, und fürchtete allerhand üble Folgen: aber sie wußte auch, was nicht alle Weiber wissen wollen, daß in solchen Geschäfften der Mann vollkommener Herr und Meister seyn müsse. Darum gab

sie sich gutwillig darein, und half selbst die Anstalten zur ersten Pariserreise zu machen. Zwey junge adeliche Herren, welche vor kurzer Zeit aus Paris angekommen waren, ersuchten ihn, einige Briefe von ihrer Hand mitzunehmen, und schlugen ihm zugleich in der Stille ein Mittel vor, durch welches er in Bälde ungemein reich werden könnte, ein seltsames Mittel, er solle nur, so oft er nach Paris fahre, die Kutsche mit gewissen Waaren anfüllen, und hernach diese auf eine geschickte Manier in Frankreich verkaufen. Ich weiß nicht, was dieses für Waaren sind; bey uns giebt es keine. Ihr Namen ist mir ausgefallen; er lautet beyläufig, wie Kummerbankwaaren.

Pfar. Konterband oder Kontrabandwaaren, wollet ihr sagen. So nennet man in großen Ländern und Städten alle jene Waaren, deren Einführung und Verkauf alldort von der Obrigkeit verbothen ist. Zum Exempel, in Frankreich hieß man jeden ausländischen Tabak eine Konterbandwaare. Es ward kein solcher über die Gränzen hineingelassen, damit

mit die Tabakliebhaber genöthiget wären,
on jenem zu kaufen, welchen man im Lande
lbst verfertigte. Auf solche Weise blieb mehr
eld im Lande, und mehrere Einwohner be-
imen Arbeit und Lohn in den Werkstätten,
er Tabakfabriken.

Landw. Aber wie haben dann die jun-
n Herren dem Fuhrmanne rathen können, er
le solche Waaren in Frankreich führen,
e nicht hineingelassen wurden?

Pfar. Es waren freylich viele Wächter
stellet, welche bey den von dem Auslande
mmenden Leuten die Wägen, Kutschen,
eisetruhen, Säcke und Taschen durchsuchen
ußten. Wehe dem, der eine Kontraband-
aare bey sich hatte! Sie ward ihm hinweg-
enommen, und er hatte noch eine andere
eld- oder Leibes Strafe auszustehen. Aber
erket wohl: einige hohe Standspersonen, in-
nderheit die königlichen Gesandten waren pri-
legiert, oder ausgenommen; in ihren mit dem
niglichen Wappen bezeichneten Kutschen durfte
ein Wächter sich unterstehen, nur die minde-
e Untersuchung vorzunehmen. Folglich hat

der Solothurnerfuhrmann ganz ungehindert mit seinen Kontrabandwaaren bis nach Paris kommen können, ohne alle Abgabe und Zoll frey.

Handw. Hat er aber auch Käufer gefunden?

Pfar. Es gab in ganz Frankreich eine Menge sogenannter Schleichhändler, welche dergleichen Waaren gern annahmen, und theuer bezahlten; denn sie verstunden die Kunst, dieselben heimlich noch theurer zu verkaufen, und für sich selbsten einen Profit zu machen. Ihr könntet fragen, warum man dann in Frankreich diese ausländischen Konterbandwaaren so theuer gekaufet. Ich antworte exempelweise, weil der Tabak, der in dem Lande selbst verfertiget worden, noch mehr kostete. Der ganze Tabakhandel ward als ein Eigenthum oder Vorrecht des Königs angesehen: dieser übergab denselben einigen Beamten, oder sogenannten Pächtern, und sie mußten ihm dafür eine beträchtliche Summe Geldes erlegen: aber ihre erste Sorge war, nicht nur sich zu entschädigen, sondern auch bey

dem

dem Handel reich zu werden. So wurden dann die Käufer genöthiget, die Waaren um einen sehr hohen, oft übertriebenen Preis anzunehmen.

Handw. Jetzt verstehe ich die Sache so ziemlich. Der Kutscher hat noch überdas auf seinen wiederholten Reisen mehrere Pariserwaaren aufnehmen, und frey und franko nach Deutschland bringen können, wo es, wie bekannt, manche adeliche und reiche Leute giebt, welche die ausländischen Waaren weit mehr schätzen und besser bezahlen, als die inländischen, wenn schon diese eben so gut sind, als jene. Er hat also, Summa Summarum, viel Geld, recht viel Geld gewonnen. — Das mühesame Fuhrwesen wollte ihm bey zunehmenden Jahren nicht mehr gefallen. Er fieng mit Gutheißen seines Weibes in einem kleinen Hause eine kleine Wirthschaft an, und da ging es wieder gut. Man kehrte gern bey ihm ein, und war mit seiner Aufwartung wohl zufrieden. Das machte ihm so viel Muth, daß er endlich eines der größten und schönsten Wirthshäuser der Stadt mit baarem Gelde käuflich

an sich gebracht. Herr Wirth und Frau Wirthinn waren von nun an die Ehrentitel, welche dem ehemaligen Briefdoni und seinem Weibe von Jedermann offerirt wurden. Dabey ist auch der Segen Gottes und die Gunst rechtschaffener Leute niemal von ihnen gewichen. — Herr Bruder! Sie haben am Ende dieser Erzählung noch etwas Lehrreiches hinzugesetzet, nämlich der wackere Wirth habe sich öfters verlauten lassen, er schreibe sein Glück unter andern Ursachen großentheils auch dieser zu, daß er vor dem Heurath seinen getreuen Vetter; und sein Weib ihre lieben Aeltern um Rath gefragt, und daß Beyde dem gegebenen Rath gefolget.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Pfar. Dieses alles hat mir ein hochwürdiger Priester, Joseph von Castella, leiblicher Bruder des damaligen Generals und Inhabers eines schweizerischen in Diensten des Königs von Frankreich stehenden Regiments Castella, mündlich erzählet. Er war selbst in Solothurn ein Augenzeug der guten Auf-

füh-

führung, und sonderbar der großen Sorgfalt, mit welcher diese zwey glückliche Eheleute ihre Tochter zur Tugend und Rechtschaffenheit angehalten, und vor den Gefahren der Verführung gewarnet haben. Geschäffte halber kehrte er eines Tags in ihrem Gasthause ein. Das größere Zimmer, wohin er von den Aeltern geführt worden, stoßte an ein kleineres Nebenzimmer, und man konnte von einem in das andere sehen, weil in der Zwischenthüre ein großes helles Fenster angebracht war. Währendem Gespräche erblicket die Mutter, daß ihre bereits erwachsene Tochter, ohne Scheue und Widerrede, von einem in das Zimmer eingetretenen französischen Offiziere einen Kuß zulasse. Wie ein Blitz läuft sie hinein; schilt die Tochter aus, und versetzt ihr einen derben Backenstreich.

Handw. O Wehe! wie wird sich der Franzos geärgert haben, daß dieß bäurische Weib so gar nichts von einer galanten Lebensart verstehe. Aber mir scheint ihr Eifer noch wohl eine Entschuldigung, oder gar ein Lob zu verdienen. Ich will diesen Anhang zu der

Lebensgeschichte des Briefdoni nicht vergessen. — Nur eines hat mir in seinem Betragen nicht recht gefallen wollen, daß er sich bereden lassen, die Konterbankwaaren wider das Verboth der Obrigkeit in Frankreich einzuführen. Das ist doch nicht gar ehrlich gehandelt.

Pfar. Mir gefällt es auch nicht. Doch, wie ich vermuthe, ist ihm vielleicht diese Handlung nicht sündhaft vorgekommen. Man wird ihm gesagt haben, es seye schon ein alter Gebrauch; Andere machen es eben so, der König wisse es wohl, und scheine nichts darwider zu haben; sonst würde er die Privilegien und Ausnahmen seiner Gesandten und ihrer Kutschen zurückrufen: die Beamten oder Pächter leiden zwar einigen Schaden, aber aus eigner Schuld; weil sie keine genugsame Mittel anwenden, damit die verbothenen Waaren, welche in privilegirten Kutschen ungestraft eingeführt werden, nicht ungestraft von den Schleichhändlern verkauft werden können.

Vierundvierzigste Geschichte.

Von der Spielsucht, oder unmäßigen Neigung zum Spielen. — Wer mit dieser Sucht behaftet ist, hat nicht nur den Geldverlurst, sondern noch weit schädlichere Folgen zu befürchten.

Handwerksmann.

Den verstrichenen Sonntage Abends war ich schon auf dem Wege zu Ihnen, ehrwürdiger Herr Bruder! da begegneten mir zwey gute Nachbarn, und sagten, es gehe ihnen ein Spielkamerad ab; ich müsse anstatt seiner ihnen helfen die Zeit vertreiben. Ist es ein Fehler, daß ich eingewilliget, und ein Paar Stunden mitgespielt habe?

Pfar. Bevor ich euere Frage beantworte, müsset ihr eine Geschichte anhören, in welcher eine sehr wichtige Warnung für die Spieler ent-

enthalten ist. Ich habe sie in keinem Buche gelesen, sondern vor etlich und zwanzig Jahren aus dem Munde eines ehrliebenden und glaubwürdigen Bürgers und Handelsmannes zu Freyburg in der Schweitz vernommen, der in seinen jüngern Jahren selbst in der berühmten französischen Stadt Lion. gegenwärtig war, als diese Begebenheit sich daselbst ereignet.

Ein gewisser Jüngling aus jener Gegend des Schweitzerlandes, welche der Kanton Basel genannt wird, war von seinen Aeltern zur Handelschaft bestimmt, und nach Lion geschicket worden, um dort einem angesehenen wohlbegüterten Kaufmanne Dienste zu leisten, und dabey die Handlungskunst zu erlernen. Eine Zeit lang fand man an dem jungen Menschen nichts hauptsächliches zu tadeln; seine Aufführung gab wohl zu erkennen, daß ihm zu Hause gute Sittenlehren beygebracht, und nachdrücklich empfohlen worden. Aber wie können auch die besten Aeltern versichert seyn, ihr Zögling, den sie frühzeitig aus ihren Augen gelassen, werde immerdar so wohlgesittet blei-

bleiben, als er bey ihnen gewesen? Wie ein weiches Wachs mit leichter Mühe auf zerschiedene Arten gestaltet, und wieder umgestaltet wird, so verliert oft ein jugendliches Herz seine erste schöne Sittenbildung, und nimmt wegen fremden Eindrücken das abscheuliche Gepräg des Lasters an. Die bösen Gesellen, mit denen er sich in eine gar zu vertrauliche Freundschaft eingelassen, verleiteten ihn nach und nach auf gefährliche Irrwege, auf welchen sie selbsten ihrem Verderben zugiengen. Unter andern brachten sie ihm eine unmäßige Neigung zum Spielen bey. Das Spiel, in welches er sich zu sehr verliebet, war nicht das Kartenspiel, bey dem man sich niedersetzet, und mit Hülfe gemalter Blätter, nach der Vorschrift gewisser Regeln, einander Geld abzugewinnen trachtet. Das ihrige seye weit besser, sagten seine Kameraden, viel kurzweiliger, und auch nützlicher, weil es so gar den Verspielenden eine heilsame, die Gesundheit befördernde Leibsbewegung verschaffe. Vielleicht ist euch nicht einmal der Namen dieses Spiels bekannt: nur in den Wohnungen vornehmerer Leute, und in den Gasthäußern größerer Städte geht es

im

im Schwunge, und wird mit einem französischen Namen als Billard geschrieben, aber als Billiar ausgesprochen. Da laufen die Spieler mit langen Stöcken in der Hand um eine große viereckigte, mit feinem Tuche überzogene Tafel herum, und lassen sich angelegen seyn, mit ihren Werkzeugen helfenbeinerne auf der Tafel liegende Kugeln künstlich zu bewegen, an einander zu treiben, in gewisse hiezu bereitete Säcke zu stürzen. Bey dieser Ergötzung fand sich der junge Mensch, dem ich wohl den Namen Spielviel geben kann, sonderbar an den Sonn- und Feyertagen, auch mit Versäumung des Gottesdienstes, begierig ein. Bald war ihm, wie die Spieler zu reden pflegen, das Glück günstig, bald ungünstig. Im ersten Falle bekam er Lust, seinen Gewinn noch höher zu treiben: im zweyten schien ihm billig und rathsam, immer fortzuspielen, bis sein Schaden würde ersetzet seyn. Aber diese Hoffnung betrüget oft, und betrog auch ihn eines Tags so sehr, daß ihm nach etlichen Spielstunden all sein Geld bis auf den letzten Häller ausgegangen. Er brach zwar, wie es bey dieser Gesellschaft im Brauche war, in heftige Fluch-

worte

worte und Lästerungen aus; aber seine Obsieger ließen sich hiedurch zu keinem Mitleiden vielweniger zur Herausgabe des gewonnenen Geldes bewegen. Sie konnten sich kaum des Lachens enthalten, als er plötzlich Abschied nahm, und voll Verdruß und Unmuth davon gieng.

Vermuthlich hat ihn denselben Abend, und noch längere Zeit ein trauriger Gedankenstreit beunruhiget. Die Vernunft wird ihm gesagt haben: Du must nicht mehr spielen, die Spielsucht aber: Du must wieder spielen; wenigst noch einmal, nur noch einmal. Das Glück ist veränderlich, wer heute verliert, gewinnt Morgen. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Er läßt sich von seiner unordentlichen Leidenschaft verblenden, und entschließt sich wieder zu spielen. Aber sein Geldbeutel ist leer. Wo soll er frisches Geld hernehmen? Man bringt ihm vierzig französische Thaler, da eben sein Herr Geschäffte halber vom Hause, und aus der Stadt abgereiset war: aber man meldet ihm auch, dieses Geld seye die Bezahlung

für

für gewisse aus dem Kaufmannsladen geborgte Waaren; folglich muß er einen Empfangsschein sammt dem Versprechen von sich geben, das empfangene Geld seinem Herrn gleich nach dessen Heimkunft einzuliefern. Jezt ist mir geholfen, gedenkt der vermessene Spielviel: bevor der Herr heimkommt, muß mein verlornes Spielgeld wieder bey mir seyn. Er leidt keinen Schaden, wenn ich von seinem eignen Gelde einige Thaler entlehne, und gleich wieder ersetze; Sie würden sonst nur ohne Nutzen da liegen.

Hiemit steckt er nicht nur einige, sondern alle erst eingenommene vierzig Thaler ein; eilet seinen Spielgesellen zu, und findt sie ganz willig, ihm nach ihrer Redensart Revansche zu geben. Aber das Glück ist ihm, leider! eben so ungünstig, als vorher; er verspielt, kurz zu sagen, schon den ersten Tag einen großen Theil des mitgebrachten fremden Guts, und an den beyden folgenden das übrige, bis auf einen oder andern Thaler.

Wie bestürzt und ängstig kehrte er nach Hause! wie sehr erschrack er da bey dem Anblicke sei-

seines Herrn, der eben jetzt von der Reise zurückgekommen war! — Wo fehlet es dir, fragte dieser: daß du so verwirret aussiehst? — Es ist mir seit einigen Tägen gar nicht wohl, gab der Befragte zur Antwort. — Hast du nichts eingenommen? — Was sollte ich eingenommen haben? — Ha! eine Arzney. — Nein, ich bin nur täglich spazieren gegangen, um mir durch frische Luft und heilsame Leibsbewegung zu helfen. — Du mußt einen Arzneyverständigen um Rath fragen, wenn es dir nicht bald besser wird.

So mitleidig und gütig gieng der Herr mit seinem Lehrjunge um. Nach einigen Tagen erfuhr er etwas von dem, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen; man gab ihm sichere Nachricht, wann und wie seinem Ladendiener vierzig Thaler als eine Bezahlung für ausgenommene Kaufmannswaaren eingehändiget worden. Er sah sich dann genöthiget, eine neue und strengere Ausfrage vorzunehmen. Ich frage dich nicht mehr, ob du in meiner Abwesenheit keine Arzney eingenommen; son-

dern ob du kein Geld empfangen habest: Warum saumest du, dasselbe mir einzuliefern? Es wäre dem Burschen geholfen gewesen, wenn er sogleich seinem menschenfreundlichen, für ihn und seine Aeltern bestgesinnten Gutthäter den begangenen Fehler aufrichtig bekennet, um Verzeihung gebethen, und ernstliche Besserung versprochen hätte. Aber zu dieser ehrlichen Handlung konnte sein schon verderbtes Herz sich nicht bequemen. Nur mit lauter erdichteten, einander widersprechenden Lügen bemühete er sich, zu beweisen, daß er besagtes Geld entweder nicht eingenommen, oder nur zum Nutzen der Handelschaft wieder ausgegeben habe. Der Herr entsetzet sich, wie billich, ab einem so ehrlosen Betragen. Du Unverschämter! spricht er in vollem Zorne: packe dich aus meinem Angesichte fort! wenn du mir bis auf den Abend das Geld nicht herbringest, soll es dir übel gehen. So lautete die Drohung, welche bald hernach ganz andere Folgen, als er vermuthen konnte, nach sich gezogen. Ohne weiter ein Wort zu sagen, geht der bedrohte Jüngling verstocket und unbußfertig von ihm hinweg, und nach einer klei-

nen Weile zum Hause hinaus. Will er sich auch zur Stadt hinaus, in eine entfernte Gegend flüchtig machen? Nein, es liegt ihm ein anders Rettungsmittel im Sinne. Er suchet hin und her seine Spielgesellen auf, und bittet auf das inständigste, sie möchten ihm nur auf eine kurze Zeit eine kleine Geldsumme von etlich und vierzig Thalern leihen; nur auf eine kleine Zeit; denn er wolle mit nächster Post ein Schreiben an seine Aeltern abschicken, und von diesen unfehlbar Geld genug erhalten, um alles geliehene bäldest zurückzustellen. Aber umsonst; keiner will seinem Versprechen trauen; sie geben ihm nur, was falsche Freunde zu geben pflegen, schöne gute Worte, und keine thätige Hülfe. Nicht besser gelingt ihm seine Bitte an einigen andern Orten, wo man ihm bisher in Ansehung seiner Aeltern und seines dermaligen Herrn viele Freundlichkeit erzeiget hatte: überall wird er unter höflichen Entschuldigungen mit leeren Händen abgewiesen.

Die Nacht rücket an, und trübe Gedanken verfinstern sein trostloses Gemüth. Er bildet sich bald diese, bald jene gräuliche Strafen ein,

die ihm nach seiner Heimkunft von dem so grob beleidigten Herrn würden angekündet werden. Demüthig und geduldig sich darein zu schicken kommt ihm unmöglich vor. Endlich entschließt er sich, in einem kleinen, sonst noch niemal besuchten, weit von der Wohnung des Kaufmanns entfernten, am Ende der Vorstadt gelegenen Wirthshause zu übernachten, weil er hoffen konnte, da werde ihn niemand kennen, niemand verrathen. Seinem Verlangen gemäß führte ihn der Wirth in eine besondere Kammer, und verpflichtete sich, desselben Daseyn nach Möglichkeit zu verheimlichen; auch keinen Gast, und sogar von den Dienstbothen nur einen einzigen vertrauten Hausknecht zur nöthigen Bedienung in die Kammer treten zu lassen. Hingegen versprach ihm der Jüngling eine schöne Erkenntlichkeit; verlangte, anstatt des Nachtessens, Feder, Dinten, und Papier; verfertigte noch dieselbe Nacht, und versiegelte mit eigenem Petschafte einen Brief an seine Aeltern, eine dringende Bitte um Geld, um fünfzig Thaler, als das einzige Mittel, wodurch sie ihren verunglückten Sohn aus einer nahen Leibs- und Lebensgefahr noch erretten könnten. Wie traurig er, nach

Ab-

Absendung dieses Briefs, die zwey folgende Tage und Nächte in seinem freywilligen Kerker zugebracht; wie schmerzlich einer Antwort und baarem Gelde entgegen geseufzet; wie langweilig die Stunden gezählet, und in Gedanken die Länge des Postwegs nach Basel, und von dannen zurück, ausgemessen habe, ist leicht zu erachten.

Unterdessen war auch seinem Herrn, dem guten Kaufmanne, nicht wohl; dieser bereute von Herzen jene Uebereilung, mit welcher er den Burschen von sich fortgejagt, und durch die beygesetzten Drohworte vielleicht zu einem verzweifelten Entschluß verleitet. Durch vieles Nachforschen erhielt er endlich den tröstlichen Bericht, es halte sich der Flüchtling noch in der Stadt, und zwar in vorgemeldtem Wirthshause, ganz verborgen auf. Was ist jetzt zu thun? Der bekümmerte Mann will sich nicht mehr übereilen, sondern einen der vornehmsten Raths- und Gerichtsherren, seinen Anverwandten und besten Freund, um Rath und Beystand bitten. Diesem erzählet er die ganze leidige Begebenheit und erkläret zugleich, es seye keineswegs sein Vor-

haben, den entlaufenen Jüngling anzuklagen, und zur Bestrafung der Obrigkeit einzuliefern; sondern nur auf die gelindeste Art zur Reue und Besserung zu bewegen. Hiezu, sprach er: könnten Sie, hochweiser Herr! das Beste beytragen, wenn Sie denselben aus seinem Schlupfwinkel herholen ließen, und ihm, nach einem väterlichen Verweise, und nachdrücklichen Zuspruche, in meinem Namen ankündeten, ich habe ihm für diesesmal nicht nur seine Schuld, sondern auch alle Strafe nachgelassen, nur mit dieser einzigen Bedingung, daß er ungesäumt in mein Haus zurückkehre, und inskünftig seine Pflichten fleißig und getreu erfülle.

Dieser gutgemeynte Entwurf gefiel dem Gerichtsherrn auf alle Weise. Zur Abendszeit schickte er seinen Bedienten in das benannte Wirthshaus, mit dem Auftrage, den allda verborgenen Ladenjung aufzusuchen, und mit guten Worten auf eine freundschaftliche Unterredung einzuladen, und herzuführen. Aber wie unglücklich fallen oft die besten Rathschläge aus! zu eben

der-

derselben Zeit stund der arme Spielviel in seiner Kammer, voll schwermüthiger Gedanken, zunächst bey dem Fenster, und sah den jetztgemeldten, ihm wohl bekannten Amtsdiener geraden Wegs dem Wirthshause zu eilen. Jetzt rupfte ihm das Gewissen seine begangenen Missethaten vor; er gerieth in große Angst, und bildete sich nichts anders ein, als, dieser Mensch komme daher, um ihn auf Befehl der Obrigkeit vor Gericht zu laden. Ohne Zweifel, sprach er bey sich selbsten: ohne Zweifel hat dich dein erzörnter Herr angeklagt; du wirst deines verwägenen Diebstahls überwiesen, folglich nach den Gesätzen verurtheilet werden, auf öffentlicher Blutbühne, zur unauslöschlichen Schande deines Geschlechts, und tödlicher Betrübniß deiner Aeltern, unter der Hand des Scharfrichters dein Leben zu lassen. In dieser irrigen Meynung ward er noch mehr gestärkt, als der Wirth in seine Kammer eintrat, und ihm mit Bedauern anzeigte, sein Aufenthalt an diesem Orte lasse sich nicht länger verläugnen: der Bediente eines der ersten Raths- und Gerichtsherren verlange mit Ungestüme, ihn zu sehen, und ihm eine

wichtige Bothschaft auszurichten. — So bin ich verrathen! Es ist aus mit mir! das waren die letzten Worte des ertatterten, mit Kleinmuth und Verzweiflung ringenden Jünglings. Was darauf erfolget, kann ohne Schauder nicht erzählet, noch angehöret werden. Kaum ist der Wirth aus der Kammer hinweg, einige Schritte weit fortgegangen, so höret er den Knall einer losgelassenen Pistole, lauft wieder zurück, und trifft den verzweifelten Selbstmörder mit zerschmetterter Hirnschale in seinem Blut liegend, und sterbend an. — Verdammte Spielsucht! was gräuliches Trauerspiel hast du auch diesesmal, wie schon so oft, angerichtet! Möchten doch alle Spielviele unserer Zeit deine Schädlichkeit lieber aus fremder, als eigener Erfahrung erkennen, und verabscheuen lernen!

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Mit günstiger Erlaubniß, Herr Bruder! meiner kleinen Einsicht nach, folget aus dieser Erzählung noch nicht, daß ich neulich einen Fehler begangen habe, da ich mich bereden lassen, mit meinen Kameraden ein Spiel zu machen.

Pfar.

Pfar. Nein, dieses folget noch nicht. Ein anders ist Spielen, und ein anders ist, Spielsüchtig seyn.

Handw. So viel ich aus Ihrer Erzählung abgenommen, gäbe es zwey Zeichen einer einreißenden, oder schon eingerissenen Spielsucht. Erstens, wenn einer gar zu viel Zeit bey dem Spielen verzehrt; und zweytens, wenn er gar zu viel Geld auf das Spiel seßet, wie es der unglückselige Bursch zu Lion gemachet. Nun aber versichere ich Sie, ohne Ruhm zu melden, daß ich und meine Kameraden uns keiner solchen Vergehung schuldig wissen. Wir versäumen keine Arbeit an den Werktägen, und keinen Gottesdienst an Sonn- und Feyertägen. Nur zu jenen Zeiten, wo wir das Recht haben, vom Arbeiten und Bethen auszuruhen, seßen wir uns bisweilen zum Spielen nieder, dabey ist der Werth, um den wir spielen, so gering, daß auch derjenige, den das Glück, wie wir zu sagen pflegen, recht hasset und verfolget, nur um etliche Kreuzer ärmer werden kann, als er vor dem Spiele gewesen. Ein andersmal gewinnet er, und wenn das

Jahr vorüber, sind wir beynahe mit einander wett.

Pfar. Ist aber keiner in eurer Spielgesellschaft, der mürrisch, ungeduldig, zornig, und zänkisch wird, oder gar in Fluch und Lästerworte ausbricht, wenn er verliert; hingegen euch muthwillig verlachet, und verspottet, und sich pralerisch rühmet, wenn er gewinnet?

Landw. Es kömmt bisweilen ein solcher; aber wir haben ihn nicht gern; auch wegen einer andern Ursache nicht gern, weil er öfters aus schändlicher Eigennützigkeit sich gelüsten läßt, im Spielen zu besch — zu betrügen, will ich sagen, unerlaubte Kunstgriffe zu probieren.

Pfar. So ist dann jenes Sprüchwort nicht ungegründet, man lerne einen Menschen kennen, wenn man ihn längere Zeit beym Spielen beobachte. Gleichwie ihr von dem erstgemeldten Spieler habet denken können, es lasse sich mit ihm, als einem nicht nur zornmüthigen und zänkischen, sondern auch gar zu eigennützigen und betrügerischen Menschen nicht viel

handeln

handeln und wandeln; also dürfet ihr von einem Andern, der beym Spielen, auch wenn er verliert, heiter und munter bleibt, und alle Betrügereyen verabscheuet, sicher urtheilen, er werde auch im übrigen Umgange mit den Nebenmenschen eben so gelassen und friedlich; eben so ehrlich und redlich, folgsam eben so beliebt und angenehm seyn.

Handw. Sie sollten mir noch sagen, ob wir mit gutem Gewissen spielen dörfen, wenn wir alle und jede von Ihnen gemeldte Bedingungen und Einschränkungen beobachten; ob nicht etwa das Spielen an sich selbst schon sündhaft seye. Vor zwey Jahren habe ich in unserer Nachbarschaft eine Predigt gehöret, in welcher der eifrige Herr wider das Spielen überhaupt, ohne Ausnahme, gewaltig losgezogen. Er sprach unter andern: Wenn ihr nicht aus Geldgeize spielet, warum spielet ihr dann? Um die Zeit zu vertreiben? Aber ist nicht eben dieses eine sündhafte Undankbarkeit, daß ihr eine so kostbare Gabe Gottes, wie die Zeit ist, so verächtlich vertreiben und forrjagen woller?

Ihr

Ihr wisset ja, wie scharf jener faule Knecht abgestrafet worden, welcher ein von seinem Herrn empfangenes Stück Geld zwar sorgfältig bewahret; aber nicht, wie ihm befohlen war, zu nützlicher Handelschaft angewendet? Seyd ihr nicht noch strafbarer, wenn ihr die goldene Zeit, die euch verliehen ist, den Himmel zu gewinnen, als einen Ueberlast ansehet, und vorsätzlicher Weise verscherzet? Ohne Nutzen verscherzet? — Diese Predigt hat mir angst und bang gemacht. Ich würde nimmer spielen, wenn nicht ein anderer, ebenfalls gelehrter Herr, mich getröstet hätte.

Pfar. Wie lautete seine Tröstung?

Handw. Er hat gesagt, wenn der Prediger nicht leiden wolle, daß wir die Zeit verächtlich vertreiben und fortjagen, so könnte er doch erlauben, daß wir bisweilen einen kleinen Theil der Zeit zu einer gemäßigten Ergötzung anwenden. Ein jeder durch Kopf- oder Handarbeiten erschöpfte Mensch habe zu Zeiten eine Erholung nöthig. Es lasse sich bey dem Kar-

tenspiele

tenspiele sowohl, als bey einem Spatziergange, bey einem lustigen Gespräche, bey einem Glas Wein, beym Jagen und Vogeln, und wie andere dergleichen ehrliche Ergötzungen heißen, eine vernünftige und gute Meynung haben, nämlich diese, wir wollen die drückende Sorgen verjagen, und uns aufmuntern, damit wir hernach desto fröhlicher die standesmäßigen Arbeiten nach dem göttlichen Willen fortsetzen mögen. So seye die Zeit doch nicht ohne Nutzen verscherzet. Ein Wandersmann handle nicht unrecht, wenn er bey einem tiefen Graben ein Paar Schritte zurückgeht, um hernach einen desto größern Sprung vorwärts zu machen. — Jetzt möchte ich Ihre Meynung vernehmen, ehrwürdiger Herr Bruder!

Pfar. Wisset ihr was? Suchet eine Gelegenheit, mit dem erstgemeldten eifrigen Prediger zu reden, zeiget ihm ehrenbiethig an, was ihr von dem andern Herrn gehöret; und bittet um einen fernern Unterricht. Wenn euch hernach noch ein Zweifel übrig bleibet, können wir vielleicht ein andersmal davon reden.

Fünfundreyßigste Geschichte.

Von dem Misbrauche des natürlichen Witzes und Scharfsinns. — Dieser Misbrauch bleibt selten lange Zeit ohne seine verdiente Strafe.

Handwerksmann.

Ich hoffe, Herr Bruder! Sie werden mir recht geben. Es ist neulich zwischen mir und meinem nunmehr verheuratheten Sohne ein kleiner Streit entstanden. Er redete von einem in seiner Nachbarschaft wohnenden Knaben, welcher von Jugend auf einen besondern Witz, und eine ungemeine Schlauheit gezeiget. Wie dann, fragte ich, auf was Art und Weise? Antwort: Der Bursch hat anfangs bald diesem, bald jenem seiner jungen Kameraden einen lächerlichen Possen gespielt, und bisweilen auch solche, die ihm gar nicht trauen wollten, arglistig hinter das Licht geführt. Nachdem

dem er ein wenig erwachsen, lernte er das Kartenspiel, und ersann selbst einige geheime Kunststücke, durch welche man die Mitspieler betrügen, und um ihr Geld bringen kann. Nunmehr weiß er auch seiner verwittibten Mutter mit allerley Schwänken und Ränken Geld abzulocken, so oft er eines haben möchte. Man sagt, er habe schon öfters kleine Diebstähle begangen, aber so witzig und schlau, daß es Niemand bezeugen, oder beweisen könnte. — Nach dieser Erzählung, sagte mein Sohn, man sollte den bemeldten Buben studieren lassen; es würde gewiß etwas rechtes aus ihm werden: aber ich war einer andern Meynung, und wir disputirten eine Zeit lang mit einander. Nun sollen Sie unser Schiedrichter seyn.

Pfar. Meiner Meynung nach, wird aus dem Burschen nichts rechtes werden, man mag ihn studiren lassen, oder nicht. Die Gewohnheit seine Vernunftskräften zu misbrauchen, hat schon überhand genommen: je öfter ihm seine kleine Bosheiten, seine arglistige wider Ehrlich- und Redlichkeit laufende Anschläge gelun-

lungen, desto keker wird er zu größern fortschreiten. Lasset ihn zum Studieren schicken. Durch das Studieren wird zwar der Verstand geschliffen; aber ein geschliffenes Messer, das man misbrauchet, ist gefährlicher und schädlicher, als ein ungeschliffenes. Er wird vielleicht seinen zeitlichen Wohlstand verbessern, und zu einer ansehnlichen Ehrenstelle, zu einem wichtigen Amte befördert werden: aber deßwegen kann man, meiner Meynung nach, noch nicht sagen, er seye etwas rechtes. Wenn er, wie zu fürchten, nach der alten Gewohnheit, seinen Witz, seine Scharfsinnigkeit misbrauchet; mit Argliſt und Betrug seinen eigenen Nutzen unmäßig zu befördern trachtet; sinnreich, aber widerrechtlich seine Nebenmenschen, Untergebene, Nachbarn mishandelt, beunruhiget, beschädiget, so ist und bleibt er nichts rechtes; nach dem Zeugnisse nicht nur der christlichen, sondern sogar der heydnischen Sittenlehrer. — So viel könnet ihr euerm Sohne in meinem Namen hinterbringen. Warum ich aber gesagt, es werde aus dem vom ihm angerühmten Knaben auch dann nichts rechtes werden, wenn man ihn nicht studieren lasse, werdet ihr aus

folgen-

folgender Geschichte abnehmen, welche ich, wie mehrere vorhergehende, aus dem Historienspiegel von Harsdörfer entlehnet habe.

Ein Bauersmanne, der ehemals in seiner Jugend eben so viel Witz und Schlauheit, als der vorgemeldte Bursch, bezeiget hatte, gieng einstens in aller Frühe von Hause, und trug einen ziemlich langen und breiten, mit schönen Aepfeln gefüllten Sak mit sich fort, in der Absicht, diese Früchten in der nächstgelegenen Stadt, wo eben denselben Tag der gewöhnliche Wochenmarkt war, um baares Geld zu verkaufen. Es hatte den vorigen Tag und die ganze Nacht hindurch sehr stark geregnet und gewindet: er hoffte, das Wetter werde besser werden; aber es ward noch schlimmer. Als er mit seiner schweren Bürde in der Stadt angekommen, fand er alle Gassen mit schmuzigem Gewässer, Schlamme und Kothlachen bedeckt, und hielt nicht für rathsam, bey immer anhaltenden Regengüssen auf dem großen Marktplaze unter freyem Himmel seine Waare feil zu biethen. Bey einem in der Nähe stehenden Wirthshause sah es zwar auf der Erde

fast eben so schmuzig und kothig aus, als anderswo; doch konnte der äußerste Theil des Hausdaches die untenstehende Leute wenigst einiger Maaßen wider den ungestümen Regen beschützen. Dahin begiebt sich der Bauer, stellet seinen mitgebrachten Sak nieder, und lehnt sich unter dem Dache an die Mauer hin, mit dem sehnlichen Wunsche, daß doch bald viele Käufer sich einfinden möchten. Aber sehr wenige machten ihm dieses Vergnügen. Endlich, da der Regen ein wenig nachließ, kam die Wirthinn, welche vom Fenster aus gesehen hatte, was der Mann verkaufe, mit einem Korbe herbey. — Wie theuer das Duzend Aepfel? ist ihre erste Frage. Als er den Preis bestimmet, fraget sie weiter, ob er ihr gestatten wollte, die schönsten Aepfel selbst auszuwählen, wenn sie ihm drey oder vier Duzend um den angesetzten Preis abnähme. Er williget ein; nimmt ihr den Korb ab; heißt sie die Aepfel, die ihr am meisten gefielen, aus dem Sacke langen, und in den Korb einlegen. Dieses geschah mit beyderseitiger Zufriedenheit. Hierauf zieht die Wirthinn einen wohl gefüllten Geldbeutel hervor, um ihre Schuld

zu

zu bezahlen. Weil diese Schuld nicht beträchtlich, nimmt sie nur eine handvoll kleiner Münze heraus, und leget den Beutel mit dem übrigen darinn befindlichen Geld auf den Aepfelsack hin. Es war ihre Gewohnheit, eine sehr löbliche Gewohnheit, auch kleine Rechnungen und Zahlungen mit großer Aufmerksamkeit genau zu berichtigen. Auf eben diese Art klaubte sie jetzt die erforderlichen Geldmünzen zusammen, und rufte hernach dem Bauern zu: Komme her; schaue selbst, ob meine Rechnung richtig seye. Er besichtiget das Geld, ist damit zufrieden, und schiebt es ein: unterdessen will sie ihren Geldbeutel nehmen, und das überflüßig herausgenommene Geld wieder hineinwerfen. Aber was unerwarteter Schrecken für die gute Frau! Der Beutel liegt nicht mehr auf dem Sacke, wo sie ihn hingeleget hatte, Es fiel ihr gleich ein, daß sie erst gestern drey Goldstücke, drey Dublonen, hineingestecket habe. Ihre Angst vermehrte sich, weil sie ihn weder in den Falten des Sackes, noch bey den Aepfeln, noch auf der kothigen Erde finden konnte. Der Bauer hilft ihr, wenigst dem Scheine nach, eine Zeit lang suchen, und sagt endlich:

Frau Wirthinn! unsere Mühe ist vergebens. Ich bedaure euer Unglück. Da habet ihr euern Korb mit den eingekauften Aepfeln. Es ist Zeit, daß ich nach Hause kehre. Mir könnet ihr keine Schuld geben. Ich habe den Geldbeutel mit keinem Finger berühret. — Wo muß er dann hingekommen seyn? erwiedert sie mit trauriger Stimme: was kann ich anders argwohnen, als du habest ihn heimlich eingeschoben, da ich mit Geldzählen beschäfftiget war? — Nein! ist seine Antwort: ihr thut mir Unrecht. Ich schwöre bey meiner Ehre und bey meinem Gewissen, daß ich denselben so wenig eingeschoben, als ihr ihn eingeschoben habet. Dieser Schwur schien der bestürzten Wirthinn eine Lüge zu seyn; aber es zeigte sich doch in der Folge, daß der Bauer den Beutel nicht eingeschoben, und mit keinem Finger berühret habe.

Sie weiß keinen andern Rath, als in das Haus zu laufen, und ihren Mann, den Wirth, um Hülfe anzurufen. Ihr klägliches Geschrey

war

war ihm nicht gleichgültig: er gieng sogleich mit ihr auf den Bauern zu, der sich eben jetzt davon machen wollte. Beyde mußten ihm einen Bericht von dem ganzen Vorfalle abstatten, und Beyde stimmten in ihrem Berichte zusammen. Nach einem kurzen Besinnen spricht er zum Verkäufer: Guter Freund! ich will euch den Namen eines ehrlichen Mannes nicht anstreiten: aber es liegt mir auch viel daran, daß ich euch nicht sogleich fortgehen lasse. Ihr müsset uns helfen, den verlornen Geldbeutel wieder zum Vorscheine zu bringen. — Wie sollte ich euch helfen können? antwortet der Bauer ganz unwillig; der Wirth aber ganz gelassen: Nehmet die Mühe, mit uns zum Stadtrichter zu gehen, und traget auch euern Aepfelsak mit euch. Wenn euch unsere Gesellschaft nicht erklecket, will ich einigen meiner Hausleute befehlen, uns zu begleiten. — Warum zum Stadtrichter? — Weil nur dieser unsern Handel ausmachen kann.

Weiter getraute sich der vor Gericht geforderte Mann nicht zu widersprechen, und folgte mit seinem Sacke beladen, den beyden Wirthsleuten bis in die Behausung des Stadtrichters. Nachdem sie vorgelassen worden, gab zuerst der Wirth im Namen seiner Ehefrau einen genauen Bericht von der Art und Weise, auf welche ihr mit mehrern Silbermünzen und drey Goldstücken versehener Geldbeutel unsichtbar geworden; führte sonderbar den wichtigen Umstand an, daß zur nämlichen Zeit kein anderer Mensch bey ihr zugegen gewesen, als dieser Bauersmann; folglich auch kein anderer den Diebstahl habe begehen können; beschloß seine Anklage mit der Bitte, der Richter möchte denselben zur Zurückstellung des fremden Gutes anhalten. — Hierauf antwortete der Angeklagte, er müsse zwar selbst bekennen und bezeugen, daß sonst Niemand, als er und diese Frau, gegenwärtig gewesen, als sie ihm die Aepfel abgekauft, und ihren Beutel verloren: aber es seye eben so gewiß und richtig, daß er denselben mit keiner Hand berühret, viel weniger eingeschoben habe. Wenn man einen Eidschwur verlange, wolle er ihn ablegen, und

noch

noch dazu nicht nur seinen Aepfelsack, sondern auch alle seine Kleidungsstücke ohne Ausnahme auf das genaueste durchsuchen lassen. — Dieses Anerbiethen ward zum Theile von dem Richter angenommen: es mußten zween Amtsdiener die Untersuchung in einem Nebenzimmer vornehmen. Sie erfüllten ihre Pflicht mit größter Genauigkeit, und kamen mit dem Berichte zurück, der arme Mensch seye unschuldig; sie haben bey ihm nicht die mindeste Spur von dem verlornen Beutel und Gelde weder in seinem Aepfelsacke, noch in seinen Kleidern, noch unter den Kleidern antreffen können. — Wie wird der Richter bey so gestalteten Umständen den Handel entscheiden? Er ward zwar von dem nunmehr muthigen Bauern aufgefordert, den Wirthsleuten, als falschen Anklägern, eine ergiebige Geldbuße, als eine Entschädigung für den unschuldig Angeklagten aufzulegen; aber der kluge Herr gab folgenden Bescheid: Das Verlangen einer Entschädigung ist zu voreilig; der ganze Handel muß noch besser untersucht werden. Unterdessen sollen beyde Parteyen sich von gegenseitigen Beschuldigungen ent-

halten, und ihren Geschäfften nachgehen, bis sie wieder vor Gericht berufen werden.

Es war ihm die Ehrlich- und Redlichkeit der Wirthinn und ihres Mannes zu Genügen bekannt: aber von dem Bauer wußte er nichts besonders, als daß derselbe in dem nächstgelegenen zur Gerichtsbarkeit der Stadt gehörigen Dorfe seine Wohnung und einen kleinen Baumgarten habe. Bald ereignete sich eine gute Gelegenheit, in aller Stille genauere Kundschaft bey den wackersten Einwohnern des Dorfes einzuholen, und diese bezeugten einhällig, man habe öfters beobachtet, daß der bemeldte Mann wenig auf die Ehrlich- und Redlichkeit halte; mehrere einfältige und unbehutsame Nachbarn seyen schon von ihm hinterlistet, und betrogen worden; die meisten scheuen sich mit ihm zu handeln, und einen vertrauten Umgang zu pflegen: er habe wenig Glück, wenig Geld, und heimliche Schulden; dabey zeige er doch einen gewissen Stolz, als wenn er sich wegen seiner Arglistigkeit weiß nicht was einbildete.

Dem scharfsinnigen Richter schienen diese Aussagen eine wichtige Probe, ein halberkleck-licher Beweis zu seyn, daß der Kerl auf was immer für eine Weise der Wirthinn einen losen Streich gespielet habe. Um eine gänzliche Gewißheit zu erhalten, läßt er den verdächtigen Bauer vor sich rufen, und fraget ihn beym ersten Eintritte kurz und ernsthaft, ob er noch nicht entschlossen seye, die Wahrheit zu bekennen, und den Beutel mit Gelde zurückzugeben. Der Befragte war durch eine so trockene und unbedingte Anforderung sehr betroffen; seine Gesichtszüge, und die Redensarten, mit denen er sich unschuldig machen wollte, verriethen sein böses Gewissen. Doch faßte er sich bald wieder, und erboth sich endlich einen Eid abzulegen. — Ja wohl einen Eid! antwortet der Herr: du fürchtest Gott nicht; aber ich will dich lehren wenigst deine weltliche Obrigkeit fürchten. Zur Gnade soll dir eine kleine Bedenkzeit verstattet seyn; morgen must du wieder zu einer gleichen Stunde vor mir erscheinen. Ich weiß etwas mehrers von dir, als du vielleicht dir einbildest. Wenn du morgen wieder

läugnen, und lügen willst, werde ich dich geraden Wegs in den Kerker führen, und mit kräftigen Mitteln zum Geständnisse der Wahrheit nöthigen lassen.

Bestürzt und tiefsinnig machte sich der Bauer davon. Obwohl er sicher dafür hielt, man würde ihn niemal des begangenen Diebstahls überweisen können, kam ihm doch die angedrohte Einkerkerung unleidentlich vor, nicht nur wegen den vielen damit verknüpften Ungemächlichkeiten, sondern auch wegen der daraus folgenden Unehre und Schande, welche sich mit allem seinem Verstande und Witze nicht mehr würde auslöschen lassen. Des folgenden Tags stellte er sich zur bestimmten Stunde vor Gericht ein, und rückte mit folgender in der schlaflosen Nacht ausstudirten Erklärung heraus: Hochweiser Herr Stadtrichter! ich versichere und betheure noch einmal, daß ich den verlornen Geldbeutel bey dem Verkaufe meiner Aepfel mit keiner Hand berühret, viel weniger eingeschoben habe: Ihre zwey Amtsdiener sind meine Zeugen,

gen; sie haben mich nach der genauesten Untersuchung für unschuldig erkläret. Weil aber die unverschämte Wirthsleute noch keine Ruhe geben, und den Streithandel fortsezen wollen, bin ich, als ein Spinnenfeind alles Prozessirens, entschlossen, jenem Sprichworte zu folgen: Der Gescheidere giebt nach; ich thue es auch Euer Hochweisheit zu Liebe und zu Ehren, damit Sie nicht länger durch dieses verdrüßliche Geschäfft inkommodirt werden. Aus meinem eigenen Vermögen will ich großmüthig mit drey Dublonen den Schaden ersezen, den die Wirthinn aus eigner Schuld erlitten hat. Aber dafür soll mir von der Stadtkanzley eine schriftliche Ledigsprechung und ein authentisches Zeugniß meines Wohlverhaltens ausgeliefert werden.

Auf solche Weise hoffte der arge Mensch sich aus der Schlinge zu ziehen; ward aber noch mehr darinn verwickelt. Bey Anhörung seiner Rede fielen dem Richter zwey wichtige, den gefaßten Argwohn vermehrende Gedanken ein;

ein; erstens, wenn der Kerl ein reines Ge
wissen hätte, würde er sich nicht so leicht ent
schlossen haben, eine so beträchtliche Summ
Geldes anzubiethen; zweytens, es seye nich
einmal wahrscheinlich, daß derselbe, als ei
verschuldeter Mann, welchem vernünftige Leut
nicht trauen, und nichts leihen, so viel baare
Geld vorhanden hätte, wenn er nicht seit kur
zer Zeit durch einen Diebstahl dazu gekomme
wäre. So schien dem einsichtsvollen Herr
nichts thunlicher, als dem höchstverdächtige
Lügner mit Drohungen auf das äußerste zuzu
setzen. — Dein Antrag erklecket bey wei
tem nicht, spricht er mit majestätischer Stim
me, es ist Zeit, daß ich dir den Ern
zeige. Gestern habe ich schon einige An
zeigen deiner Missethat gehabt: heut sind
noch mehrere dazu gekommen. Noch
diese Stunde must du entweder die
Wahrheit bekennen, oder dem Kerker
meister überliefert werden. Er weis
schon, wie er dich verwahren und be
handeln solle.

Jezt ließ der Beängstigte seinen Muth sinken. Aus Furcht, ein so hartherziger Richter möchte ihn zulezt gar an die Folter bringen lassen, fieng er an, einen Theil seiner Missethat zu bekennen. Nachdem die Wirthinn, sagte er, einige Silbermünzen aus ihrem Geldbeutel zur Bezahlung der gekauften Aepfel herausgenommen, und den Beutel unachtsam auf den äußersten Rand meines Aepfelsackes geleget hatte, sah ich denselben herabrutschen, und auf die morastige Erde in eine kleine Kothlache fallen. Das Weib war mit Geldzählen beschäfftiget, und sah nicht, und wußte nicht, was geschehen. Denselben Augenblick kam mir zu Sinne, wie es möglich wäre den Beutel unsichtbar zu machen, ohne ihn von der Erde aufzuheben. Ich fuhr ungesäumt mit dem Fuße darauf, und druckte ihn kräftig in die weiche Erde so tief hinein, daß er von vielem darüber fallendem Kothe und trübem Gewässer ganz und gar bedecket, und völlig unsichtbar gemachet worden. Aber, hochweiser Herr! das war nur ein Gespaß;

spaß; ich wollte der Wirthinn nur eine kleine Zeit Angst machen. Hätte sie mir ein Glas Wein versprochen, so würde ich ihr das Geheimniß entdecket, und den Geldbeutel eingehändiget haben. Aber weil sie so ungestüm ihrem Manne gerufen, und mich vor Gericht gezogen, hatte ich ja Ursache sie zu beschämen, und zu sagen, was ich mit Wahrheit sagen konnte, ich habe den Geldbeutel mir keinem Finger angerühret, viel weniger eingeschoben. Das wird doch kein Fehler seyn, hochweiser Herr? — Nur weiter! antwortete dieser, bekenne noch, was die Hauptsache ist. Wo ist der Geldbeutel? Wo ist das Geld? — Ach leider! ich weiß es nicht. Ich habe mich zwar an bemeldtem fatalen Tage heimlich in der Stadt aufgehalten, und bin bey finsterer Nacht zu dem bewußten Plaze geschlichen, um den tief vergrabenen Geldbeutel aus dem Moraste herauszuziehen, und Euer Hochweisheit einzuliefern: aber er war nicht mehr da. Ohne Zweifel ist mir jemand anderer zuvor-

vorgekommen. — Du Schurk! wie lügest du so unverschämt! Glaubest du mir noch nicht, daß ich aus sichern Beweisen wisse, du, und kein Anderer, du seyest der Dieb? So höre denn meinen obrigkeitlichen Ausspruch: Erstens, weil du ein fremdes Gut boshafter Weise an einem unsichern Orte verborgen, wo es deiner Aussage nach, von jemand Andern gefunden und hinweggenommen worden, bist du schon schuldig und verpflichtet, den ganzen Schaden aus deinem Vermögen zu ersetzen, und hast zugleich eine exemplarische Strafe verdienet. Zweytens, dein gewissenloses und lügenvolles Betragen gegen deine rechtmäßige Obrigkeit muß noch besonders auf eine scharfe und eindringliche Weise bestrafet werden.

Bey diesen Worten ergriff der Herr eine Glocke, um die Gerichtsdiener herbeyzurufen, der verurtheilte Bauersmann aber war von Furcht und Schrecken so sehr niedergeschlagen, daß er auf die wiederholte Anfrage des Richters;

ters: Wo ist der Geldbeutel? Wo ist das Geld? mit stammelnder Zunge geantwortet: in meinem Hause, unter dem Scheiterhaufen, ich will ihn im Augenblicke herbringen. — Man ersparte ihm diese Mühe; die Gerichtsdiener bekamen den Auftrag, ihn dem Kerkermeister zu überliefern; und hernach den verborgenen Schatz aus dem angezeigten Orte abzuholen. Es befanden sich richtig drey Dublonen sammt mehrern Silbermünzen in dem Geldbeutel: alles ward noch denselben Tag den ehrlichen Wirthsleuten eingehändiget. So wohl diese, als alle andere Einwohner bewunderten und rühmten die Weisheit und Gerechtigkeitsliebe des Herrn Stadtrichters. Er gab auch auf ihre Fürbitte einen Beweis seiner Milde und Barmherzigkeit, indem er den Eingekerkerten mit schwereren, seiner Bosheit angemessenen Strafen verschonte, und ihn nur eine längere Zeit bey schlechter Kost eingesperret ließ.

Von dem auf solche Weise bestraften Betrüger meldet der Geschichtschreiber weiter nichts mehr, als daß derselbe, sobald man ihn aus

der

der Gefangenschaft entlassen, sein Haus und seinen Baumgarten verkaufet, seine Schulden bezahlet, und sich mit Sack und Packe aus dem Dorfe und aus der ganzen Gegend hinweggemachet. Ob er sich gebessert, bleibt sehr zweifelhaft. Dergleichen Schurken verändern öfters ihren Wohnplatz, aber selten ihre Gemüthsart; wenn sie auch Wasser und Land durchreißen, bleiben sie doch zu Wasser und zu Lande Schurken.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Herr Bruder! ich höre öfters mancherley Erzählungen von solchen arglistigen Betrügern, wie der von Ihnen vermeldte Bauersmann gewesen. Wenn man am Ende der Erzählung sagt, der Betrüger seye ertappet, wacker zu Schanden gemacht, und empfindlich abgestraft worden, so empfinde ich eine innigliche Freude und Vergnügenheit: aber wenn es zuletzt heißt, es haben dem Betrüger alle seine boshaften Streiche nach Wunsche gelungen, oder er habe das Glück gehabt, sogar seine Vorgesetzten und Obrigkeiten zu hinterli-

sten, und am Narrenseile herumzuführen, so werde ich verdrüßig: andere Zuhörende brechen in ein lautes Gelächter aus; aber mir kömmt es gar nicht lächerlich, sondern recht abscheulich vor. Man hat vor einigen Jahren in einer benachbarten Stadt eine dergleichen Komödie gespielet: die Landleute liefen haufenweise zu: ich ereiferte mich, und sprach, solche verfluchte Komödien taugen zu nichts, als unsere Jugend zu ärgern, und zu frechen Bubenstücken aufzumuntern. — Habe ich Unrecht, Herr Bruder! oder haben diejenigen Recht, die mich wegen dieser Ursache einen melancholischen Mann und Menschenfeind nennen? —

Pfar. Sie sollten euch vielmehr einen ehrlichen tugendliebenden Mann, einen Menschenfreund nennen. Das Unrecht ist auf ihrer Seite. Wer sich von Herzen erfreuen, und einen frohlockenden Beyfall geben kann, weil einem Betrüger seine zum Schimpf und Schaden des Nebenmenschen gereichende Anschläge gelungen, giebt eben dadurch zu erkennen, sein Herz seye verderbet, oder werde bald verderbet werden; Tugend, Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit woh-

wohnen nicht darinn, oder werden bald daraus weichen.

Handw. Es giebt sogar Einige, welche gern erzählen, mit was glücklichem Erfolge sie selbsten ihre Aeltern, Lehrmeister, oder andere Nebenmenschen hinterlistet und betrogen, bestohlen und beschädiget haben. Dabey scheint es, sie möchten wegen ihrem Witz und Scharfsinne hochgeschätzet und bewundert werden.

Pfar. Von mir sollen sie keine Hochschätzung und Bewunderung erwarten. Wenn man ihre Schelmenstreiche beym Lichte betrachtet, findt man dabey nicht so viel Witz und Scharfsinn, als Unverschämtheit und Gewissenlosigkeit. Es könnten auch ehrliche Leute, die nur mit mittelmäßigem Verstande begabet sind, dergleichen Schurkereyen ausdenken und ausführen, wenn sie nicht durch ihr Gewissen, durch ihre angewöhnte Ehrlichkeit davon abgehalten würden. Zudem weiß man aus vielen Begebenheiten, daß dem arglistigen Betrüger seine boshaften Unternehmungen fast nur allein bey eben gemeldten guten Leuten vonstatten gehen, weil sie aus christlicher Liebe nichts Böses

von ihm vermuthen, und ihn, wie andere Nebenmenschen, für so ehrlich halten, als sie selbsten sind. Er triumphiret, so zu reden, über wehrlose Freunde, die ihm selbst die Waffen in die Hand geben. Soll dann das eine große Kunst seyn? soll er deßwegen das Recht haben, sich hochzuschätzen, und hochgeschätzet zu werden?

Handw. So denke ich auch, und es freuet mich, daß wir in unserer Denkensart just zusammentreffen. Hoffentlich werden Sie auch noch meiner Meynung beystimmen, ich sündige nicht wider die christliche Liebe, wenn ich jedem arglistigen Betrüger, seye er hohen oder niedern Standes, studirt oder unstudirt, eine recht große Schande und Strafe wünsche, und von Herzen gönne.

Pfar. Dem Nebenmenschen Böses wünschen und gönnen, weil es für ihn bös ist, widerstrebet der christlichen Liebe, folglich dörfet ihr dem Betrüger Schande und Strafe nicht mit dieser Meynung und Absicht wünschen und gönnen, weil sie für ihn bös sind, und ihm wehe thun; sondern nur, weil sie für

ihn

ihn und Andere gut seyn, und wohl thun können, ich will sagen, weil sie tauglich sind, ihm und Andern alle schädliche Mishandlungen des Nebenmenschen zu verleiden.

Sechs und dreyßigste Geschichte.

Eine Bestättigung dessen, was in der vorhergehenden Geschichte und Unterredung von dem Misbrauche des Verstandes und Witzes gesagt worden.

Pfarrer.

Weil ihr neulich so gern gehöret, wie ein gemeiner Bauersmann wegen dem Misbrauche seines Verstandes und Witzes seye bestraft worden, will ich euch noch etwas von ziemlich gleichem Inhalte erzählen, das einem nicht gemeinen und nicht ganz unstudirten Menschen wegen solcher Bosheit widerfahren.

Es hatten zu Rom zwey bürgerliche, anfangs arme Eheleute, friedlich und einig, mit vieler Arbeit und Sparsamkeit ihr zeitliches Vermögen nach und nach also vermehret, daß sie nicht nur sich standmäßig ernähren, sondern auch von Zeit zu Zeit ein Stück Geld zurücklegen konnten. Als endlich eine ansehnliche Summe daraus entstanden, gaben sie den größten Theil davon einem guten Freunde und nahen Anverwandten zur Verwahrung, und verpflichteten ihn, dieses Geld, sobald von ihnen beyden entweder der Mann, oder das Weib würde gestorben seyn, dem überlebenden Theile, als nunmehr demselben allein gehörig, einzuliefern. Der Mann gieng zuerst in ziemlich hohem Alter mit Tode ab, nachdem er zuvor in einem Testamente sein etwas jüngeres Eheweib, weil keine Kinder vorhanden, als einzige Erbinn seines ganzen Haab und Gutes ernannt hatte. Sowohl sie, als andere Leute sahen diese Erbschaft für ein großes Glück an. Aber wie oft wird ein solches Glück gleich im Anfange durch verdrüßliche Zufälle gestöret! Ihr gedenket vielleicht, es werde sie viele Mühe gekostet haben, das hinterlegte Geld von dem vorge-

vorgemeldten Anverwandten zu erhalten? Nein, dieser war ein rechtschaffener Mann, und gab ihr alles auf ihre erste Forderung her.

Aber in ihrer Nachbarschaft wohnte ein ganz anders gesitteter adelicher Herr, von welchem ihr Verdruß und Leiden verursachet worden. Sein väterliches Erbgut, und der Gewinn, den er mit einer einträglichen Handelschaft machte, konnten seinen schändlichen Geldgeiz nicht ersättigen. Sobald er die sichere Nachricht bekommen, es seyen dieser Tagen siebenhundert Skudi, oder römische Thaler der Wittwe heimbezahlt worden, fiel ihm der Gedanken ein: Jezt könnte ich ohne viele Mühe ein schönes Stück Geld erhaschen, und damit meine Handelschaft in noch größern Flor bringen. Diese Weibsperson ist gar einfältig und leichtgläubig; sie hat nicht einmal Lesen und Schreiben gelernet. Es wird keinen großen Witz brauchen, um ihr das eingenommene Geld abzuschwäzen. Mit diesem Vorhaben kömmt er in ihre Behausung; bezeiget ihr mit freundlichen und schmeichelhaften

Worten seine Freude wegen ihrer schönen, wohlverdienten Erbschaft; rücket endlich mit der höflichen Bitte hervor, sie möchte doch die Güte haben, jene siebenhundert Thaler, so sie erst neulich zu Handen bekommen, ihm, als ihrem guten Nachbarn und besten Freunde, nur auf eine kurze Zeit, nur auf vier Monate zu leihen. Eben jetzt habe man ihm überaus kostbare Kaufmannswaaren sehr wohlfeil angeboten; sein Gewinn würde unfehlbar groß seyn, wenn sie ihm ungesäumt die verlangte Gefälligkeit erwiese. Die Wittib erschrack; wollte sich entschuldigen; getraute sich doch nicht, aus Furcht, den Herrn zu erzörnen. Sie fragt ängstig, ob sie sich sicher darauf verlassen dörfe, daß er diese Geldsumme ihr wieder zurückstellen, und zwar in vier Monaten zurückstellen werde. Ganz sicher, antwortet er, und überreicht ihr einen Zettel: Hier ist der Schuldenbrief, in welchem ich, als ein ehrliebender Mann, meine Schuld schriftlich bekenne, und mich verpflichte, dieselbe in benannter Zeit abzutragen.

Ein Schuldbrief von einem adelichen Herrn! Das ist dieser Weibsperson etwas nagelneues. Obwohl sie kein Wort davon lesen kann, hält sie es doch für eine große Ehre, und für ein augenscheinliches Zeichen seiner Rechtschaffenheit. Ohne weitern Anstand bekommt der Herr das verlangte Geld, und locket ihr noch dazu mit süßen Worten das Versprechen ab, keinem Menschen etwas von dieser Schuld und Schuldverschreibung zu melden.

Man kann sich einbilden, wie sorgfältig sie nach verflossenen vier Monaten ihren Schuldner besuchet: aber er hielt mit Höflichkeit und allerley Entschuldigungen um einen fernern Aufschub auf folgende vier Monate an. Nicht besser gieng es das nächstemal, und immerfort, bis fast drey ganze Jahre verflossen. Je öfter sie kam, desto unhöflicher und trockener ward sie mit leeren Händen abgewiesen.

Nun fiel ihr zu spät jene Warnung ein, welche man zwar nicht allzeit, aber doch in gewissen Umständen beobachten soll: Leihst du nicht, so giebt es Zorn: leihest du, ists Geld verlorn. Besser ist der erste

Zorn, als Geld und Freund zugleich verlorn. Sie entschloß sich noch das letztemal hinzugehen, dem undankbaren Schuldner auf das Gewissen zu reden, und endlich mit einer gerichtlichen Anklage zu drohen. Aber was half es? Ihre ungerechten Anforderungen, sprach der Herr mit trotziger Stimme, seyen ihm ganz unerträglich: er wisse nichts von einem entlehnten Gelde; wenn er eines entlehnet, habe er es schon längst zurückgegeben: mit einem Worte, er seye ihr nichts, gar nichts schuldig. Sie könne ihn verklagen, wo sie wolle; nur sein Haus solle sie nicht mehr betreten.

Aergerlich, und fast unbegreiflich kam der Wittwe eine solche Abläugnung seiner mit eigener Handschrift bewährten Schuld vor. Sie holet zu Hause den Schuldbrief, und geht damit voll trauriger Gedanken der Behausung des Herrn Gerichtschreibers zu. Man heißt sie, als eine im Hause wohl bekannte und geschätzte Person, in die Schreibstube hineingehen. Ein Paar junge allda arbeitende Schreiber melden ihr, der Herr seye fortgegangen,

um

um ein Schreiben zu holen; werde aber gleich wieder erscheinen. Frau, sagte einer: ihr müsset ihm etwas Wichtiges vorzutragen haben; Traurigkeit und Kummer scheint aus euerm Angesichte hervor. — Wie sollte es anders seyn können, antwortet sie seufzend, und trägt kein Bedenken, ihr ganzes Anliegen, mit Darreichung des mitgebrachten Zettels, ihnen zu entdecken. Aber wider all ihr Vermuthen fangen die zwey jungen Leute an, zu lachen, und lachen bey wiederholter Durchlesung des Zettels aufs neue, und können vor lauter Lachen nicht sagen, warum sie lachen. Was schlechter Trost für die Betrübte! Sie steht ganz bestürzet da, als eben recht der Herr Gerichtsschreiber hereinkömmt. Dieser behandelt sie auf eine viel tröstlichere Weise. Nachdem er alle ihre Klagen aufmerksam angehöret, und den vermeynten Schuldbrief bedachtsam durchgelesen, redet er sie mit folgenden Worten an: Gute Frau! diese Schrift kömmt mir nicht, wie meinen Schreibern, lächerlich vor. Ich empfinde nichts als Unwillen und Verabscheuung des Betrügers, der euch dieselbe

selbe gegeben. Anstatt seine Schuld zu bekennen, hat er nichts auf den Zettel hingeschrieben, als ein Gebeth, jenes bekannte Gebeth zu der seligsten Jungfrau und göttlichen Mutter Maria, welches mit den Worten, Salve Regina, oder gegrüßt seyst du Königinn, anfangt. Dieses ist die Ursache, warum er jezt sich getrauet, euch mit Verläugnung seiner Schuld abzuweisen. — Ich sehe wohl, was bittern Schmerzen euch diese unvermuthete Nachricht verursache. Aber mit Jammern und Weinen läßt sich die Sache nicht ändern. Seyd ein andersmal nicht mehr so leichtgläubig, und folget jezt meinem Rathe. Wendet euch unverzüglich mit eurer Klage an den Herrn Matthäus Burratti, welchem unlängst das wichtige Amt eines Stadtrichters in bürgerlichen Händeln anvertrauet worden. Mancher andere Richter würde euch nicht helfen können, weil ihr keine Zeugen, und keine hinlängliche Beweise habet: aber dieser Herr ist vorzüglich berühmt nicht nur wegen seiner Ge=

Gerechtigkeitsliebe, sondern auch wegen einer besondern Gattung von Weisheit und Scharfsinnigkeit, mit welcher er in zweifelhaften Händeln die Wahrheit aus dem Dunkeln an das helle Licht bringt, und frevelhafte Betrüger in die Grube stürzt, welche sie für Andere gegraben hatten.

Einen so gut gemeynten Rath befolgte die bedrängte Wittwe ohne alle Verweilung. Ihre Hoffnung lebte desto mehr auf, weil sie von dem erstbelobten Herrn Stadtrichter ganz gnädig vorgelassen; aufmerksam angehöret; gütig getröstet, und endlich geheißen worden in das Nebenzimmer zu gehen, und allda den baldigen Ausgang ihres Handels zu erwarten. Man würde vielleicht niemal umständlich erfahren haben, wie es möglich gewesen, einen solchen Handel in so kurzer Zeit zu schlichten, wenn nicht die Klägerinn selbst alles, was in dem Verhörzimmer vorgegangen, begierig angehöret, und nach der Zeit, weil ihr kein Stillschweigen aufgetragen worden, öffentlich kund gemacht hätte.

Der

Der von ihr angeklagte adeliche Kaufmann ward eilends durch einen abgeschickten Amtsdiener ersucht, sich bey dem Herrn Stadtrichter auf eine freundschaftliche Unterredung einzufinden. Er kam ohne Verzug; aber wahrscheinlich nicht ohne Gewissensunruhe. Die Art, mit welcher er empfangen, und begrüßet worden, war allerdings höflich und ehrsam. Auf die Frage, ob er sich gesund und wohl befinde? antwortete er mit einem dankbaren Ja, zu dienen. Ob seine Handelschaft glücklich vonstatten gehe? Gott Lob! nach Wunsch. Ob er auch die kostbaren, vor beyläufig drey Jahren wohlfeil erkaufte Waaren wohl angebracht? So ziemlich wohl. Ob er seiner Nachbarinn, der Wittwe, ihre zum Einkaufe vorgeschossene siebenhundert Thaler zur bestimmten Zeit wieder zurückgegeben? — Auf diese Frage erfolgte die Antwort nicht so schnell und munter. Siebenhundert Thaler? meiner Nachbarinn, der Wittwe? Ich kenne sie zwar; aber ich bin weder ihr, noch irgend einem Menschen, weder viel, noch wenig Geld schuldig.

So sage mir der Herr, spricht der Stadtrichter etwas ernsthafter: ob er nicht diesen Zettel mir eigener Hand geschrieben, und dem Weibe eingehändiget habe. —

Diesen Zettel? Es mag seyn. Ich kann mich nicht recht erinnern. Aber was folget daraus? —

Daß Er ihr unverzüglich die schuldige Summe Geldes auszahlen müsse. —

Verzeihen Sie, hochweiser Herr! Es ist ja kein Schuldbrief, sondern nur ein Gebeth, das Salve Regina. Haben Sie die Güte, dasselbe vom Anfang bis zum Ende durchzulesen. —

Ich habe es schon gelesen. Säume der Herr nur nicht, die Bezahlung zu leisten. —

Das bitte ich mir ab. — Eine solche Schrift beweiset nichts, und wo nichts bewiesen, kann kein Richter einen Angeklagten verurtheilen. —

Nur gemach! wenn er mein Urtheil nicht annehmen will, werde ich ihm bald einen mächtigern Richter finden. Verstehe er mich wohl. Ist nicht die Handschrift, die er beym Empfange des Geldes der Wittwe eingehändiget, ein Gebeth zu der heiligsten Jungfrau? —

Ja, nichts anders. —

Hat er dadurch die heiligste Jungfrau bitten wollen, sie möchte ihm Zeugschaft leisten, daß er aufrichtig gesinnet seye, das entlehnte Gut zurückzustellen?

Reineswegs.

Oder hat er sie anrufen wollen, daß sie anstatt Seiner die gemachte Schuld bezahlen möchte?

Noch weniger.

So kann er dann kein anders Absehen gehabt haben, als mit dieser Schrift eine unwissende Person zu betrügen, und in Schaden zu bringen. Das ist aber ein frevelhafter Misbrauch des Salve Regina;

Regina, dieses ehrwürdigen, in unserer Kirche so hoch geschätzten Gebethes; es ist eine Verachtung der göttlichen Mutter, und Entehrung ihres heiligen Namens. Hiemit erkläre ich, daß sein Handel, in welchem er mir, als weltlichen Richter, nicht folgen will, zum geistlichen, vom Papste eingesetzten Inquisitionsgerichte gehöre. Diesem werde ich den Herrn überliefern lassen; zugleich aber dem heiligen Vater selbst eine vorläufige Nachricht geben. — Nach diesen Worten ruft der Stadtrichter mit einem Glockenzeichen seine Leute herbey. Die Amtsdiener, spricht er, sollen diesen Herrn mit sich fortführen, und dem Vorsteher des geistlichen Inquisitionsgerichts in meinem Namen zur Verwahrung übergeben. Mein Kutscher aber soll augenblicklich die Pferde anspannen, um mich in den päpstlichen Palast zu überbringen.

Warum der adeliche Schuldner bey Anhörung solcher Befehle in Schrecken, Angst und

Verlegenheit gerathen, werdet ihr leichter verstehen, wenn ich euch sage, es seyen zu derselben Zeit an den Orten, wo das sogenannte geistliche Inquisitionsgericht eingeführet war, die Verächter und Spötter der katholischen Lehren, Kirchengebräuche, Ceremonien und Gebethe weit schärfer zur Verantwortung gezogen, und bestrafet worden, als jetzt zu geschehen pflegt; sogar bisweilen mit Einziehung ihrer zeitlichen Güter, und im Falle einer hartnäckigen Glaubensverläugnung mit dem Tode. Zudem regierte damals der römische Papst Paulus der Fünfte, ein gar strenger Feind und Verfolger aller Ungerechtigkeiten und Betrügereyen. So konnte dann dem frevelhaften Läugner bey der angedrohten Anklage an zweyen so gefährlichen Orten nicht wohl seyn. Weil ihm keine Bedenkzeit übrig, erbiethet er sich, zur Abwendung fernerer Unruhen und Kösten die geforderte Geldsumme der ungestümen Wittwe, obwohl er ihr nichts schuldig, als ein großmüthiges Almosen zu verwilligen, und nächster Tagen baar auszuzahlen. Nicht nächster Tagen, fällt ihm der Stadtrichter in die Rede, gleich jetzt, in meiner Gegenwart

muß

muß die Bezahlung geschehen. — So erlauben Sie mir, hochweiser Herr! nach Hause zu gehen, und das Geld abzuholen. — Nein, ich kann den Herrn noch nicht aus meinen Händen lassen. Hier sind vertraute Leute, welchen er die Schlüssel zu seinen Geldkästen, und den Befehl an seine Hausfrau, oder seinen Handlungsverwalter geben muß, daß sie eilfertig nicht weniger, als siebenhundert Thaler hieher schicken. Erst hernach wird sich von seiner Heimkehre reden lassen.

Es half wider diesen Auftrag keine Einwendung, keine Entschuldigung. Das Geld ward auf die vorgeschriebene Weise aus seinem Hause abgeholet und hergebracht. Zu gleicher Zeit bekam die Wittwe den erwünschten Wink, aus dem Nebenzimmer herauszutreten, und die vorgezählten siebenhundert Thaler, als ihr Eigenthum, zu Handen zu nehmen. Als sie unter freudigem Einpacken vom Richter befragt wurde, ob sie eine Abbitte, oder einen Zins verlange, war ihre Antwort: Nichts, nichts

von diesem; sondern nur, daß mein Herr Nachbar inskünftig mich, und mein Geld mit Ruhe lasse. — Wer niemal ganz uneigennützig seinem Nebenmenschen einen wichtigen Dienst geleistet, kann sich nicht einbilden, was lustvolle Herzensvergnügenheit der edle Stadtrichter werde empfunden haben, da er eine unschuldig bedrängte Person, nunmehr vollkommen getröstet, unter häufigen Dankssprüchen; ihren boshaften Betrüger aber äußerst beschämet mit gehängtem Kopfe und traurigem Stillschweigen, fortgehen gesehen. Sein Name ward durch diese Begebenheit noch mehr verherrlichet. Der Geschichtschreiber, Janus Nicius Erithräus, lobet ihn mit folgenden Worten: Es scheint mir, der Herr Matthäus Burratti, ein Richter, nicht wie Viele; sondern unter den rechtschaffensten beynahe der erste, seye diesesmal bey so schneller und glücklicher Art, die Unschuld zu schützen, und die Bosheit zu strafen, durch eine besondere himmlische Erleuchtung geleitet und gestärket worden.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Das wäre eine Freude, wenn alle Prozesse so geschwind und glücklich ausgemacht würden. Aber, das Gott erbarme! wie manchesmal muß ein Kläger, der das beste Recht hat, ganze Wochen und Monate auf den endlichen Ausspruch warten, und dabey viel Zeit, und viel Geld einbüßen!

Pfar. Die Richter haben nicht allezeit besondere himmlische Erleuchtungen. Ihr würdet euch grob versündigen, wenn ihr aus der längern Dauer eines Gerichtshandels gleich schließen wolltet, der Richter seye träg und nachläßig in Verrichtung seines wichtigen Amtes, oder er trachte mit vorsätzlicher Verlängerung einen unerlaubten und schändlichen Gewinn für sich und die Seinigen zu machen. Oft ist dasjenige, was der Kläger für gewiß und sicher ansieht, noch ganz unbewiesen und zweifelhaft. Es müssen nothwendiger Weise zerschiedene und weitläuftige Untersuchungen angestellt werden, und diese fordern freylich Zeit, und kosten Geld.

Handw. Meinetwegen gehe es, wie es wolle. Der erste Gerichtshandel, zu dem mich mein Weib selig angehätzet, hat mir alles Prozessiren auf mein lebenlang verleidet. Und Sie, Herr Bruder! haben mich in einer Christenlehre noch mehr davon abgeschrecket. Ohne die allerhöchste Noth soll man mich gewiß nicht mehr in einer Gerichtsstube sehen.

Pfar. Was war es für eine Christenlehre?

Handw. Von einer aus den acht Seligkeiten: Selig sind die Friedsamen; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden. Da haben Sie gesagt, wie sündhaft und unverantwortlich seye die Streitsucht jener Landleute, sonderbar der Hausväter, welche mit unnöthigem und hartnäckigem Prozessiren ihre Arbeiten versäumen, und ihre Familie in Gefahr der Armuth und des Verderbens setzen. Item, wie ein jeder auch erlaubter Gerichtshandel, so lang er dauert, beyden Parteyen nicht nur Geldkösten, sondern auch beständige Gemüthsunruhe, Kummer und Verdruß der Menge nach verursache; Item, wie manche

Sün-

Sünden auf beyden Seiten, als zum Exempel, Abneigung und Widerwillen, Beschimpfungen und Ehrabschneidungen, Haß und Feindschaft daraus zu entstehen pflegen. Hierauf haben Sie von einem guten Rath geredet, welchen ein heiliger Apostel, ich weiß nicht mehr Petrus oder Paulus, den ersten Christen überschrieben. Endlich haben Sie uns sanft und liebreich zugesprochen, wenn wir mit einander in Zank und Zwistigkeiten gerathen, sollen wir nicht gleich vor Gericht gehen, sondern aus unserer Gemeinde oder Nachbarschaft einen ehrliebenden und verständigen Mann als Schiedsmann und Friedensrichter annehmen, und von ihm, kurz und ohne Kosten, den Handel ausmachen lassen.

Pfar. Gott seys gedankt, daß schon einige meiner lieben Pfarrkinder diesem Rathe zu ihrem größten Nutzen gefolget. Ich bedaure von Herzen alle diejenigen, welchen es unmöglich ist, durch eine solche Vermittlung ohne gerichtliche Anklage ihre Streitigkeiten zu endigen, wie es der guten Wittwe in der vorgemeldten Geschichte unmöglich gewesen.

Handw. Just recht rühren Sie mir wegen dieser Wittwe einen Zweifel auf. Wenn sie in ihrer Jugend lesen und schreiben gelernet hätte, würde sie den Betrug des adelichen Herrn leicht bemerket, und das Salve Regina nicht für eine Schuldverschreibung angesehen haben. Wegen ihrer Unwissenheit hat sie hernach so viel Verdruß und Bitterkeit einschlucken, ja schier gar das ausgeliehene Geld dahinten lassen müssen. Folget nicht hieraus, daß alle jungen Leute, männlichen und weiblichen Geschlechts, auch auf dem Lande, lesen und schreiben lernen sollten?

Pfar. Das ist unter andern eine Ursache, warum zu unsern Zeiten die meisten Obrigkeiten so ernstlich darauf dringen, daß in jedem Dorfe ein Schulhaus aufgerichtet, und alle Aeltern verpflichtet werden, ihre Kinder ohne Ausnahme dorthin zu schicken, damit diese den nöthigen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen bekommen.

Handw. Aber meinem Nachbarn, einem alten grundehrlichen Mann, wollen diese Schulanstalten gar nicht gefallen. Er kann nicht

schrei-

schreiben und nicht lesen; das Rechnen hat er so ziemlich aus eignem Kopfe gelernet. Wenn man ihn höret, ist es weder nützlich, noch rathsam, daß die Bauernkinder gelehrter werden, als er, und Viele seines gleichen sind. Er sagt, manche haben einen harten Kopf, und gar keine Lust zu einem solchen Lernen, vielmehr lauter Abneigung und Widerwillen. Für diese sollte es genug seyn, wenn sie die christliche Lehre, ihre Standespflichten, und alle nöthige Feld- und Hausarbeiten recht erlernten. Man habe von der Erfahrung, daß aus solchen Leuten insgemein die demüthigsten und gehorsamsten Unterthanen, und die fleißigsten und getreuesten Dienstbothen, und die aufrichtigsten redlichsten Nachbarn werden. Hingegen sehe man, daß nicht selten halbstudirte Landleute, welche lesen und schreiben, und noch etwas weniges darüber gelernet, entweder die Feld- und Hausarbeiten vernachläßigen, und die Nase gar zu oft in Büchern, vielleicht auch schädlichen Büchern haben; oder böse Schriften, falsche Zeugnisse, Buhlbriefe verfertigen, und fremde Briefe unerlaubter Weise erbrechen und lesen; oder mit Stolz sich über Andere erhe-

ben, und die heilige Schrift und die Glaubenslehren besser verstehen wollen, als die geistlichen Seelsorger; oder — oder — es fällt mir nicht mehr alles ein, was der gute Mann dahergesagt. Noch dieses: Wir sollen nur Acht geben, ob es nicht großentheils solche Leute seyen, welche leidige Unruhen und Zwiespalten stiften; immerdar etwas, auch was sie nicht angeht, tadeln und kritisiren; das Maul am allerweitesten aufsperren, wenn es auf die Beschimpfungen und Verschmähungen der rechtmäßigen Obrigkeiten, und der obrigkeitlichen Verordnungen losgeht.

Pfar. So machen es nur einige, und misbrauchen ihre kleine Wissenschaft, wie man alles Gute misbrauchen kann, ganz wider das Absehen, und wider den Willen derjenigen, welche die Landschulen angeordnet haben. Andere hingegen wenden alles, was sie gelernet, zu ihrem wahren Nutzen, und oft auch zum Nutzen ihres Nebenmenschen an. Ich könnte euch einen Pfarrgenossen nennen, welcher sich kein Buch anschafft, ohne zuvor bey seinem Seelsorger anzufragen, ob es ein gutes und

nütz-

nützliches Buch seye. Bey müßigen Stunden ist ihm das Lesen eine angenehme Ergötzung, erleuchtet seinen Verstand, und verbessert sein Herz. Aus diesem Absehen macht er sich eine Freude, auch andern, die gern zuhören, etwas vorzulesen. In nothwendigen Geschäfften kommt er den Unerfahrnen mit seiner Schreibkunst unentgeldlich zu Hülf. Wie vielen Dank bin ich ihm; ja, wie vielen Dank ist ihm die ganze Gemeinde schuldig, weil er mir neulich angezeiget, es trage ein fremder Schleichhändler in seinem Bündel neben den geistlichen Bildern auch gottlose Bücher, ärgerliche Lieder und garstige Kupferstiche herum, und biethe diese Waaren heimlich der unbehutsamen Jugend zum Kaufen an? Wie manches Unheil hätte dieser Schurk, dieser Seelenvergifter anrichten können, wenn er nicht auf mein erstes Ersuchen von der Obrigkeit wäre fortgejagt worden.

Sie-

Sieben und dreyßigste Geschichte.

Von den Scherzreden. — Sie sind nicht allezeit unschuldig, und unschädlich. Man soll nichts spöttisch- und schimpfliches darein mischen, wenn man vorsieht, es würden ein oder mehrere Nebenmenschen Ursache haben, sich dadurch beleidiget zu finden. —

Handwerksmann.

Sagen Sie mir einmal, Herr Bruder! wer der Aesopus gewesen. Ich habe schon öfters etwas erzählen gehöret, wobey es hieß, es seye eine Fabel vom Aesopus.

Pfar. Wie gefallen euch solche Fabeln?

Handw. So, so. Der Anfang besteht gemeiniglich in einer puren, gar nicht wahrscheinlichen Erdichtung, als wenn die unvernünftigen Thiere, auch die Bäume und Pflanzen,

zen, ja sogar der Tod vernünftig denken und reden könnten: doch kömmt endlich zuletzt eine wahrhafte Sittenlehre heraus.

Pfar. Diese Art eine Wahrheit anzubringen, wird sonderbar von gelehrten und witzigen Leuten sehr hoch geschätzet, und kann bisweilen den Nachdenkenden großen Nutzen bringen. Darum haben nach dem Aesopus manche Schriftsteller neue Fabeln und fabelhafte Erzählungen ausgedenket, und zum Drucke gegeben, welche oft eben so gut, ja noch artiger und lehrreicher, als die Aesopischen sind. Ich will mich aber dabey nicht aufhalten, sondern eure Frage beantworten, wer der Aesopus gewesen seye. Meine Erzählung, sonderbar was die Umstände seines Todes betrifft, kann mehr, als alle Fabeln, zu einer sehr wichtigen Warnung dienen. — Es war dieser seltsame Mensch vor mehr als zwey tausend Jahren, folglich einige Jahrhunderte vor Christi Geburt, in Phrygien, einer Provinz in Kleinasien, zur Welt gekommen. Sobald er ein wenig erwachsen, mußte er sich von seinen armen Aeltern, welche ihn wegen seiner

sehr

sehr unförmlichen und fast abscheulichen Gesichts- und Leibsgestalt nicht besser anbringen konnten, nach dem Gebrauche derselben Zeiten, als einen Sklaven oder leibeigenen Knecht in fremde Dienste verkaufen lassen. Man gieng damals mit den Sklaven nicht so ehrlich und glimpflich um, als bey uns ein christlicher Hausvater mit seinen Dienstbothen umzugehen schuldig ist: man trug kein Bedenken, solche unglückliche Nebenmenschen, ohne allen Lohn, mit den verächtlichsten und schwersten Arbeiten zu überladen; wegen den kleinsten Fehlern zu peitschen und zu geißeln; wie das Vieh auf öffentlichem Marktplatze an den Meistbiethenden zu verkaufen. Dieses alles hat Aesopus erfahren. Vielleicht hätte er bald unter so vielen Leiden verschmachten müssen, wenn ihm nicht die wohlthätige Natur den Mangel äußerlicher Güter und leiblicher Vortheile mit großen Verstands- und Herzensgaben ersetzet hätte. Wer immer die weitläuftige Beschreibung seines Lebens, welche ein griechischer Schriftsteller, mit Namen Maximus Planudes, verfertiget, wie auch die beygefügten Aesopischen Fabeln bedachtsam durchliest,

wird

wird sich verwundern, wie ein Mensch, für dessen gute Erziehung Niemand gesorget, sich so getreu und fleißig, so geduldig und sanftmüthig im Sklavenstande aufführen; wie er, ohne einen Unterricht in den Schulen bekommen zu haben, so scherzhaft und witzig denken, reden und handeln können. Ich will nicht alle seine Fabeln und fabelhafte Erzählungen, nicht alle seine scherzhafte Reden und Thaten loben; es kommen mir einige derselben frostig, abgeschmack, ungereimt und tadelswürdig vor: aber die mehreren sind nicht nur nach meinem, sondern auch nach dem allgemeinen Urtheile der Gelehrten und Ungelehrten, artig, fein, sinn- und lehrreich.

Er wußte bisweilen seinem eigenen Herrn, der doch ein Weltweiser war, mit witzigen Einfällen und Rathschlägen aus der Noth und Verlegenheit zu helfen. Es glückte ihm sogar, mit einigen wohl angebrachten Fabeln die Einwohner der Insel Samos vor den feindlichen Nachstellungen des Königs Crösus zu warnen, und diesen über ihn und über sie erzörnten Herrn gänzlich zu besänftigen. Endlich erhielt

er zum Lohne, was er am meisten gewünschet; auf inständiges Verlangen des Volks und der Obrigkeit mußte ihn sein Herr von der Dienstbarkeit lossprechen, und als einen freyen Menschen fortreisen, und fremde Länder besuchen lassen. Der Ruhm des Fabeldichters Aesopus hatte sich an manchen Orten schon vor seiner Ankunft verbreitet. Damals stunden, sonderbar in Asien, etliche Könige mit einander in vollkommener Freundschaft, und waren auf eine verwunderliche Art gleich große Liebhaber von witzigen, verschrauften, Nachdenken fordernden Fragen und Aufgaben. Dergleichen bey uns so genannte Räthseln schickten sie bisweilen spashalber in abwechselnden Briefen einander zu, mit der Bedingung, daß der Befragte, wenn er die rechte Antwort und Auflößung finden würde, eine gewisse Summe Geldes von dem Fragenden erhalten, im widrigen Falle aber eben so viel Geld demselben auszahlen sollte. Als nun Aesopus auf seiner Reise in der Hauptstadt des Babylonischen Königreiches angekommen, ward er ungesäumt nach Hof berufen, und von dem König auf das freundlichste empfangen und bewir-

thet;

thet; denn dieser hoffte sicher, ein so witziger Mann werde ihm sehr verhülflich seyn können, so wohl die einlaufenden dunkle und spitzfindige Fragen und Aufgaben zu beantworten und aufzulößen, als auch andere gleichmäßige zur Beantwortung und Auflößung an die freundschaftliche Könige abzusenden. Der Erfolg übertraf alle Erwartung. Sein werther Gast wußte nicht nur alles zu errathen, was man ihm räthselhaftes vortrug; sondern erdichtete auch neue Fragen und Aufgaben, welche Andern nach vielem Kopfbrechen unauflößlich vorkamen. So ist leicht zu erachten, wie manche Summen Gelds der Babylonische König mit leichter Mühe seinesgleichen Freunden abgewinnen können. Einen guten Theil davon bekam Aesopus, nebst ungemeinen Lobsprüchen und Ehrebezeigungen. Doch war er damit nicht völlig vergnüget, und konnte seiner heftigen Begierde, wenigst noch eine Reise durch das berühmte Griechenland zu machen, nicht länger widerstehen: um die Bewilligung seines hohen Gutthäters zu erhalten, versprach er eine baldige Zurückkunft, und bestättigte das Versprechen mit einem Eidschwure.

Aber wie unglücklich für den Fabeldichter, und wie denkwürdig für alle zum Spotten und Schimpfen geneigte Witzlinge ist diese Reise abgelaufen! — In den meisten Landschaften und Städten, die er zu besuchen sich vorgenommen, war zu denselben Zeiten eine sogenannte Demokratische, oder Volksregierung eingeführet. Die oberste Gewalt stund bey der gesammten Bürgerschaft: ohne ihre Einwilligung durfte kein altes Gesetz abgeschaffet, kein neues gemachet; nichts Wichtiges in bürgerlichen, gerichtlichen, Kriegs- und Friedensangelegenheiten beschlossen werden; sie ernannte durch Mehrheit der Stimmen ihre Vorgesetzten und Aufseher, und setzte dieselben nach Gutdünken wieder ab. So gieng es auch in der Stadt Delphis oder Delphos zu, als der reisende Aesopus allda angelangt. Aber die Einwohner waren bey weitem nicht so wohl geartet, so scharfsinnig und wissensbegierig, so freundlich und gesellig, wie in den meisten andern Städten. Sie erwiesen dem Fremdlinge gar keine besondere Ehre, obwohl sie schon gehöret hatten, er stehe bey einigen Königen in Gnaden: seine Fabeln und Scherze hörten sie

ohne

ohne Bewunderung ganz kaltsinnig an: muthwillige Buben durften ungestraft seiner spotten: mehrere Bürger ließen sich verlauten, er seye weiter nichts, als ein müßiger, oder doch nur mit einer brodlosen Kunst beschäftigter Witzling. — Dieses unerwartete Betragen der Delphier verdroß den Mann desto mehr, weil die viele an andern Orten erhaltene Ehren und Lobsprüche sein gutes Herz in etwas verderbet, und ihm eine gar zu große Schätzung seiner selbst, und gar zu geringe seiner Nebenmenschen beygebracht hatten. Er nahm sich vor, in Bälde abzureisen; doch vor der Abreise noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt und der Gegend, sonderbar einen gewissen Tempel zu besichtigen, welcher zur Verehrung eines heydnischen Götzen, Apollo, bestimmet war. Auf dem Wege begegneten ihm etliche junge Bürgersöhne, stellten ihn zu Rede, und fragten, wie ihm die Stadt und diese Gegend gefalle. Gar wohl, war seine Antwort. Und was haltet ihr von den hiesigen Leuten, von der delphischen Bürgerschaft? — Auf diese zweyte Frage hätte Aesopus, den Regeln der Klugheit zufolge, entweder mit ei-

nem Lobspruche antworten, oder, wenn ihm keiner eingefallen, doch nichts entehrendes den Fragenden in das Angesicht sagen, viel weniger auf eine schimpfende und beissende Art sagen sollen. — Nach einem kurzen Stillschweigen, als sie ihre Frage widerholten, ruckte er seiner Gewohnheit nach, mit einer fabelhaften Erzählung heraus, und gab ihnen in der Auslegung seine Meynung nur gar zu deutlich zu verstehen. Die ganze Rede lautete also: Weil ihr wissen wollet, was ich von den hiesigen Leuten, von der Delphischen Bürgerschaft halte, so höret es. — Ein Kaufmann stund einstens an dem Ufer des großen Weltmeeres, und erblickte mit Anstrengung seiner Augen etwas, das in einer weiten, sehr weiten Entfernung auf dem Wasser hervorschien. Das wird wohl das reiche, schon lang erwartete Kaufmannsschiff seyn, gedachte er bey sich selbsten. Nach einiger Zeit kam es ein wenig näher, und jezt hielt er es nur für ein kleines Fischerschiff. Endlich, nachdem es von den Wellen noch näher dem Ufer zugetrieben worden, erkannte

er

er seinen Irrthum. Es war nichts anders, als ein unförmlicher, grober Holzblock. — Bürger von Delphis! Fast eben so, wie diesem Kaufmanne, ist es mir ergangen. So lang ich von eurer Stadt und Gegend weit entfernet war, hab: ich mir in meiner Einbildung die Delphier als überaus wohlgeartete, sinnreiche, freundliche Leute vorgestellet; aber seitdem ich euch in der Nähe betrachtet, muß ich etwas ganz anderes denken, und glauben. — Voll Zorn und Erbitterung fielen ihm die Bürgersöhne in die Rede: Was? du elende Misgeburt! du unterstehest dich unsere Bürgerschaft zu beschimpfen? Mit einem Holzblocke zu vergleichen? Er gab keine Antwort mehr, und gieng seines Weges fort, dem vorgemeldten Tempel zu: aber hiedurch wurden seine beleidigten Gegner noch mehr erbittert. Das erste, was sie in einer hitzigen Berathschlagung einhällig beschlossen, war die Gefangennehmung des gräulichen Spötters, so bald er aus dem Tempel zurückkehren würde, und die öffentliche Anklage vor der ganzen Volksversammlung.

Allein dieses schien ihnen nicht erklecklich zu seyn. In unsern alten Gesetzen, sprachen sie unter einander, ist für die Fremdlinge, die von unserer Stadt verächtlich und schimpflich reden, keine größere Strafe, als die Landesverweisung bestimmet. Wenn dann dieses Urtheil den nichtswerthen Landstreicher zur Abreise nöthiget, wird er sich zwar fortmachen; aber hernach an den andern Orten sein Lästermaul noch weiter aufthun, und die Delphier in ganz Griechenland verschreyen; und zum Gelächter machen. Sollten wir nicht für unsere Ehre und aus Liebe zum Vaterland alles Mögliche wagen, damit der Böswicht nicht weiter kommen, und uns auf ewig nicht mehr schaden könnte.

Unter andern Vorschlägen gaben ihnen die zwey frechsten und rachgierigsten Kameraden den folgenden: Führet nur den Schurken gefänglich in die Stadt, machet ihn bey dem Volke recht verhaßt, und begehret seine Verbannung. In der Zwischenzeit nehmen wir beyde aus dem Tempel

des

des Apollo ein kleines goldenes Geschirr hinweg, und bereden den eigennützigen Wirth, bey dem unser Feind seine Einkehr genommen, so wohl mit Geld, als mit guten Worten, dieses Geschirr in den Reisebündel seines ohnehin des Todes schuldigen Gastes heimlich einzuschieben. Das ist die Hauptsache, wenn diese glücklich ablauft, haben wir einen gewonnenen Handel.

Es willigten alle in diesen erzboshaften und gewissenlosen Vorschlag, und er gieng, leider! nach ihrem Wunsche von statten. Aesopus ward auf die erste Anklage wegen seinen Schmachreden von dem Volke verurtheilet, ungesäumt Stadt und Land zu räumen. Er ward damit zufrieden, weil man ihm befohlen, was er ohne das zu thun sich vorgenommen hatte; gieng geraden Wegs nach dem Wirthshause; befriedigte den Wirth; nahm seinen Reisebündel, ohne nachzusehen, ob während seiner Abwesenheit nichts heraus, oder hinein gekommen; machte sich damit ganz unbekümmert zum nächsten Stadtthor hinaus.

Aber zur nämlichen Zeit entsteht in der Stadt eine neue Volksaufruhr. Zwey Bürgersöhne laufen lärmend und heulend daher, mit der Nachricht, sie seyen eben jetzt in dem Tempel gewesen, und haben da zu ihrer größten Bestürzung wahrgenommen, daß ein goldenes Geschirr daraus entwendet worden. Diesen Raub könne kein Delphier, und kein anderer Mensch begangen haben, als der verbannte Flüchtling. Sie selbsten, und noch mehrere ihrer Kameraden haben denselben vor wenigen Stunden in den Tempel hineingehen gesehen. Das gesammte Volk entsetzet sich ab einer so ungewöhnlichen, so scharf verbothenen Entehrung des Delphischen Schutzgötzen Apollo. Man schicket eilends dem vermeynten Missethäter nach, und läßt ihn in die Stadt zurück führen: sein Reisebündel wird durchgesuchet, es befindet sich das bemeldte, von dem bestochenen, treulosen Wirthe hineingeschobene Tempelgeschirr darinn. Da ruft zwar der Beschuldigte den Apollo und alle heydnische Götzen zu Zeugen seiner Unschuld an; aber der ergrimmte Volkshaufen überschreyt ihn, und beschließt einstimmig, er habe die für jeden Tem-

pelraub

pelraub bestimmte Todesstrafe verdienet, und müsse von dem hohen, nächst bey der Stadt gelegenen Felsen in den Abgrund gestürzet werden.

Von Rechtswegen hätten die obrigkeitlichen Vorsteher und Aufseher die Sache genauer untersuchen sollen: aber bey allen Regierungsformen, und sonderbar bey einer Demokratischen Volksregierung, können bisweilen die weisesten Oberhäupter der überhandgenommenen Wuth einer empörten Volksmenge so wenig Einhalt thun, als die geschicktesten Steuermänner den tobenden Winden und Wellen.

Ohne weitere Untersuchung ward der Verurtheilte unter tausend Flüchen seiner Verfolger auf den fürchterlichen Felsen fortgeschleppet. Man bewilligte ihm ungern die letzte, damals gewöhnliche Gnade, vor seinem Tode noch etwas reden zu dörfen. Nach erfolgtem ziemlichen Stillschweigen brachte er seine bekannte Fabel von dem Frosche und der Maus vor, sammt der beygesetzten Lehre, daß derjenige, der einen unschuldigen Nebenmenschen unglücklich macht, zuletzt selbst unglücklich werde. Weil

aber diese Drohung nichts fruchtete, ließ er nicht nur alle Hoffnung sein Leben zu retten, sondern auch alle bisherige Geduld fahren, und rufte voll Unwillen: Wisset ihr, grausame Leute! was mich jezt zum allermeisten schmerzet? Ein alter ehrlicher Bauersmann bekam einstens Lust, eine kleine Reise in die nächstgelegene Stadt zu machen. Seine Söhne brauchten die Pferde zum Ackerbaue, und spannten ihm ein Paar Esel an den Wagen. So kam er glücklich in die Stadt: aber im Heimfahren bey anbrechender Nacht, und entstandenem Wetterregen verfehlten die Esel den rechten Weg, und stürzten sich und ihn, sammt dem Wagen, in einen tiefen Abgrund. Der arme Tropf brach Hals und Bein. Man fand ihn in den lezten Zügen, und fragte, ob er große Schmerzen habe. Er antwortete mit todschwacher Stimme, es schmerze ihn am meisten, daß er nicht von schönen wackern Pferden; sondern von so schlechten verächtlichen Eseln in den Tod geliefert worden. Eben so thut

mir

mir dieses am meisten wehe, daß ich nicht bey vernünftigen und rechtschaffenen; sondern bey den dummsten und ehrlosesten Einwohnern des Griechenlandes mein Leben endigen muß.

Was auf diese neue Beschimpfung des Volkes gefolget, könnet ihr euch leicht einbilden. Unter entsetzlichem Zettergeschrey ward der Spötter über den Felsen hinausgestossen, und auf den harten in der Tiefe liegenden Steinen in Stücke zerschmettert. — Sein Lebensbeschreiber meldet noch am Ende, es seye bald darauf in der Stadt eine pestilenzische Seuche ausgebrochen, und von den vernünftigsten Bürgern für eine Strafe der übereilten, an dem Fremdlinge verübten Mordthat angesehen worden; darum haben sie sich entschlossen, demselben ein ansehnliches Grabmaal aufzurichten. Ueberdas seye eine ganze Schaare von ehemaligen Freunden und Schätzern des berühmten Fabeldichters mit gewaffneter Hand in das Delphische Gebieth eingefallen, um eine empfindliche Rache an den grausamen Einwohnern auszuüben. Aber was hat dieses alles dem ver-

un-

unglückten Aesopus nach seinem Tode nützen können? Warum hat er nicht vorher seine Zunge besser im Zaume gehalten? Warum hat er nicht daran gedacht, daß er eines Tags seinem Herrn auf Befehl, das Beste aus der Metzge zu holen, nichts als lauter Zungen; und am folgenden Tage, auf Befehle das Schlimmste zu kaufen, abermal lauter Zungen gebracht; dabey zu seiner Rechtfertigung gesagt, seiner Meynung nach seye die Zunge wenigst bey dem Menschen das beste und nützlichste, wenn er sie recht gebrauche; aber auch das schlimmste und schädlichste, wenn er sie misbrauche?

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Dieser sonst so witzige Mann hätte sich zuvorderst hüten sollen, in einem fremdem Lande auf eine ganze Volksgemeinde zu schimpfen. Solches Schimpfen ist gar mislich. Ich kenne eine Landschaft, wo ein Durchreisender wenigstens den Buckel voll Schläge bekommen würde, wenn er ein gewisses Schimpf-

wort, das die Einwohner durchaus nicht leiden wollen, aus seinem Munde entfahren ließe.

Pfar. Wir haben aber auch manche Beyspiele, aus welchen erhellet, daß eine solche Rede, wenn sie schon nur auf einen einzigen Menschen abzielet, einen gewaltigen Schaden anrichten könne. Als unter der Regierung des griechischen Kaisers Justinus des Zweyten, seine Gemahlinn sich spottweise verlauten lassen, der kaiserliche Statthalter in Italien, mit Namen Narses, wäre tauglicher, in ihrem Spinnhause an der Kunkel zu arbeiten, als ein Land zu regieren, ließ dieser ihr bedeuten, er wolle ein Gespinst verfertigen, und zusammen weben, welches weder sie, noch ihr Ehegemahl werde auflösen können. Hierauf rufte er aus wilder Rachesucht ein feindliches Kriegsvolk, die Longobarden, herbey, und gestattete ihnen das ganze Land mit Verjagung aller damaligen Einwohner zu erobern.

Handw. Bey vornehmen Standspersonen mag etwas solches wohl möglich seyn. Aber Meinesgleichen gemeine Leute sind nicht so empfind-

pfindlich; wenn man sie vexiert, lachen sie mit.

Pfar. Ihr sehet sie lachen; wisset aber nicht, wie es in ihrem Herzen zugeht. Manchen thut fast ein jedes Stichwort wehe; was sie das erstemal mit Gelassenheit erduldet, kommt ihnen das zweytemal unerträglich vor; dem einten Nebenmenschen verzeihen sie es leicht, aber dem andern nicht. Wie oft sind schon, auch bey Euresgleichen Leuten, aus einer Schimpfrede ernstliche Feindseligkeiten, Raufhändel, und Schlägereyen entstanden? Wie oft gerichtliche Anklagen, und sogenannte Injurienprozesse, welche bisweilen dem Richter unnöthig, ja sogar lächerlich; dem Kläger aber so wichtig vorkommen, daß er nicht nachgeben; wenn es auch sein halbes Vermögen kosten sollte, nicht nachgeben will, bis daß sein Gegner widerrufe, abbitte, Satisfaktion gebe.

Handw. Ich hüte mich nach Möglichkeit vor solchen gefährlichen Schimpfreden; aber des Lachens kann ich mich nicht enthalten, wenn bisweilen ein gewisser Fabelhanns aus dem nächsten Dorfe über einige mir bekannte Leute sich

lustig

lustig macht, und einem nach dem andern, aber nur, da sie es nicht hören, einen Klemper oder Schletterling, wie wir es nennen, anhenket.

Pfar. Ihr solltet kein Wohlgefallen darüber erzeigen, sonst machet ihr euch fremder Sünde theilhaftig, und stärket den Sünder in seiner bösen Gewohnheit. Wenn er nirgends günstige Käufer fände, würde er endlich aufhören, seine leidige Spottwaaren auszulegen. Könnet ihr nicht ganz wahrscheinlich muthmaßen, er werde auch über euch in andern Gesellschaften, wo ihr nicht zugegen seyd, auf eine eben so lieblose Art losziehen? Hättet ihr es gern, wenn euere Freunde in solchem Falle den Spötter mit Wohlgefallen und Gelächter anhörten?

Handw. Er gewinnet doch mit seinen witzigen Einfällen manches Glas Wein.

Pfar. Das wird schwerlich lange dauern. Je weniger solche muthwillige Witzlinge ihrer Nebenmenschen schonen, desto mehr verrathen sie ihr bösartiges Herz. Man kann sie nicht

immer

immer hochschätzen; man fürchtet sich mehr und mehr vor ihren bissigen Zungen; endlich belohnet man ihnen den Misbrauch ihres Witzes mit einer allgemeinen Verachtung, oder gar mit einem allgemeinem Hasse.

Acht und dreyßigste Geschichte.

Von jener allgemeinen Klugheitsregel: Wenn du angereitzet wirst etwas zu thun, aber zugleich vorsiehst, daß du hernach mit allzuspater Reue wünschen würdest, dieses nicht gethan zu haben, so thue es nicht. — Wohl den jugendlichen Herzen, welche diesen Grundsatz frühezeitig einwurzeln lassen! Nutzen und Vergnügen volle Früchten werden in späterm Alter daraus entstehen.

Pfarrer.

Die folgende Geschichte, welche in dem sogenannten Schauplatze lust- und lehrreicher Geschich-

Geschichten von dem glaubwürdigen Schriftsteller Harsdörfer aufgezeichnet steht, hat sich in Frankreich zu einer Zeit ereignet; da die Regierung dieses großen und schönen Landes weit anders beschaffen war, als sie in unsern Tagen ist. Damals hatte ein König die ganze Oberherrschaft: sein Reich war in zwölf große Landschaften, oder Provinzen, die zwölf Hauptregierungen genannt, abgetheilet: er ertheilte die Würde und Macht, solche Landschaften in seinem Namen zu regieren, nur allein den Prinzen von königlichem Geblüte, oder Herzogen, und Grafen vom allerhöchsten Adel, und diese konnten mit leichter Mühe, weil noch eine Menge anderer Beamten und Aufseher von minderm Range in zerschiedenen Abtheilungen jeder Provinz angestellet war, Geld und Gut zum Ueberfluße erwerben.

Einem solchen königlichen Statthalter war im verflossenen Jahrhundert die französische Provinz Guyenne, oder Aquitanien, anvertrauet. Wie prächtig es an dessen Hofe zugegangen, kann man schon daher abnehmen, weil er nicht nur eine sehr zahlreiche Dienerschaft

hielt, sondern auch mehrern adelichen Freunden, welche bey ihm Schutz und Beförderung suchten, in seinem herzoglichen Palaste unentgeltliche Kost und Wohnung gab. Unter andern, welche diese Gunst genossen, befand sich ein gewisser junger Herr, den ich den Herrn Prüdang nennen will, weil mir die wahre Geschlechtsnamen in dieser Geschichte unbekannt sind. Zu denselben Zeiten konnte man nach dem ausdrücklichen Zeugnisse eines bewährten französischen Schriftstellers, die adeliche Jugend in Frankreich kaum genug im Zaume halten, man mußte sie gemeiniglich eine Zeit lang ausschweifen, und die erste Hitze ihrer jugendlichen Leidenschaften austoben lassen, bis sie durch die unangenehme Folgen ihrer Ausgelassenheit gewitziget worden. Aber der eben gemeldte junge Hofherr, Prüdang, verdiente gewiß eine Ausnahme. Er war in einer adelichen, aber nicht reichen Familie unter mehrern Brüdern der jüngstgebohrne, und wußte gar wohl den damals herrschenden Gebrauch, kraft dessen der größte Theil der väterlichen Güter und Habschaften dem ältesten Sohne zukam; den übrigen Geschwisterten aber nur etwas weniges zur

nöthigen

nöthigen Unterhaltung hinausgegeben ward. Seine Aeltern und guten Freunde hatten ihn vor seiner Abreise nach dem herzoglichen Hofe nachdrücklich zugesprochen, er müsse eben darum, weil sein Erbtheil sehr klein seyn werde, auf eine andere Art sein zeitliches Glück zu befördern trachten. Es könne ihm nicht fehlen, wenn er zuvorderst seine Pflichten gegen Gott erfüllen, dann die Gunst und Gewogenheit seines großen Gutthäters, des Herzogs, durch treue und fleißige Aufwartung erhalten, und darneben unter den Versuchungen und Gefahren des Hoflebens sich vor allen jenen Fehltritten hüten werde, durch welche schon manche seinesgleichen ihr Glück verscherzet haben. Herr Prüdang ließ sich diese Warnung um so mehr gesagt seyn, weil er, als ein Liebhaber des Lesens, in guten Exempelbüchern viele eben so kräftig warnende Geschichten aufgezeichnet gefunden. Mit allem Ernste nahm er sich vor, sein Hofleben nach jener schönen Klugheitsregel einzurichten, Wenn du angereizet wirst, etwas zu thun, aber zugleich vorsiehst, daß du hernach mit allzuspäter Reue

wünschen würdest, dieses nicht gethan zu haben, so thu es nicht.

Es ist leicht zu erachten, wie schätzbar und lobwürdig eine solche Aufführung des klugen Jünglings seinem gutthätigen Herrn und allen seinen guten Freunden vorgekommen. Aber eine junge Weibsperson, welche sich zum meisten daran hätte spiegeln sollen, war damit nicht zufrieden. Die Tochter des Herzogs hatte sich unordentlicher Weise in den Herrn Prüdang verliebt. Es kam ihr unerträglich vor, daß er ihr zwar allezeit große Hochachtung und alle gebührende Ehre erwiesen; aber niemal das mindeste Zeichen einer sinnlichen Liebe geben wollen. Sie erfrechte sich eines Tags, ihn zu fragen, warum er sie nicht lieb habe; und er gab mit sittsamer Ehrerbiethigkeit zur Antwort: es wäre wider seine Pflicht und wider die Regeln der Klugheit gehandelt, wenn er sich in eine Person verliebte, mit welcher er sich zu verehelichen keine Hoffnung haben könnte. Aber durch diese so vernünftige und tugendliche Antwort ward ihre Zuneigung nur noch mehr gestärket. Weil er sie immerdar mit eben derselben

den Ausrede abfertigte, und nichts von Liebesgesprächen hören wollte, faßte sie endlich den Entschluß, ihm ein Eheversprechen anzutragen. Ein Eheversprechen? Kann sie sich dann eine auch nur kleine Hoffnung machen, ihre hochadeliche, mit Reichthümern überhäufte Aeltern werden in eine solche Verehelichung des einzigen Kindes, der einzigen Erbinn, mit einem auf fremde Kosten lebenden, an Adel und Geld so ungleichen Hofherrn einwilligen? Auf diesen Einwurf, den ihr der Herr Prüdang mit bescheidener Ernsthaftigkeit machte, hatte die Verblendete schon eine Antwort ausgesonnen. Die Bewilligung der Aeltern, sprach sie, ist nicht unumgänglich vonnöthen. Ich kann ohne ihr Wissen einen hinlänglichen Vorrath von Gold und Edelgesteinen, weil ohnehin alles mir, als der einzigen Erbinn, gehöret, heimlich zusammen bringen, und einpacken: hernach reisen wir mit einander in höchster Stille davon. Der königliche Statthalter in der angränzenden Provinz, mein Vetter, wird uns ganz gewiß in seinen Schutz nehmen, unsere Heurath befördern, und

uns, wenn wir im Königreiche nicht sicher wären, bis über die Gränzen hinaushelfen. —

Wie hätte ein gewissenhafter und ehrliebender Mensch einen solchen Antrag ohne Schrecken und Abscheu anhören können? Er fieng an, der unvorsichtigen Fräulein die entsetzlichen Folgen, welche aus diesem Unternehmen entstehen müßten, auf das nachdrücklichste vorzustellen, die Bestürzung und Betrübniß der guten Aeltern; die Gefahr der hochobrigkeitlichen Verfolgung und Bestrafung; den unauslöschlichen Schandfleck der ganzen hochadelichen Familie; noch weiter die bittern Vorwürfe des verletzten Gewissens; die Ungnade des Erschaffers und Herrn aller sowohl adelichen als gemeinen Menschen, welcher dergleichen Vergehungen schon auf dieser Erde, wie es viele Geschichten bezeugen, mit zeitlichen Unglücken zu bestrafen pflege; und die Bestraften ohne gründlichen Trost bis an das Lebensende schmachten lasse. — Aber sie fiel ihm unwillig in die Rede, mit Vermelden, keine Predigt, sondern sein Jawort wolle sie haben: widrigen

Falls

Falls werde ihr das Leben zur Ueberlast, und er schuldig an ihrem Tode seyn. Diese gräuliche Rede stoßte sie nicht nur diesesmal beym Fortgehen aus, sondern wiederholte dieselbe auch in vollem Ernste an mehrern folgenden Tägen, zuletzt sogar mit Vorzeigung eines schon zubereiteten Gifts, durch dessen baldiges Einschlucken ihre unausstehliche Marter geendiget werden sollte. Wer will die Traurigkeit, und Angst des so gut gesinnten, ohne eigene Schuld in so große Verlegenheit gerathenen Jünglings beschreiben? Weil ihm kein besseres Mittel zu Sinne kömmt, entschließt er sich, ohne Verzug von seinem gutthätigen Herrn Abschied zu nehmen, den Hof zu verlassen, und zu seinen Aeltern zurückzukehren. Aber diesem Vorhaben legt sich eine neue Schwürigkeit in den Weg. Der Herzog will einen so wackern Hofkavalier nicht entlassen, ohne die wahre Ursache seiner unerwarteten Entschließung zu wissen. Darf er diese Ursache entdecken? müßte nicht die Entdeckung sehr misliche Folgen nach sich ziehen? Er entschuldiget sich nach Möglichkeit; bittet um die Gnade, schweigen zu dörfen; macht aber hiedurch seinen Gutthä-

ter nur noch begieriger die Wahrheit zu erfahren. Die höchste Ungnade, sogar die Einkerkerung, wird ihm angedrohet, wenn er länger auf seiner Weigerung bestehen wollte. So läßt er sich endlich nöthigen, ein aufrichtiges Bekenntniß, einen umständlichen Bericht von dem ganzen, ihm so unausstehlichen Betragen der jungen Herzoginn abzulegen. Allein mit diesem ist ihm nicht geholfen; weder der Herzog, noch seine Frau Gemahlinn trauen dieser Aussage: Es kömmt ihnen unglaublich vor, daß ihre einzige, sorgfältig erzogene, und bisher, allem Anscheine nach, wohl gesittete Tochter sich so weit habe vergehen können. Doch erinnert sich der scharfsinnige Herr Vater, seit einiger Zeit mehrere, nichts Gutes bedeutende Zeichen einer großen Schwermüthigkeit und Misvergnügenheit an der Tochter bemerket zu haben, und schlägt zur Ergründung der Wahrheit folgendes ziemlich seltsames Mittel vor.

Es befand sich in dem Palast unter andern Zimmern eines, dessen alle Wände mit saubern, durchaus aneinander befestigten Tapeten, oder Teppichen von oben bis unten bekleidet,

und

und bedecket waren. Bey dem gewöhnlichen Eingange an der vordern Zimmerthüre blieb der Schlüssel allezeit angesteckt; die Hofleute konnten nach Belieben aus und eingehen. Aber auf einer andern Seite war noch eine verborgene, mit den gemeldten Tapeten gedeckte, immerdar geschlossene Thür, zu welcher nur die hochadelichen Aeltern den Schlüssel hatten. Nun bekommt Herr Prüdang den Befehl, zu einer gewissen Stunde die herzogliche Tochter in dieses Zimmer auf eine ganz kurze Unterredung bittlich einzuladen, und ihr da die Frage vorzutragen, ob sie noch auf ihren vorigen Gesinnungen verharre: der Herzog aber in behutsamer und stiller Begleitung seiner Frau Gemahlinn, öffnet kurz vor der bestimmten Stunde, die verborgene, in ein anderes Zimmer zurückgehende Thüre, um hinter den Tapeten unbemerkt, alle Worte der anbefohlenen Unterredung zu vernehmen. — Sie erfuhren bald mit großem Herzensleide, wie wahrhaft die Anzeige des guten Hofherrn gewesen: auf die von ihm vorgetragene Frage folgte die schauderhafte Antwort ihrer Tochter, sie werde sich von keinem Menschen, auf keine Art, von

ihrem Entschluße abwendig machen lassen. Wenn er sich nicht zur vorgeschlagenen Ehe und heimlichen Flucht bequemen wolle, müsse sie ein Schlachtopfer seiner Unbarmherzigkeit seyn. Das Gift, wie er wohl wisse, seye schon zubereitet; im Falle, daß dieses nicht wirken würde, lasse sich leicht ein anderes Mordzeug finden. Noch eine Woche soll er Bedenkzeit haben; länger wolle und könne sie ihre Leiden nicht ertragen. Noch eine Woche.

Diese letzten Worte, mit welchen sich die Tochter voll Unmuth zur Thüre hinaus gemacht, ließen den bestürzten Aeltern noch einige Hoffnung, innerhalb einer Woche das verirrte Kind wieder auf den rechten Weg zu bringen. Der Herr Vater war der Meynung, diesesmal werden gute Worte und sanfte Zusprüche nicht erklecken; es müssen schärfere Mittel gebrauchet werden: aber die Frau Mutter stellte ihm mit Bitten und Weinen vor, wie billig es seye, daß man eine schon so sehr durch innerliche Leiden gequälte, und fast in Verzweiflung gerathene Tochter mit möglicher Gelindigkeit und Nachsicht behandle.

So

So wird dann diese am folgenden Tage zu einer geheimen Unterredung berufen, und von den Aeltern freundlich befraget, ob sie nicht Lust hätte, sich zu verheurathen. Ja, war ihre Antwort, wenn es ihren nach Gott größten Gutthätern, denen sie ihr Leben und alles Gute verdanke, gefällig wäre. Es ist uns gefällig, sagte die Frau Mutter, du weist, daß zwey wackere junge Herren, welche eben so adelich und reich, als du, sich um dein Jawort bewerben. Wir lassen dir die Wahl. — Warum seufzest du so wehmüthig? was kümmert dich? — Ach liebste Frau Mama! ich will keinen von diesen beyden. — Was möchtest du dann für einen andern? rede aufrichtig. — Keinen, auf der ganzen Welt keinen, als den Herrn Prüdang. Wenn man mir diesen nicht läßt, so macht man mich unglückselig.

Ihre Aeltern bezeigen mit finsterm Angesichte ein großes Misvergnügen: die Tochter aber wirft sich ihnen zu Füßen; bekennet freywillig, was für Uebelthaten sie aus Heftigkeit

ihrer

ihrer Zuneigung gegen diesen unvergleichlichen Hofherrn habe wagen wollen; bittet mit abfließenden Thränen um Verzeihung, um Barmherzigkeit, um Hülfe. Das war das rechte Mittel, die Herzen so guter Aeltern zu erweichen. Sie befahlen ihr abzutreten, und nach einer Stunde wieder zurückzukommen. Als sie wieder erschienen, trug ihr der Herr Vater mehrere bedenkliche Einwürfe wider den verlangten Heurath vor. Mit ungemeiner Beredsamkeit ward einer nach dem andern von ihr widerlegt. Am Ende fiel sie noch einmal auf die Kniee nieder, wiederholte ihre sehnliche Bitte, und versprach auf das ernstlichste, ihre lieben Aeltern niemal mehr zu beleidigen, ja nicht einmal mit einer Klage zu belästigen, wenn auch der von ihr gewählte Ehestand nichts als Trübsal und Leiden mitbringen würde: sie wolle sich allezeit mit dieser Erinnerung abweisen lassen: Du hast es selbst also wollen; vielleicht wäre es dir in einem andern noch übler ergangen. Jetzt konnte die Frau Mutter sich nicht mehr enthalten, ihren Beyfall zu geben, und der Bittenden als eine Fürbitterinn beyzustehen: bald erfolgte auch die

erwünsch-

erwünschte väterliche Bewilligung. Fast zu gleicher Zeit, als eben die so glücklich erhörte Tochter Beyden die Hand geküsset, und den herzlichsten Dank abgestattet hatte, fügte es sich, daß der angst- und kummervolle Herr Prüdang sich durch einen Kammerdiener bey dem Herzoge anmelden ließ, mit dem traurigen Vorhaben, noch inständiger um die Beschleunigung seines Abschiedes zu bitten. Er wird vorgelassen. Sein gnädiger Herr redet ihn lächelnd mit folgenden Worten an: Ja, Herr Prüdang! Ihre gestrige Bitte ist Ihnen gewähret. Reisen sie nur eilends zu Ihren lieben Aeltern ab, aber bringen Sie auch denselben die Nachricht, es seye wirklich ausgemacht und richtig, daß ihr jüngster Herr Sohn, der Ueberbringer dieser Bothschaft, wenn es ihm und ihnen beliebig, in meine herzogliche Familie aufgenommen; daß ich sein Schwäher, und meine einzige Tochter und Erbinn seine Gemahlinn werden solle.

Die Erstaunung des guten, so weit über alle Hoffnung getrösteten Hofherrn, seine Zufrieden-

friedenheit mit der angebothenen Vermählung, die Freude aller der Seinigen, die Pracht und Herrlichkeit des bald darauf erfolgten Hochzeitfestes läßt uns der Geschichtschreiber zu bedenken übrig. Man wird wohl überall gesagt haben, das seye ein wunderbares Glück: aber man hätte noch dazu sagen sollen, dieses wunderbare Glück würde dem Herrn Prüdang niemal widerfahren seyn, wenn er nicht allezeit seiner frühe angenommenen Klugheitsregel getreu geblieben wäre.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Handw. Diese Geschichte mahnet mich an eine andere aus dem alten Testamente, welche ich schon oft gelesen und gehöret habe. Der ägyptische Joseph hat sich auch in dem Hause eines königlichen Beamten Putiphar so klug und tugendlich aufgeführet, und den sündhaften Anreitzungen Widerstand gethan: er hat auch, nach einigen Leiden, das unverhoffte Glück gehabt, ein halber König zu werden.

Pfar. Euer Gedanken gefällt mir wohl. Was denket ihr aber von dem vorgemeldten Betragen des franzöſiſchen Herzogs und ſeiner Frau Gemahlinn? Haben dieſe auch klug und löblich gehandelt, indem ſie ihre Tochter dem Hofherrn, ſeines geringern Adels und kleinern Erbtheiles ungeachtet, zur Ehe gegeben.

Handw. Herr Bruder! ich erinnere mich der Lehre, ſo Sie mir gegeben, als mein Sohn ſich verheurathen wollte. Sie haben geſagt, der gemeinen Regel nach müſſen die Heurathen, ſo viel möglich, frey und ungezwungen ſeyn; ich würde mich ſchwer verſündigen, wenn ich ohne genugſame Urſache meinen Sohn nöthigte, eine ihm unbeliebige Perſon zu heurathen, oder verhinderte, eine ihm gefällige zu wählen. Warum bisweilen die Ungleichheit des Adels eine genugſame Urſache ſeye, eine Heurath zu verhindern, haben Sie nicht gemeldet, weil dieſes uns gemeine Leute nichts angeht. Wir aber hätten, Ihrer Lehre nach, in gewiſſen Umſtänden genugſame Urſache uns dem Heurathen zu widerſetzen, wenn wir

vor-

vorsähen, solche Eheleute würden nothwendig in die äußerste Armuth gerathen müssen und sich und ihre Kinder unmöglich erhalten können. Jetzt kommt meine Antwort auf Ihre Frage: einestheils haben der Herzog und seine Frau wohl gewußt, daß die Reichthümer ihrer Tochter und Erbinn, wenn auch der Hofherr wenig oder gar kein Geld daran zu setzen hätte, zu ihrer standmäßigen Aufführung über und über erklecken würden; zum andern, wenn die Ungleichheit des Adels bey hohen Standspersonen ein Hinderniß der Ehe ist, hat doch der Herzog diesesmal entweder selbst dispensiren, oder die Dispensation leicht erhalten können; denn es war um die Beruhigung der herzoglichen Tochter, und um die Belohnung des tugendhaften Herrn Prüdang zu thun. So ist dann die Bewilligung der hochadelichen Aeltern ganz recht und löblich gewesen.

Pfar. Könnet ihr euch nicht erinnern, daß ich euch auch vor einem großen Fehler gewarnet, welchen nicht nur adeliche, sondern auch gemeine Aeltern, nicht nur in den Städten,

sondern auch auf dem Lande, bey Verheurathung ihrer Kinder zu begehen pflegen?

Handw. Ey ja. Sie haben gewaltig gejammert und geschmählet, daß die meisten bey diesem Geschäfte zu allererst auf das Geld, und nur allein auf das Geld schauen; daß sie das Herz ihres Sohnes oder ihrer Tochter nicht anders, als um klingende Münze verkaufen wollen; daß sogar viele, nachdem sie aus Eigennützigkeit und Geldgeize einen ehrlichen, anständigen Heurath verhindert, zu ihrer Entschuldigung die Schuld auf unsern lieben Herrn im Himmel legen, und sagen, der Heurath seye nicht Gottes Willen gewesen.

Pfar. Höret noch, zum Beschluße unserer Unterredung, was da in diesem Buche eines sehr witzigen und hochgeschätzten Schriftstellers von dem gemeldten, auch unter den Bauersleuten gewöhnlichen Misbrauche steht. Die Erzählung lautet von Wort zu Wort also: „Es werden ungefähr ein Paar Monate seyn, „als ich auf dem Landgute eines meiner Freun„de das Vergnügen hatte zu hören, wie vor„sichtig zween Väter um ihre Kinder handel„ten. Hanns, der Vater des erwachsenen

„Jungens, der freyen (heurathen) sollte,
„gieng zu seinem Nachbar, dem reichen Ni-
„klas, ans Fenster, und machte ihm seine
„Tochter feil (handelte mit ihm um seine
„Tochter). Grüß euch Gott, Niklas, sagte
„der zärtliche Vater: wisset ihr was? Mein
„Bub soll das Gütchen (Gütlein) annehmen,
„und ich suche ein feines Mensch für ihn.
„Was gebt ihr eurer Tochter mit? — Tau-
„send Gulden, mehr nicht, antwortete ihm
„der Nachbar ganz gelassen. — Hum! nur
„tausend Gulden: das wäre ja gar nichts.
„Gebt ihr ihr zwey tausend Gulden, so lasse
„ich meinem Sohn das Gut heute noch im
„Amte verschreiben. — Sehet nur, Geva-
„ter, sprach Niklas, das kann ich, mein
„Seel, nicht. Zwey tausend Gulden ist zu
„viel. Mit einem Worte, zwölf hundert
„Gulden ist alles, was ich thun kann, und
„da nicht einen Kreuzer mehr. — Je geht
„doch, versetzte Hanns: ihr solltet euch scha-
„men; so ein hübscher Nachbar im Dorfe! —
„Niklas schüttelte seinen Kopf, und blieb
„dabey, er könne nicht mehr geben. — Auch
„nicht fünfzehn hundert Gulden? fragte Hanns

ihn

„ihn traurig. — Nein, war die Ant-
„wort: nicht mehr, als zwölfhundert Gul-
„den. — Nun, so behüte euch Gott, Ge-
„vater, so will ich weiter gehen. — Sie
„schieden ziemlich gelassen von einander. Hanns
„hatte kaum zwanzig Schritte gethan,
„als er mit einer rechnenden Miene stehen
„blieb, wieder umkehrte, und an des Niklas
„Fenster mit seinem Stocke pochte (anklopfte).
„Gevater Niklas, noch auf ein Wort! rief
„er: Wollt ihr auch nicht vierzehn hundert
„Gulden? — Ich kann, straf mich Gott!
„nicht! — Dabey blieb Niklas. Hanns kehrte
„sich trotzig um, und sagte: Nun! so muß
„ich denken, daß es Gottes Wille nicht gewe-
„sen ist. Lebt wohl!

Neunundreyßigste Geschichte.

Von einer andern Klugheitsregel: Je mehr dir daran gelegen ist, daß dieses oder jenes wichtige Geschäft verrichtet werde, desto weniger must du es von einer Zeit zur andern verschieben. — Den allergrößten Fehler wider diese Klugheitsregel begeht ein lasterhafter Mensch, der zwar erkennet, er sollte sich bessern, aber die Besserung niemal heut; sondern erst morgen, oder auf eine andere Zeit vornehmen will.

Pfarrer.

In einer berühmten churfürstlichen Residenzstadt waren vor beyläufig fünfzig Jahren zween adeliche Herren in einer vertraulichen Freundschaft mit einander aufgewachsen, wenn man anders die wechselseitige Zuneigung und Vertraulichkeit tugendloser Personen, welche nur in der Gleichheit ihrer schlechten Sitten, und

in

in einstimmigem Hange zu unehrlichen Thaten gegründet ist, eine Freundschaft nennen kann. Frühezeitig wurden einem derselben, den ich Anarch nenne, sein Herr Vater, und dem andern, Apist, beyde Aeltern durch den Tod entrissen. Zugleich erbte ein jeder eine schöne Behausung, und große Geldmittel. Hiemit schien ihnen die rechte Zeit vorhanden zu seyn, wo sie ganz nach ihrem Belieben den unordentlichen Anmuthungen und sinnlichen Gelüsten freyen Zügel und Zaum lassen dörften. Adel und Reichthum, vermeynten sie, geben ein unstreitiges Recht, ausgelassener und sittenloser zu leben, als gemeinen und unbemittelten Leuten erlaubt wäre.

Wie mußte es nicht die verwittwete Frau Mutter schmerzen, daß ihr lieber Sohn, Anarch, bey solcher Lebensart seinen guten Namen, seine Gesundheit, und einen beträchtlichen Theil seines Erbguts verschwende! Wie oft bemühte sie sich mit Ermahnungen und Vorstellungen, mit Bitten und Weinen, den Irrenden auf bessere Wege zu bringen! Aber der böse Gesell, Apist, vereitelte alle ihre Bemü-

mühungen. Bruder, sagte er öfters, deine Mutter ist eine verehrungswürdige Frau. Du must sie immer mit guten Versprechen trösten. Gieb ihr die Versicherung, ich seye auch, wie du, gesinnet, mich einmal zu bessern. Aber sie soll Geduld haben, bis sie unser Haupt mit grauen Haaren bedeckt, und das Angesicht mit Runzeln verstaltet sehen werde: dann wollen wir den Freuden der Welt gute Nacht sagen, und unsere Lebensart ernstlich ändern. Wie Manche haben es schon so gemachet, und sind doch zulezt auferbauliche, oder gar heilige Leute geworden! — Durch solche Vorspieglungen ließ sich der andere verblenden, obwohl sie nicht erflecken, seine öftere Gewissensunruhen gänzlich zu stillen.

An einem Sonntage vormittags hatten sie mit einander ein Frühestück eingenommen, und waren gesinnet, bey angenehmer Witterung einen Spaziergang zur Stadt hinaus zu machen, und ein gewisses in übelm Rufe stehendes Landhaus zu besuchen. Der Weg führte sie

bey

bey einer Kirche vorbey, wo eben jetzt ein geist-
licher Ordensmann die Kanzel bestiegen, und
seine Predigt mit jenen Worten des göttlichen
Lehrmeisters angefangen hatte: Wachet! seyd
bereitet! ihr wisset weder den Tag noch
die Stunde. Wenn die zwey Herren ihren
alten Brauch hätten beobachten wollen, wären
sie eilends vorbey, und weiter gegangen; Kir-
chenbesuchen und Predigten anhören kam ihnen
seit geraumer Zeit äußerst langweilig, und für
ihresgleichen Personen fast unanständig vor.
Aber diesesmal stund Anarch, und ihm zu
gefallen auch sein Gesell, bey der offenen Kir-
chenthüre still, um zu sehen, was der Predi-
ger für Zuhörer und Zuhörerinnen habe, und
ob er wenigst ein mittelmäßig guter Redner,
oder nur ein schlechter Plauderer seye. Die
große Aufmerksamkeit aller Gegenwärtigen er-
weckte auch die ihrige: nicht übel gefiel ihnen
die gute Aussprache und helle Stimme des
Predigers, welche ohne übermäßiges Schreyen
und Poltern, in abwechselnden Tönen, nach
Erheischung zerschiedener Stellen der Predigt
bald heftiger, bald sanfter in ihren Ohren er-
scholl. Auch seine Gebärden und Bewegun-

gen sonderbar der Hände und Augen, schienen ihnen ungezwungen, und tauglich, seinen Worten einen besondern Nachdruck zu geben. Nach und nach ward Anarch, nicht ohne Verdruß seines Kameraden, auch auf den wichtigen Innhalt der Predigt aufmerksam. Gründlich und kräftig lauteten die Beweise, daß aus allen Langsamkeiten und Verweilungen die aller unvernünftigste und gefährlichste nur die eines lasterhaften Menschen seye, welcher weiß, er habe bey seiner dermaligen Lebensart nicht nur nichts Gutes für das zukünftige Leben zu hoffen, sondern auch viel Böses zu fürchten, aber dabey sich getrauet seine Bekehrung zu verzögern, und von einer Zeit zur andern aufzuschieben. Eindringlich war die Widerlegung aller Entschuldigungen einer solchen Langsamkeit und Verweilung; lebhaft die Vorstellung aller daraus entstehender Gefahren und unersetzlicher Schäden. — Was hilft es, sprach der Prediger mit Bedauern und Mitleiden, was hilft es, wenn der Unbußfertige bisweilen aus Furcht sich bekehren will, aber nicht recht ernstlich will? wenn er einige halbe Schritte auf dem Wege der Besserung

machet,

machet, aber wieder aufhöret und still-
stehet? wenn er vom Sündenschlafe ein
wenig aufwachet, aber gleich wieder
einschlummert? Darf ich nicht dieses Ver-
halten mit der Sorglosigkeit eines un-
vernünftigen Thieres vergleichen? In
der Tiefe eines finstern Waldes liegt ein
Wildschwein schlafend auf dem Laube,
so von den Bäumen abgefallen. Gähling
kömmt aus einer großen Entfernung der
schwachtönende Knall eines Flintenschus-
ses: das Thier erwachet, schauet hin und
her; schlummert aber bald wieder ein.
Nach einiger Zeit wird es durch einen
viel nähern und stärker knallenden Schuß
erschrecket, und fangt an sich aufzuma-
chen, und ein Paar Schritte weiter zu
gehen. Weil aber alles wieder still, so
vergeht ihm auch die Furcht; der Schlaf
meldet sich von neuem an; es legt sich
unter einem andern Baume zur Ruhe.
Kaum ist dieses geschehen, erfolget der
dritte Schuß; das unvorsichtige Wild-
schwein wird von einer Mordkugel durch-
bohret und getödtet.

Jetzt gieng dem schlimmen Apist bey der Kirchenthüre alle Geduld aus. Er wollte keinen Augenblick länger zuhören, und nöthigte seinen Gespanen Anarch, wiewohl ungern, mit ihm davon zu gehen. — Du hättest doch noch warten sollen, sagte dieser im Fortgehen, bis der Geistliche seine Vergleichung ausgeleget und erkläret hätte. — Was? antwortete Apist, die einfältige pöbelhafte Vergleichung? der Mann ist sein lebenlang bey keiner Wildschweinjagd gewesen; vielleicht hat er nicht einmal ein solches Thier gesehen. —

Das mag seyn, aber nichts destoweniger ist mir diese Vergleichung zu Herzen gegangen. Das Gewissen hat mir dieselbe ausgelegt. Apist! ich bin das Wildschwein, von dem der Prediger gereder. —

Willst du Spaß machen, oder redest du im Ernste? — Im Ernste. Ich bin das Wildschwein. — Ein närrischer Grillenfänger bist du.

Laß mich nur ausreden. Vor einigen Jahren hat mich ein gefährliches, durch meine Ausschweifungen verursachtes hitziges Fieber überfallen. Das war so zu reden, ein Schuß, eine Warnung, wodurch ich zwar in Schrecken; aber nicht zur Lebensbesserung gebracht worden. Letztverflossenes Jahr stürzte ich mit dem Pferde, und das heftige Blutbrechen, so aus diesem Falle entstanden, ward mir mit harter Mühe gestillet. Das sehe ich für den zweyten Schuß, für die zweyte Warnung an. Vielleicht wäre meine Besserung erfolget, wenn du mich nicht davon abgehalten hättest. Heut hat mich der Prediger belehret, wie gefährlich der dritte Schuß für mich ablaufen könnte. Soll ich dann noch länger warten? Ist es nicht die höchste Zeit, daß ich ernstlich für mein zukünftiges Schicksal sorge? —

Für dein zukünftiges Schicksal? was soll dich dieses kümmern? Wenn kein Gott ist, hast du nichts zu fürchten:

und

und wenn ein Gott ist, so ist er gut, und wird mit den Menschen gut seyn: folglich hast du wieder nichts zu fürchten. —

Er ist gut, und wird gut seyn mit den Guten: aber können auch die Bösen hoffen, er werde mit ihnen eben so gut seyn? Ich habe dir schon öfters meine Gedanken hierüber entdecket. Ist es wahrscheinlich, daß uns Gott nur für ein kurzes Leben auf Erden ohne weitere Absicht erschaffen habe? Ist es wahrscheinlich, daß er uns zwar die Vernunft und den freyen Willen gegeben; aber doch nicht mehr von uns, als von dem unvernünftigen willenlosen Viehe fordere? daß er uns zwar die Kraft und Fähigkeit verliehen an ihn zu denken, ihn zu schätzen, und zu ehren; aber doch gleichgültig zusehe, wenn wir ihn gänzlich außer Acht lassen, und völlig vergessen? daß er uns zwar im Gewissen einige menschliche Handlungen als bös und schändlich, andere als gut und löblich

löblich vorstelle; aber doch jene nicht für strafmäßig, und diese nicht für belohnungswürdig halte? —

Ich mag nicht disputieren. Thu, was du willst, aber beschuldige mich nicht mehr, als wäre ich dir verhinderlich. —

Du must mir diesesmal verhilflich seyn. Ich gehe in das geistliche Haus zu dem Ordensmanne, der mir durch seine Predigt so bang gemacht. Begleite mich bis dahin. Wenn du hernach unserer Unterredung nicht gern zuhöreſt, kannst du deines Weges weiter gehen. —

So seye es. Du wirst wohl beym ersten Gruße sagen: Herr Pater! ich bin das Wildschwein, welches Sie so unerwartet in ihrer Predigt haben niederschießen lassen. Der Pater wird sich verwundern; ich aber werde davon laufen, und euch beyde allein lassen.

Sie kamen bald zur gemeldten Behausung; mußten aber hören, der Prediger, mit dem

sie

sie zu sprechen verlangten, seye zu einem todtkranken Bürger berufen worden, um diesem in der annahenden Sterbstunde beyzustehen: man wisse nicht, ob er bald heimkommen, oder noch längere Zeit ausbleiben werde. Wenn dem also, sprach Apist, müßten wir vielleicht mit lauter Warten das Mittagessen versäumen. Komm, mein lieber Freund, sey heut mein Gast. Ich will dir, wie gewöhnlich, mit keinem prächtigen, aber ehrlichen Mittagmahle aufwarten. Du hast eine Zerstreuung und Aufmunterung vonnöthen. Dein vorgehabtes Geschäft kannst du auf den Abend, oder morgen verrichten.

Misvergnügt und unruhig besann sich Anarch: auch da ihn sein Geleitsmann bey der Hand nahm, und mit halbem Zwange fortführte, stund er noch einigemal still, blickte hin und her, und wünschte immerdar, daß der Ordensmann eben jetzt von dem Kranken zurückkehren, und ihnen beyden auf dem Wege begegnen möchte. Aber dieser Wunsch ward nicht erfüllet.

Er

Er bequemet sich dann endlich in das Haus seines Freundes einzutreten, und nach einer kleinen Weile mit ihm zu Tische zu sitzen. Anfangs gieng es ziemlich still und unlustig her. Aber Apist gab sich alle mögliche Mühe seinen Gast mit angenehmen Scherzreden und lustigen Erzählungen aufzumuntern, und brachte es so weit, daß dieser nach und nach alle ernsthafte Gedanken fahren ließ. Ihre Gespräche wurden immer fröhlicher; beyde ließen sich das Essen und Trinken wohl schmecken; Anarch fand sonderbar den Wein vortrefflich gut, und ließ sich viel öfter, als ihm nach dem gefährlichen Blutsturze des vorigen Jahrs vom Leibarzte erlaubet war, frisch einschenken. Er bildete sich nichts weniger ein, als einen traurigen Ausgang dieses freudigen Mittagmahls. Aber gähling verändert sich seine Gesichtsfarbe: er erstummet; will vom Sessel aufstehen; wirft im Aufstehen unter heftiger Erschütterung einen starken Guß Blutes aus dem Munde. Sein erschrockener Gastgeb bringt ihn mit Hilf des Dieners zum nächsten Bette. Es folget ein Blutguß auf den andern; die Lebensgeister weichen; der arme Anarch erholet sich

nicht

nicht mehr. Bey Ankunft des eiligst herbeygeholten Arztes liegt er schon in den letzten Zügen, und giebt bald darauf seinen Geist auf.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichte.

Pfar. Was denket ihr von diesem leidigen Todfalle, lieber Bruder?

Handw. Was kann ich anders denken, als was der Prediger gesagt, es seye keine Verweilung unvernünftiger und gefährlicher, als wenn ein angewöhnter Sünder immerdar seine Besserung verschiebet. Es verdrüßt mich, daß der Herr Anarch nach der Predigt sich bereden lassen in der alten Gefahr zu verbleiben, und mit seinem Verführer beym Mittagmahle die alte Freundschaft zu erneuern. Hätte er dafür die Zurückkunft des Predigers im geistlichen Hause erwartet; oder, was noch besser, wäre er unterdessen, eine Zeit lang zu bethen, in die Kirche hineingegangen! Ich kann seinen Fehler nicht entschuldigen; und doch hoffe ich noch ein wenig, es werde ihm in der Ewigkeit nicht gar so übel ergangen seyn.

Pfar.

Pfar. Was habet ihr für eine Ursache dieses zu hoffen?

Handw. Schon öfters und erst neulich haben Sie in der Christenlehre von einer gewissen Bereuung der begangenen Sünden gehandelt, welche wir die vollkommene Reue und Leid, oder die Liebsreue nennen. Wenn ein Sünder, sagten Sie, nur einmal ernstlich an Gott gedenkte, und eine wirkliche Liebe Gottes wegen seiner Liebwürdigkeit im Herzen erweckte; zugleich seine Sünden, weil sie Gott misfallen, reumüthig verabscheuete, und aufrichtig entschlossen wäre, alles zu thun, was Gott befiehlt, und nichts zu thun, was Gott verbiethet, so würde er denselben Augenblick Verzeihung und Gnade erhalten, zwar nicht wegen eigenen Verdiensten, aber wegen den unendlich erkleckenden Verdiensten und Genugthuungen des vermenschten göttlichen Sohnes, unsers Erlösers.

Pfar. Habe ich sonst nichts dazugesetzet?

Handw. Ja, noch etwas: In der Entschließung alles zu thun, was Gott befiehlt, müsse auch nothwendig die Entschließung enthalten seyn, das heilige, von dem Erlöser eingesetzte Bußsakramente zu empfangen. Wenn aber dieses aus Abgang eines Priesters, oder wegen gähem Tode, oder sonst unmöglich wäre; so würde die kostbare Liebsreue sammt dem guten Willen schon erklecken, um den Bekehrten zu einem Kinde der Seligkeit zu machen. Sie haben ein Gleichniß von der sogenannten Begierdtaufe gegeben, und auch schöne Stellen aus der heiligen Schrift, und aus den Kirchenversammlungen, und aus den Kirchenvätern angezogen. Aber unser einer kann nicht so viele Sachen im Gedächtniß behalten.

Pfar. Schon gut! ihr habet mich recht verstanden. Könnet ihr aber wahrscheinlich gedenken, der Herr Anarch werde eine vollkommene Liebsreue, wie sie eben jetzt von euch beschrieben worden, noch vor seinem Ende erwecket haben?

Handw. So viel ich mich erinnere, haben Sie in der Christenlehre etwas von der Art

und

und Weise gesagt, wie ein Sünder, welcher angefangen hat, seine Sünden nur aus Furcht göttlicher Strafen zu bereuen, endlich auch eine wahre Liebsreue zu Stand bringen könnte. Haben Sie doch die Güte mir diese schöne Lehre zu widerholen.

Pfar. Ich habe gesagt, es sollte einen solchen Sünder, wenn er gähling durch ein zeitliches Unglück, durch eine Todesgefahr, durch einen rührenden Zuspruch, oder eine andere Veranlassung in Furcht gerathen, nicht gar hart ankommen, bey sich selbsten zu denken: Was bedeutet dieses neue Unglück, diese neue Herzensunruhe? Ist es nicht eine Warnung, eine Ermahnung, ich solle endlich in mich selbsten gehen, und bey Gott meine Rettung suchen? Er ist gütig und barmherzig, und hat schon manche meinesgleichen Sünder nicht nur von den ewigen Strafen befreyet, sondern auch mit einer ewigen Glückseligkeit begnadiget. Eben jezt machet er es mit mir, wie ein guter Vater, der seinen entlaufenen, unglücklich herumirrenden

Sohn zurückwünschet, zurückrufet, und mit offenen Armen wieder anzunehmen bereitet ist. Ich habe es nicht verdienet; das gerade Widerspiel habe ich verdienet. Meine Zurückkunft bringt ihm keinen Nutzen; der ganze Nutzen ist für mich. Meynet ihr nicht, bey solchen Gedanken könnte im Herzen des Sünders nach und nach eine Hochschätzung der göttlichen Vollkommenheiten, ein geneigtes Wohlwollen gegen den himmlischen Vater, eine Reue wegen dem Vergangenen, ein guter Willen für das Zukünftige, folglich eine vollkommene Liebsreue entstehen?

Handw. Das ist ja möglich. Und wer weiß, ob der Herr Anarch nicht das Glück gehabt, auf solche Weise schon währender Predigt, oder hernach im Heimgehen durch seine Herzensbekehrung bey Gott zu Gnaden zu kommen?

Pfar. Ich lobe euch, daß ihr von euern Nebenmenschen, sonderbar von den Verstorbenen, so viel es möglich ist, lieber das bessere, als das schlimmere, denket und redet.

Handw.

Handw. Wissen Sie nichts weiters von dem andern Herrn Apist, der ein so ärgerlicher Verführer war?

Pfar. Dieser wäre vielleicht vor lauter Schrecken und Bestürzung in eine gefährliche Krankheit gerathen, wenn nicht der Leibarzt mit einer Aderläße und andern Hilfsmitteln vorgebogen hätte. Er blieb etliche Täge zu Hause eingeschlossen, und nahm keine Besuche an. Als er sich ein wenig erholet, ließ ihn die äußerst betrübte Mutter des abgeschiedenen Anarchs inständig bitten, auf eine kleine Unterredung in ihre Wohnung zu kommen. Da sprach sie zu ihm, ihre Meynung seye nicht, ihm Vorwürfe zu machen, und in Klagen und Beschuldigungen auszubrechen. Was geschehen, lasse sich nicht mehr ändern. Aber eines wünsche und verlange sie, daß er ihr aufrichtig und umständlich bekennen möchte, was an jenem unglückseligen Tage vor dem Mittagessen zwischen ihm und ihrem Sohne vorgegangen; sonderbar, warum er diesen, wie es mehrere Augenzeugen versichern, noch vor Ende der Predigt von der Kirche hinweggeführet;

warum nicht lang hernach beyde in die geistliche Behausung gekommen; warum ihr Sohn allda so sorgfältig und ängstig mit dem Prediger zu sprechen verlanget. Diese Fragen waren dem Herrn Apist ganz unerwartet, und sehr unangenehm: weil aber die Frau nicht nachließ unter abfließenden Thränen zu bitten, und zu versprechen, wenn er ihre Bitte erhöre, wolle sie alles Vergangene ihm verzeihen, und sich vollkommen mit ihm versöhnen, so gab er endlich den verlangten Bericht, und erzählte umständlich, warum der gute Anarch sich eingebildet, er seye das Wildschwein, von dem der Prediger gleichnißweiße geredet; warum er hernach mit diesem sich besprechen wollen, und so weiter. — Ihr wisset schon alles aus meiner vorhergehenden Erzählung, lieber Bruder! Die Frau bekam fast eben so, wie ihr, eine kleine Hoffnung, es werde ihrem verstorbenen Sohne in der Ewigkeit nicht so übel ergangen seyn. Seine Ehre nach Möglichkeit zu retten, und ihren Schmerzen zu erleichtern, offenbarte sie die ganze Aussage des Herrn Apists ihren Verwandten und Befreundten. Sie ließ sogar durch eine vertraute Person dem Prediger da-

von

von Nachricht geben, und Dank sagen, daß er durch eine eifrige Predigt ihren lieben Sohn erschrecket, und, wie sie hoffe, auch bekehret habe. So ward die Geschichte ziemlich bekannt. Sie ist nicht nur mir, sondern auch einem häufig versammelten Volke auf öffentlicher Kanzel, als ein Fastenexempel erzählet worden, von einem ehrwürdigen, wegen Tugend und geistlicher Beredsamkeit berühmten Priester, mit Namen Johann Nepomuck Gruber; welcher fast zu gleicher Zeit in der anfangs gemeldten Stadt gewohnet, und die noch ganz frische Geschichte durch mündliche und schriftliche Zeugnisse bewähret gefunden. Von der fernern Aufführung und dem Lebensende des ärgerlichen Verführers Apist konnte er keine sichere Nachricht geben.

Vierzigste Geschichte.

Von den unmäßigen Klagen, welche bisweilen von dem gemeinen Volke, sonderbar von einigen Landleuten wegen den Beschwerlichkeiten ihres Standes angeführet werden.

— Sie würden sich schon geduldiger darein schicken, wenn sie nachfragen, oder selbst nachspüren wollten, ob es nicht in allen Ständen, auch in jenen, die ihnen als die glücklichsten vorkommen, große Beschwerlichkeiten gebe, oft auch solche, mit denen sie die ihrigen nicht vertauschen möchten.

Pfarrer.

Wenn ihr wieder einen Bauer über die Beschwerlichkeiten seines Standes klagen höret, könnet ihr ihm folgende Geschichte erzählen. Es kommen zwar darinn einige fremde und ungewöhnliche Namen vor, die ihr nicht behalten werdet; aber es ist, wie ich ein anders-

mal

mal gesagt, schon genug, wenn ihr nur den Hauptinhalt, und die daraus fließende Lehren merket.

In Asien ist ein berühmtes Königreich, Persien mit Namen; die Hauptstadt, eine der größten Städte auf unserer Erde, heißt Ispahan; der jeweilige König wird von den Einwohnern Schach benamset. Im Jahre tausend fünfhundert fünf und achtzig bestieg den königlichen Thron Schach Abas, der Zweyte, welchem hernach wegen seinen großen und glücklichen Kriegsthaten der Ehrentitel Abas der Große gegeben worden. Als dieser einstens von einer Reise zu Pferde in Begleitung einiger vornehmen Herren gegen die Hauptstadt zurückkam, erblickte er einen Knaben, der neben der Hauptstraße eine ziemliche Anzahl Geisen hütete, und bey Annäherung des Königs sich mit freudigen Gebärden auf die Erde niederwarf, um seine Unterthänigkeit und tiefe Ehrfurcht zu beweisen. Dieß gefiel dem Herrn so wohl, daß er den jungen Hirten herbeygerufen, und gefraget, wem er gehöre. Meine Aeltern sind gestorben, antwortete der Knab mit sittsamer Ehrenbiethigkeit:

keit: jezt hat mich ein Vetter an Kindsstatt angenommen. — So gehöreſt du dann deinem Vetter? — Er ſagt mir öfters, ich gehöre zuerſt Gott; hernach ihm; und dann dem Schach Abas. — Kenneſt du den Schach Abas? — Ja, Herr! Ihr ſeyd es. Ich bin ſchon einmal mit meinem Vetter zu Iſpahan geweſen, und habe Euch da geſehen, wie Ihr nach der Viktorie über die Türken ſo glorreich in die Stadt eingezogen. — Biſt du gern in der Stadt geweſen? — Ja; aber auch gern wieder heimgegangen. — Gäbeſt du mir die Geiſen dort, wenn ich ſie wollte? — Sie ſind nicht mein. Aber wenn mein Vetter wüßte, Schach Abas wolle ſeine Geiſen, würde er ſie mit größter Freude hergeben. — Was giebt er dir für deinen Hirtenlohn? — Er giebt und verſpricht mir auch inskünftig alles, was ich nöthig habe. Mehr kann ich geſcheider Weiſe nicht verlangen. — Das Geiſehüten macht dir doch viele Mühe. — Bisweilen wohl; aber die andern Dienſtbothen, und der

Vetter

Vetter selbst, müssen oft bey ihren Feld- und Hausarbeiten noch mehr leiden, und sind doch zufrieden. — Sage deinem Vetter, ich wolle dich in meine Dienste nehmen: er solle gleich morgen mit dir in die Stadt kommen. — Sollen wir auch die Geisen mitbringen? — Nein, es wird ihm schon leid genug seyn, daß er den Hirten hergeben muß. Meynest du nicht? — Ich weiß es nicht gewiß; wenn er mich so lieb hat, wie ich ihn, könnte es wohl seyn.

Dieses waren beyläufig die Antworten, aus welchen der König abnehmen konnte, daß der Knab nicht nur einen sehr guten Verstand, sondern auch ein sehr gutes Herz habe. Es zeigte sich noch mehr in der Folge. Auf königlichen Befehl wurden dem jungen Menschen nach seiner Ankunft bey Hofe nur gemeine und schlechte Haus- und Kucheldienste angewiesen. Weil er aber dieselben mit ungemeinem Fleiße und allgemeiner Zufriedenheit verrichtete, und sogar in den Stunden, die ihm nach verrichteter Arbeit übrig blieben, das Lesen, Schreiben

ben und Rechnen leicht und geschwind erlernte, bekam er bald einen bessern und wichtigern Dienst. Auch bey diesem hatte es nicht sein Verbleiben: mit zunehmenden Jahren nahm seine Beförderung und Erhöhung zu. Der König ward ihm von Jahr zu Jahre günstiger und geneigter, und vertraute endlich diesem ehemaligen Geishirten wegen seiner geprüften Aemßigkeit und Treue eines der vornehmsten Aemter, das Schatzmeisteramt, die Oberaufsicht über alle königliche Schätze und Reichthümer. Wie billig frohlockten alle gutgesinnten Einwohner des Königreichs! Wenn auf solche Weise ein großer Herr bey Verleihung weltlicher oder geistlicher Aemter und Würden hauptsächlich auf die Fähigkeit und Verdienste desjenigen, dem er den Vorzug giebt, und nicht auf die adeliche Geburt, oder nahe Verwandtschaft, oder auf Empfehlungen, Bittschriften, Verehrungen sieht, muß es nicht beyden zu einer ausnehmenden Ehre, und manchen Andern zu einem großen Nutzen gereichen?

Der neubestellte Schatzmeister, den man seit seinem Eintritte in die königliche Dienste Muha=

Muhamed nannte, ließ sich durch das anscheinende Glück nicht verblenden. Schon oft hatte er Gelegenheit gehabt, den Bauernstand, den er wider seine Neigung zu verlassen genöthiget worden, mit Andern, welche insgemein für glücklicher gehalten werden, bedachtsam zu vergleichen. Anfangs schien ihm auch, wenn ein Mensch auf Erden vollkommen vergnügt seyn könnte, müßte es Schach Abas im Ueberflusse zeitlicher Reichthümer, sinnlicher Freuden und Wohllüste, tiefester Dienst- und Ehrebezeigungen von vielen tausend Unterthanen seyn. Aber er gieng von dieser Meynung wieder ab, nachdem er beobachtet, daß der König zwar oft munter und fröhlich, aber oft auch unmuthig, verdrüßig, kummerhaft, erzörnet und ergrimmet aussehe. Das wird wohl daher kommen, gedachte er, weil der Herr so viele Länder und Leute regieren, überall Ruhe und Ordnung erhalten, die Streithändel schlichten, die Missethäter strafen, die Wohlverdienten belohnen, das Glück auch des mindesten Unterthanen befördern soll. Es stehen ihm freylich ganze Schaaren von Beamten zu Diensten; aber auch diese können ihm neue

Unru-

Unruhen und Misvergnügenheiten verursachen, wenn sie nicht allezeit, wie er wünschet, ihre Amtspflichten erfüllen. Bey solchen Gedanken forschte der gute Muhamed noch weiter nach, was dann seinem Herrn die Beschwerlichkeiten seines Standes am meisten erleichtern, und alle Bitterkeiten versüßen könnte, und fand, leider! daß ihm eben dieses abgehe; daß Schach Abas die Zuneigung und Liebe seiner Unterthanen fast gänzlich verscherzet habe. Warum? theils weil die unnöthigen Kriege, welche er nicht zur Beschützung seiner Lande und Leute, sondern aus Eroberungssucht geführet, dem gemeinen Wesen keinen Nutzen, sondern vielfältigen Schaden brachten; theils weil er nach seinen Siegen hochmüthiger, eigensinniger, hartherziger, seinen heftigen Leidenschaften freyern Lauf ließ, und die Unterthanen mehr tyrannisch, als väterlich behandelte.

Was konnte der nachdenkende Schatzmeister anders thun, als in der Stille seufzen und trauern? Aber andere minder gewissenhafte Unterthanen, sonderbar viele Kriegsleute, liessen es bey diesem nicht bewenden, sondern wün-

wünschten von Herzen, den König vom Throne gestoßen, und dessen einzigen, weit gesittetern und sanftern Sohn, darauf gesetzt zu sehen. Diesem königlichen Prinzen ward eines Tags von einem unbekannten Menschen, der sich gleich wieder aus dem Staube gemacht, ein Brief ohne Unterschrift, folgenden Innhalts überreichet: Viele tausend Einwohner Persiens bitten dich inständigst, geliebter Prinz! du möchtest die Regierung des Königreichs anstatt deines Vaters antreten. Gieb nur ein einziges Zeichen deiner Einwilligung, sie sind bereitet Leib und Leben, Gut und Blut für dich aufzuopfern. — Er verabscheute, wie billig, diesen aufrührischen Antrag. Dazu stillschweigen schien ihm unanständig und gefährlich; traurig und bestürzt händigte er das Schreiben seinem Herrn Vater ein. Da lasse ich euch gedenken, wie fürchterlich Schach Abas gewüthet und getobet; wie ängstig und hitzig den Urhebern des vorgehabten Aufstandes nachgespüret; wie streng und grausam alle Verdächtige, auch Unschuldige, theils öffentlich, theils heimlich hinzurichten befohlen habe. Aber

— dieses

dieses alles erkleckte nicht, die Erbitterung, Unruhe, und Furcht aus seinem Herzen zu vertreiben. Er brach einstens in Gegenwart eines vertrauten Kriegsobersten in folgende Worte aus: O Mustapha! du gefährlicher Sohn! warum lieben dich die Soldaten mehr, als mich? warum wirst du von dem Volke fast angebethet? kann ich auf dem Throne sicher seyn, wenn sie dich immer vor Augen haben? — Diese Rede hielt der Kriegsoberste nicht nur für einen Wunsch, sondern auch für einen Befehl, daß Mustapha auf die Seite geraumet werden sollte. Um dem König seine Treue zu beweisen, sucht er am folgenden Morgen den unschuldigen Prinzen auf, und sticht ihn auf die gewissenloseste und grausamste Weise bey seinem Eintritte in den königlichen Palast zu todt. Es entsteht ein entsetzliches Lärmen in der ganzen Stadt; man stoßt Verfluchungen wider den Mörder, und bittere Vorwürfe wider den König aus. Bey Hofe geht es noch ärger zu. Die Königinn, von Schmerzen fast sinnlos, beschuldiget ihren Ehegemahl der verübten Mordthat; fällt ihn grimmig an; reißt

ihm Haare und Bart aus. Dieser ist noch weniger seiner selbst mächtig; wüthend und rasend ergreift er einen Dolch, um seine Gemahlinn, und sich selbsten zu entleiben. Die getreue Dienerschaft kann es nur mit größter Mühe verhindern. Man muß ihm den Missethäter vorführen, und diesem ruft er mit schäumendem Munde zu: Geh sogleich, in Begleitung einer Soldatenschaar, nach Hause, und haue mit eigener Hand deinem Sohne den Kopf ab! du must erfahren, wie es einem Vater seye, dem sein einziger, sein unschuldiger Sohn ermordet worden. Diese neue Raserey vermehrte die Abneigung aller Unterthanen: er mußte selbst aus vielen Zeichen abnehmen, daß man ihn von dieser Zeit an weder schätze, noch liebe. Tiefe Schwermuth und unaufhörliches Misvergnügen gesellten sich zu seinen Leibsgepresten, und machten seinem Leben ein trauriges Ende.

Ist es dann nicht ein grober Irrthum, wenn man sich einbildet, in dem Stande grosser Könige und Landesfürsten seye nichts als

lauter Freude und Vergnügenheit? Wie viele und große Beschwerlichkeiten haben solche Heren auszustehen, wenn sie die Pflichten ihres Standes recht erfüllen wollen? Und wie viele noch größere Leiden stehen ihnen bevor, wenn sie diesen Pflichten zuwider handeln? — So sprach bey sich selbsten der ehemalige Hirtenknab, und nunmehrige Schatzmeister **Muhamed**. Aber wie gefiel ihm dann sein jetziger Hofherrn- und Beamtenstand? Er stund ja in großen Ehren, und konnte sich mit dem vielen Gelde, das ihm sein Dienst eintrug, alle erwünschliche Freuden und Lustbarkeiten verschaffen? Doch war er misvergnügt, und ward noch misvergnügter nach dem Tode des großen Gönners, von dem er zu diesem Dienste befördert worden. Einige Hofherren hatten sich schon mehrmal durch Misgunst und Neid verleiten lassen, bald von seinem niedrigen Herkommen schimpflich und spöttisch zu reden; bald seine Aufführung zu tadeln; bald den guten Fortgang seiner Geschäfte mit listigen Ränken und boshaften Streichen zu hemmen. Weil jetzt ein neuer König, mit Namen Schach Sevi, ein Enkel des verstorbenen, den Thron

bestie-

bestiegen, wollten sie etwas mehrers wagen, und den beneideten Schatzmeister von dem hohen Gipfel seines Glückes in einen tiefen Abgrund des Unglückes stürzen. Auf was Weise? Es war schon bekannt, daß der vorige König bey einem Friedensschluße unter andern großen Geschenken auch einen überaus kostbaren, mit den auserlesensten Edelgesteinen gezierten Säbel von dem türkischen Kaiser empfangen habe. Jetzt kamen die Neidlinge bey dem neuen König mit einer Klage ein, und betheuerten mit Verpfändung ihres Lebens, dieser Säbel befinde sich zwar noch in der königlichen Schatzkammer; aber alle Edelgesteine, die ihm einen unbeschreiblichen Werth gegeben, seyen davon abgelöset; Zweifels ohne von dem habsüchtigen Schatzmeister entwendet; wahrscheinlich mit noch mehrern geraubten Kostbarkeiten in ein gewisses Zimmer seiner Behausung, in welches er keinem Menschen den Eintritt verstatte, eingebracht worden. Schach Sevi, ein sehr argwöhnischer, aber doch dem Muhamed geneigter Herr, ließ diesem bedeuten, es seyen ihm vierzehn Täge vergönnet, um alle in der Schatzkammer befindliche Reichthümer

und Kostbarkeiten in die beste Ordnung und Richtigkeit zu bringen: nach dieser Zeit werde der König selbst kommen, und den Augenschein einnehmen. Kaum hatte man dem Schatzmeister diese Bothschaft gebracht, eilte er schon nach Hof und bath bey Seiner königlichen Majestät vorgelassen zu werden. Warum? sprachen seine Ankläger zu einander, Vielleicht beängstiget ihn das böse Gewissen? Er wird seine Untreue bekennen, und um gnädige Verschonung bitten wollen. Aber sie hatten es nicht errathen. Die Gnade, um welche er anhielt, war keine andere, als daß der König sich möchte belieben lassen, nicht erst nach vierzehn Tagen, sondern gleich jetzt, diese Stunde, oder doch noch diesen Tag die angekündigte Untersuchung vorzunehmen. Er blieb bittend auf den Knieen liegen, bis er das gnädige Jawort erhalten. So kommt dann nach einer kleinen Weile Schach Sevi, von mehrern Hofleuten umgeben, in der Schatzkammer an, und läßt sich alle und jede, in einem mitgebrachten schriftlichen Verzeichnisse bemerkte Reichthümer und Kostbarkeiten vorzeigen. Es mangelt nichts, als die kostbaren zu dem Sä-

bel

bel gehörigen Edelgesteine, welche zwar in der Schrift ihrer Zahl und Gattung nach angedeutet, aber an dem Säbel nicht mehr zu finden sind. Die Feinde des Schatzmeisters frolocken im Herzen, der König runzelt die Stirne, und fraget mit Unwillen, wo diese Kostbarkeiten hingekommen. Sie befinden sich, antwortet der Befragte, zwar ehrenbiethig, aber auch ganz unerschrocken: nicht weit von diesem Orte, in der königlichen Kleiderkammer. Auf Befehl des nunmehr verewigten Schach Abas habe ich sie dahin liefern müssen. Er war gesinnet, diese Edelgesteine auf seine neuverfertigte Hauptbinde, auf den neuen königlichen Turban setzen zu lassen. — Hier ist der schriftliche Befehl von seiner Hand, und dabey der Empfangsschein, welcher mir bey der Einlieferung von dem Oberaufseher der königlichen Kleiderkammer eingehändiget worden. — Das ist gut, sprach hierauf der König mit aufgeheitertem Angesichte: du hast dich wohl gerechtfertiget. Jezt will ich dir zur Belohnung deiner Treue in deiner eigenen Behausung

einen Besuch abstatten. Einen Besuch! diese Gnade war dem Schatzmeister Muhamed desto unerwarteter, weil die Persischen Monarchen sich gar selten gegen einen Unterthanen so weit herablassen. Aber er merkte auch, daß seine Feinde aus bösen Absichten hiezu Anlaß gegeben. Seine Behausung war sauber, reinlich, zu aller Bequemlichkeit eingerichtet; aber nicht mit so großem Pracht gezieret, und mit so vielen überflüßigen Kostbarkeiten versehen, als manche andere Behausungen auch minderer Beamten zu Ispahan. Nachdem Schach Sevi die größern Hauptzimmer besichtiget, kam er endlich zu einem kleinern, dessen Eingang mit einer eisernen Thüre, und drey darüber gezogenen Ketten sammt eben so vielen Schlößern versperret war. Es schien ihm um so mehr verdächtig, weil Muhamed nicht nur keine Anstalten machte, dasselbe zu öffnen, sondern auch die Oeffnung mit demüthigen Worten sich verbitten wollte: Das ganze Haus sammt allem, was darinn, gehöret Euer Majestät; ich habe es der unverdienten Gnade und Gewogenheit des glorreichen Schach Abas, und seines wür-

würdigen Thronfolgers zu verdanken. Nur etwas weniges, das ich in dieser Kammer aufbehalte, ist davon ausgenommen. Dieses hat mir schon zugehöret, bevor ich nach Hof in königliche Dienste gekommen. Für mich ist es ein lieber Schatz; aber von Euer Majestät verdient es nicht einmal angesehen zu werden. — Ich will es doch sehen, erwiedert der König; und folglich wird das Zimmer in möglicher Eile aufgesperret. Er tritt hinein, blicket mit begierigen Augen überall herum, und was entdeckt er endlich? Nichts anders, als eine schlechte Kleidung, dergleichen die Hirtenknaben zu tragen pflegen; einen Hirtenstab; eine Hirtentasche; eine hölzerne Hirtenpfeife. Jetzt hatte Muhamed Gelegenheit und Muth genug, den Monarchen folgender Maaßen anzureden: Großmächtigster Schach Sevi! das sind die Merkmaale meiner ersten Lebensart; ich habe dieselben vom Lande in die Stadt gebracht, sorgfältig bewahret, und öfters ingeheim besichtiget, um mich desto lebhafter zu erinnern, wie vergnügt ich in dem Hirtenstande

gewesen, und wie vergnügt auch mein Vetter und die übrigen Dienstbothen mir vorgekommen seyen. Da verglich ich den Bauernstand mit demjenigen, in welchem ich mich jezt befinde, und hielt die beyderseitigen Annehmlichkeiten, und dann auch die beyderseitigen Beschwerlichkeiten gegen einander. Bald schien mir dieser, bald jener den Vorzug zu verdienen. Endlich giebt der heutige Tag den Ausschlag. Ich finde in dem Bauernstande nichts so beschwerliches und für mich so unerträgliches, als bey dem Hofleben das Betragen jener misgünstigen, eifersüchtigen Neidlinge ist, welche sich zwar öffentlich meine Freunde und Diener nennen, aber niemal aufhören, mich ingeheim anzufeinden, zu tadeln, zu verleumden, und mit Argliist ehrlose Streiche zu wagen, damit ich in die Ungnade meines Herrn verfallen möchte. Ganz vermuthlich sind Euer Majestät durch ihre falsche Anklagen verleitet worden, die heutige Untersuchung in der Schazkammer und in

meiner

meiner Behausung vorzunehmen. Wie übel wäre es mir ergangen, wenn diese Anklagen ohne Untersuchung für wahrhaft angenommen; oder wenn durch ihre spitzfindigen Ränke die schriftlichen Zeugnisse aus meinen Händen entwendet, und die ausgelieferten Edelgesteine auf die Seite geräumet worden wären? Ist nicht vor kurzer Zeit im türkischen Reiche ein hoher Beamter auf solche Weise um seine Ehre und um sein Leben gekommen? Darum werfe ich mich Euer Majestät zu Füßen, und bitte unterthänig um meine Entlassung. Sey mir erlaubet, zu meinem ergrauten Nährvater zurückzukehren, und ihm in Besorgung seines Landgutes Hilfe zu leisten. Ich verlange nichts mit mir fortzunehmen, als was ich hergebracht, und bisher in dieser Kammer bewahret habe. Die Handarbeit wird mir alle Nothwendigkeiten verschaffen, dabey werde ich wieder finden, was mehr als Silber und Gold werth ist, was ich ehemals im Hirtenstande, aber seitdem

nicht mehr gehabt habe, Ruhe und Sicherheit.

Diese Anrede drang dem König sehr zu Herzen: er bewunderte und schätzte jetzt seinen so unbillig verläumdeten und so edel denkenden Schatzmeister noch weit mehr, als vorher. Mit einem freundlichen Blicke spricht er zu demselben: Stehe auf Muhamed! Ich bin von deiner Rechtschaffenheit überzeuget; aber deine Bitte erhöre ich nicht. Bleib in meinen Diensten. Du sollst auch hier unter meinem Schutze die verlangte Ruhe und Sicherheit genießen. Hierauf nimmt er sein königliches Oberkleid ab, reichet es diesem treuen Beamten, und befiehlt ihm, dasselbe gleich auf der Stelle anzulegen. Das ist bey den Persischen Monarchen ein Zeichen der allergrößten Gunst und Gewogenheit, mit welchem sie nur selten einen geliebten Unterthanen ehren. — Wie sehr mußte dieses neue Glück des Schatzmeisters Muhamed seine beschämte Ankläger schmerzen! Aber meines Erachtens konnte es ihm selbsten keine große Freude verursachen; lieber wäre ihm seine Entlassung

lassung gewesen; er hatte schon gar zu lang beobachtet, wie unbeständig die Gunst und Gewogenheit großer Herren zu seyn pflege, gleich dem hellen Sonnenscheine zur Sommerszeit, auf welchen oft unvermuthet ein finsteres Donner- und Hagelwetter folget.

Von seinem fernern Schicksale ist mir nichts bekannt. Was ich bisher erzählet, ist theils aus dem Buche: Neueröffneter Bilder- oder Historien Saal, von Imhoff; theils aus der Reisebeschreibung durch Persien, von Tavernier, entnommen. Es kann schon erklecken, lieber Bruder, um jenen kleinmüthigen Landleuten ihren Irrthum zu benehmen, welche sich einbilden, es gebe nur in ihrem, und nicht auch in andern Ständen, große Beschwerlichkeiten.

Ein Gespräch über die vorhergehende Geschichre.

Handw. Das habe ich auch bisweilen solchen Leuten gesagt: aber sie waren flugs mit der Antwort da, in andern Ständen gebe es doch neben dem Bösen viel Gutes; die Beschwer-

schwerlichkeiten werden durch mancherley Annehmlichkeiten und Vortheile gemildert; aber in dem Bauernstande seye es nicht so.

Pfar. Ihr müsset ihnen keck widersprechen. Ich weiß keinen Stand, dessen Annehmlichkeiten und Vortheile so oft und so häufig in uralten und nagelneuen Büchern angerühmt werden, wie jene des Bauernstandes. Wenn schon viele Schriftsteller, besonders die Poeten, auf eine übertriebene Art mit fantastischen Auszierungen davon reden, bleibt doch die allgemeine Sage war, daß das Landleben in mehrern Stücken dem Stadtleben vorzuziehen seye.

Handw. Ey, ey! was sagen Sie? Ich möchte wenigst etwas hören, das in den Büchern von diesem Vorzuge steht.

Pfar. Es heißt, zum Exempel, das Landleben tauge besser zur Erhaltung der Gesundheit und der Leibsstärke, welche zwey kostbare natürliche Güter des Menschen mit keinem Gelde erkauft werden können. Die frische, reine, immerdar erneuerte Luft, welche die Lande-

Landbewohner, also zu reden, von der ersten Hand empfangen, seye weit heilsamer, als die schwere, von tausend Lungen ausgeathmete, zwischen Häusern und Mauern eingeschlossene Stadtluft. — Wenn sie nur gemeine, von Jugend auf angewöhnte Speisen und Getränke, nur zu gewissen Zeiten genießen, da sich Hunger und Durst anmeldet, finden sie dieselben allezeit schmackhaft, und haben nichts von den unzahlbaren Unpäßlichkeiten und Krankheiten zu fürchten, welche aus dem Genuße vielfältiger, starkgewürzter, künstlich zubereiteter, ausländischer Eßwaaren, und fremder, hitziger, berauschender Getränke zu entstehen pflegen. — Ihre Handarbeiten verschaffen ihnen sogar auf einem schlechten Strohlager einen ruhigen und erquickenden Schlaf, welchen oft müßige Gassentreter, ja auch von Kopfarbeiten ermüdete Stadtbewohner auf einem weichen Federbette vergebens wünschen. — Dem Landmanne seyen die Thore niemal verschlossen, wenn er Geschäfte halber, vor Tage auf dem Lande herumreisen, oder bey spät er Nacht von dannen nach Hause kehren wolle. — Er werde nicht verarget, noch verspottet,

wenn er sich nicht nach der Mode, sondern nach seinem Belieben kleidet. — Er seye nicht schuldig, seinen Dorfgenossen und Nachbarn mit ausstudirten Sprüchen und zierlichen Komplimenten aufzuwarten. — Auf dem Lande könne er viel leichter angenehme Gesellschaften von wahrheitliebenden offenherzigen Leuten antreffen, als in manchen Städten, deren Einwohner selbsten bekennen, die alte deutsche Redlichkeit seye verschwunden, ein aufrichtiger Mann werde jetzt für einfältig und dumm gehalten; man dürfe fast Niemanden mehr trauen; unter dem äußerlichen Scheine der Freundschaft liege insgemein tükische Falschheit und Argliſt verborgen.

Handw. Das ist alles wahr, und es fallt mir oben drauf noch etwas ein. Ich habe unlängst einen braven Hausvater jammern und klagen gehöret, daß einige Aeltern auf dem Lande ihre jungen Söhne und Töchter ohne Nothwendigkeit so oft in die Stadt laufen, und so lang darinn bleiben lassen. Was erfolget? sprach er ganz ernsthaft: diese jungen Leute kommen da und dort hin;

bis-

bisweilen in gefährliche Orte und Gesellschaften, wo sie hören und sehen, was sie nicht hören und sehen sollten. Da wird die furchtsame Schamhaftigkeit, welche der Landjugend sonst lange Zeit zum Schuze der Unschuld und Tugend dienet, nach und nach in eine unanständige Frechheit verwandelt; sie werden arglistiger und verschmizter, aber nicht gewissenhafter; sie nehmen hin und wider etwas von den Stadtsitten an, aber nicht das Gute; sie vergaffen sich in die prächtigen Kleidungsmanieren, und wollen auch mit feinen Zeugen und Tüchern mit Seiden und silbernen Zierrathen prangen: hiemit nimmt die schädliche Geldverschwendung und die gefährliche Hoffart von Tag zu Tag überhand.

Pfar. So erkennet ihr dann selbst, daß die Landluft nicht nur im buchstäblichen, sondern auch im sittlichen Verstande heilsamer seye, als die Stadtluft, weil die Unschuld, die Eingezogenheit, die guten Sitten junger Leute sicherer auf dem Lande, als in den Städten

er-

erhalten werden. Das sind ja wichtige, den Aeltern und Kindern höchst nützliche Vortheile des Bauernstandes! Lasset euch noch zum Beschluße einige Zeilen aus einem artigen Buche vorlesen. Ihr könnet hernach selbst nachdenken, ob der Verfasser Recht, oder nicht Recht habe. „Es ist schon in vorigen Jahrhunderten, sagt er, von vielen klugen Leuten die „Frage gestellt worden, ob nicht eine Art von „Gleichheit würde zu finden seyn, wenn man „die wahre Beschaffenheit, den Nutzen und die „Beschwerden der verschiedenen Stände in der „Welt mit einander vergleichen, und die Vermischung des Guten mit dem Bösen, so im „menschlichen Leben bey Großen und Kleinen, „Armen und Reichen zu finden ist, gründlich „untersuchte. — Jeder Stand hat seine „Vergnügenheiten, und seine Plagen: in keinem ist der Mensch vollkommen ruhig und „zufrieden, sondern wünschet und suchet ängstig mehrere und größere Vergnügenheiten: „dazu kommen äußerliche Widerwärtigkeiten „und Unglücke, die er nicht vermeiden kann. „Doch wohnet insgemein etwas mehr Ruhe „in schlechten Hütten, als in großen Häusern

„und

„und königlichen Palästen; weil die Armen „nur nach kleinen und geringen Sachen stre„ben, und oft hoffen können, ihre Wünsche „wenigstens auf eine kurze Zeit erfüllt zu se„hen, da hingegen die Absichten der Großen „auf hohe, wichtige, auch wohl gar unmög„liche Sachen gerichtet sind. Hiezu kömmt, „daß geringe Leute, welche von Jugend auf „der Dürftigkeit und der Trübsal gewohnet, „leichter im Unglücke sich finden und trösten, „als große Herren und reiche Leute, so im „Wohlstand erzogen, keine Widerwärtigkeit „ausgestanden, über die geringste Dinge em„pfindlich sind, auch wohl gar verlangen, daß „alles nach Wunsch, und ihrem oft ungereim„ten Willen ergehen solle. Ein armer Bauer „oder Bürger wird zuweilen alle Gelassenheit „von sich spüren lassen, wenn er durch Feuer „oder andere Unglücksfälle, Haus, Hof, „Vieh und all sein Hab und Gut verloren; „da sein Vornehmer die größte Ungeduld und „Zorn ausschüttet, wenn der Koch die Desi„kateſſen nicht nach seinem Geschmacke zuberei„tet; Schneider, Perückenmacher, und andere „Handwerker an der neuen Mode fehlen; bey

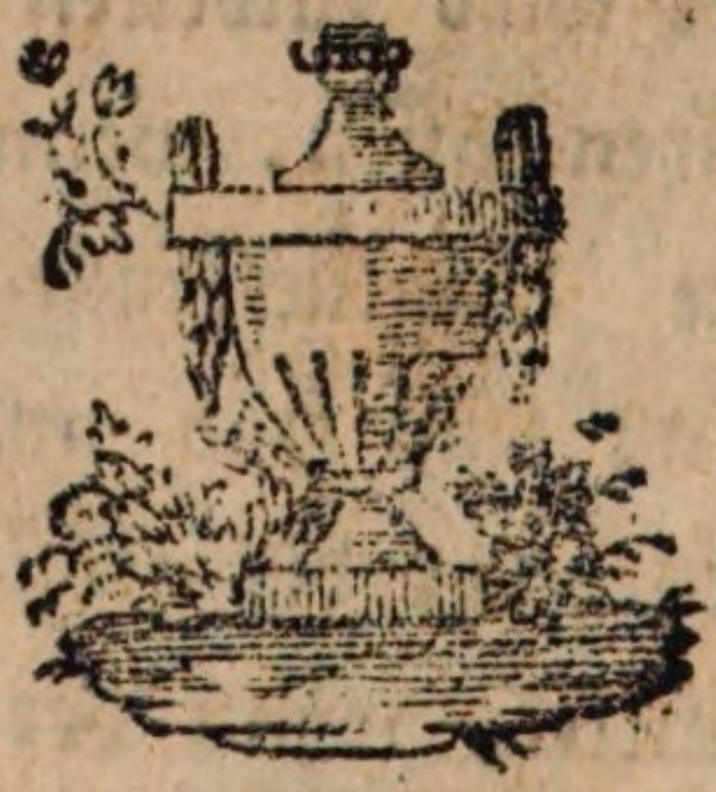
„den

„den Meubles (Hausgeräthschaften), Gebäu-
„den und Zimmern etwas abgeht, oder man-
„gelhaft ist."

Jetzt guten Abend, lieber Bruder! die Trostgründe, von welchen wir heut geredet, sind nur natürliche und schwache: man muß im Leiden allezeit noch jene viel kräftigere, christliche, übernatürliche Trostgründe dazu nehmen, von welchen wir anderemal gehandelt haben.

E N D E.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reebmann, Joseph

Ein rechtschaffenes Exempelbuch für unstudirte Leute

Bd.: Zweyter Theil

Augsburg 1797

Asc. 5562 w-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10998645-6
VD18 90986229